



# Die Insel Felsenburg.

---

Viertes Bändchen.

---

Druck und Papier  
von Fr. Vieweg und Sohn  
in Braunschweig.

---

# Die Insel Felsenburg

oder

wunderliche Fata einiger Seefahrer.

Eine Geschichte

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Eingeleitet

von

L u d w i g T i e c k .

Viertes Bändchen.

---

Breslau,

im Verlage von Josef May und Komp.

1 8 2 8 .



# Die Insel Felsenburg.

---

Viertes Bändchen.

---



## Reisebegebenheiten

## des Kapitein Horn.

„Nachdem ich vor nunmehr drei Jahren — begann der Kapitein Horn seine Erzählung — auf meiner von Amsterdam aus unternommenen Seereise Angesichts dieser glücklichen Insel von meinem werthen Patrone, dem Herrn Kapitein Wolfgang, gehdrigen Abschied genommen hatte, führte mich ein rascher Wind beinahe zwei Monate fort, ohne daß ich das geringste Ungemach empfand. Endlich aber wurde uns bange, da das süße Wasser und das Brennholz ganz auf die Neige gekommen war, und wir nicht wußten, nach welcher Seite wir uns wenden sollten, um eine Insel anzutreffen, auf welcher dieser Mangel ersetzt, und zugleich die etwa nöthigen Verbesserungen am Schiffe vorgenommen werden könnten. Ehe indeß unser Wunsch erfüllt wurde, hatten wir einen entseßlichen Sturm auszustehen, der bis in den ersten Tag anhielt, und nicht allein uns abmattete, sondern



auch das Schiff, ungeachtet es ungemein dauerhaft gebaut war, so zurichtete, daß, wofern sich nicht bald Land zeigte, nichts Gewisseres als das Verschmachten und Versinken zu vermuthen war.

Zwei Tage nach Aufhören des Sturms trafen wir ein in den letzten Zügen liegendes portugiesisches Schiff an, dessen Gefahr wir noch weit größer als die unsrige befanden, denn es saß auf einer verdeckten Sandbank dergestalt fest, als ob es angenagelt wäre, und einen Flintenschuß davon ragten die Masten eines andern versunkenen Schiffs aus dem Wasser hervor. Wir waren sämmtlich, sowohl wegen unserer eigenen Noth als auch aus Mitleid, sogleich bereit, diesen Elenden unsere Hilfe anzubieten, brachten auch des Portugiesen beste Ladung sowohl als die darauf befindliche Mannschaft in unser Schiff, und das portugiesische Schiff glücklich von der Sandbank ab, worcin sich aber Niemand mehr wagen wollte, weil es bei dem geringsten Ungeßüm aus einander zu fallen drohte. Das versunkene war ein englisches Schiff, von welchem der Portugiese den Kapitain nebst sechs Mann, die sich noch bei Zeiten in's kleinste Boot hatten werfen können, aufgenommen hatte, dagegen war den guten Engländern ihr Vermögen mit versunken.

Ich und die Meinigen waren bloß darüber sehr vergnügt, daß wir von dem Portugiesen frische Kost und süßes

Wasser bekamen, denn es hatte sich derselbe erst vor Kurzem auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit allen Bedürfnissen wohl versorgt. Nachdem uns derselbe aber angezeigt, daß wir nach kurzem Herumkreuzen unfehlbar die eine oder die andere, obschon unbewohnte Insel in dieser Gegend antreffen müßten, folgten wir seinem Rathe, und erblickten auch wirklich nach drei Tagen zwei derselben mit unsern Augen, wovon wir die nächste und kleinste zu unsern Ruheplazze erwählten. Des Himmels Fürsorge ließ uns auf derselben dasjenige antreffen, was wir am nöthigsten brauchten, nämlich süßes Wasser und ziemlich gutes Holz zu Ausbesserung der Schiffe. Ueberdies lieferte uns nicht allein die See vielerlei Arten von Fischen, sondern auch das Land einige Früchte und Wildpret, jedoch eben nicht in Ueberfluß.

Wir machten uns nun zuerst über das sehr beschädigte portugiesische Schiff her, und brachten dasselbe nach vieler sauern Arbeit endlich in vollkommen guten Stand. Hierauf wurde das unsrige vorgenommen, welches mit leichterer Mühe und in kürzerer Zeit völlig ausgebessert war.

Unterdeß begegneten uns auf dieser Insel zwei Unglücksfälle. Beim Holzfällen fuhr nämlich einem von unsern Leuten ein scharf zugespitztes Beil vom Handgriffe ab, und dem gegenüber Sitzenden, der seine Art auf dem Schleifsteine wegte, so gerade und tief in das linke Auge hinein,

daß er ungeachtet alles angewandten Fleißes dreier Wundärzte, nämlich des unsrigen, so wie auch des portugiesischen und englischen, zwei Tage nachher sterben mußte. Er hieß Johann Tobias Fasert, war meines Wissens von Minden an der Weser gebürtig, seiner Profession ein Bäcker, und sonst ein feiner, arbeitsamer und beherzter Mensch von etwa sechs und zwanzig Jahren.

Das andere Unglück war folgendes. Zwei Portugiesen, zwei von meinen Leuten, und ein Engländer, streiften eines Tages etwas weit in die Insel hinein, und brachten gegen Abend zwei junge Stück Wild, sechs geschossene Vögel, die an Größe den Umseln gleichen, und dann einen ziemlichlichen Sack voll delicateser Wurzeln, wovon man ein überaus wohlschmeckendes Gemüse kochen konnte. Dies alles gaben sie preis, und behielten für sich bloß etwas weniges von den Wurzeln und die sechs Vögel, woraus sie für sich eine besondere Abendmahlzeit bereiteten. Dann gingen alle fünf in eine besondere Hütte, um sich für ihre gehabte Mühe etwas zu Gute zu thun. Während sie nun ihr zubereitetes Gemüse nebst den gebratenen Vögeln angerichtet hatten, ging von ungefähr der sehr betrübte englische Kapitain Woble y vorbei, weshalb sein Landsmann zu den übrigen Gefährten sagte: „Sehet, meine Herren, wie betrübt mein Kapitain daher spazieret. Wollte der Himmel, er hätte

nicht mehr verloren als ich, so würde ihm das versunkene Schiff lange nicht mehr im Kopfe herumschiffen. Aber, wenn es Euch nicht zuwider ist, so will ich ihn auf den sechsten gebratenen Vogel zu Gaste bitten, denn wir behalten dennöch der Mann noch einen Vogel."

Meine Leute, so wie auch die Portugiesen, ließen sich dies gern gefallen. Daher wurde der Kapitain Wodley, der sonst bei mir speisete, zu Gaste gebeten, und da er ein sehr leutseliger Mann war, so schlug er es nicht ab, sondern aß sowohl etwas von dem Gemüse, als auch den ihm zugetheilten Vogel mit gutem Appetite, gleich den andern, die noch denselben Abend lustig und guter Dinge waren und an keine Krankheit dachten. Allein am folgenden Morgen wurden meine zwei Deutschen, der Engländer und ein Portugiese auf ihrem Lager todt gefunden; der Kapitain Wodley aber und der andere Portugiese waren dick geschwollen, und konnten kaum ein Glied am ganzen Leibe regen.

Wie groß unser Schrecken hierüber gewesen, ist leicht zu erachten. Jedoch, da unsere Schiffbarbiere herzukamen und uns in der Meinung bestärkten, daß sowohl die Verstorbenen als auch die noch lebenden Patienten ein starkes Gift genossen haben müßten, wurden alle möglichen Mittel vorgekehrt, um die letzteren von dem augenscheinlichen Tode

zu erretten, welche denn auch so gut anshlugen, daß sowohl der Kapitain als auch der Portugiese binner vierzehn Tagen sich gänzlich außer Gefahr befanden. Die Verstorbenen begruben wir, jeden in ein besonderes Grab, doch nahe beisammen, unter einen dicken, unfern am Ufer stehenden Baum. Ich aber bejammerte besonders meine zwei wackeren Leute, deren einer ein verunglückter Handelsmann aus dem Lüneburgischen, Namens Georg Ulrich Vorberg war, der andere ein Fleischhauer aus dem Anhaltischen, Namens Johann Martin Stahlkopf.

Es entstand nun viel Untersuchens, woran sich denn eigentlich diese Personen die Krankheit und den Tod gegessen hätten. Denn die meisten von uns hatten gleich jenen von dem Wurzelgemüse, obschon keine Vögel gespeiset, auf welche letztere Niemand einigen Verdacht legte, sondern vielmehr meinte, es müsse etwas sehr Giftiges in ihren Gemüsetopf oder in die Anrichteschüssel gefallen sein. Allein der Kapitain Wobley half uns aus dem Traume. Dieser hatte nämlich beobachtet, daß die vier Verstorbenen die Mägen und das meiste von dem Eingeweide ihrer gebratenen Vögel mitgespeiset, welches er und der eine Portugiese zu allem Stück unterlassen hatten. Einen noch stärkeren Beweis hiefür gab des Kapitain Wobley Hund, der nicht das Geringste vom Gemüse, jedoch die zwei hinweg geworfenen

Eingeweide nebst den Knochen der Vögel gefressen hatte, und noch in derselben Nacht gestorben war.

Ich habe etliche Tage nachher in Gesellschaft unseres Barbiers selber acht Stück von dergleichen Vögeln geschossen. Dieser zerschnitt drei derselben, und fand in ihren Mägen eine Art grünllicher Beeren nebst einem dicken, sehr scharfen Saft, der sogleich sein Messer blau anlaufend machte, und zwar so, daß es nicht wieder blank zu machen war. Mich dauerten unsere vier getreuen, bei uns befindlichen Hunde, sonst hätte ich sofort ein paar Vögel braten und die Probe machen lassen; allein der Chirurgus, Herr Brachmann, war dennoch so neugierig und schalkhaft gewesen, ein paar zu braten, und dieselben unvermerkt eines Portugiesen Hunde vorzuwerfen, welcher dieselben begierig gefressen und noch vor Abends den Tod davon gehabt hatte.

Nachdem unterdeß sowohl das portugiesische als unser eigenes Schiff völlig segelfertig gemacht worden war, nahmen wir auf inständiges Bitten des Engländers unsern Weg zurück nach dessen versunkenem Schiffe. Dieser hatte sich nämlich mit dreien, bei mir befindlichen Tauchern bedet, und nicht allein ihnen, sondern uns allen ansehnliche Geschenke versprochen, wosern ihm die besten Sachen aus seinem so tief unter Wasser stehenden Schiffe herauf geholet würden. Der Portugiese sah dies ungern; allein, da er sel-

ber mir und den Meinigen den größten Dank schuldig war, so konnte er sich nicht wohl enthalten, meinem Zureden Gehör zu geben, und dem ganz verarmten Engländer mit Hilfe zu leisten. Wir fanden das versunkene Schiff binnen weniger Zeit glücklich wieder, unsere drei Taucher aber setzten sich und ihre Gehäuse, vermittelst deren sie von uns wollten in die Tiefe hinabgelassen werden, sogleich in Bereitschaft, und traten diese gefährliche Fahrt wechselsweise binnen fünf Tagen so oft an, bis sie des Engländers beste Sachen nach und nach an die hinabgelassenen Haken eingehängt hatten, welche sodann von uns hinauf gewunden und ihm zugestellt wurden. Er hätte vermuthlich nicht ungern gesehen, wenn wir nicht nur noch fünf Tage, sondern so lange gearbeitet hätten, bis nicht das Geringste von guten Waaren mehr in seinem Schiffe geblieben wäre; allein, da er selbst gestand, daß die größten Schätze und Kostbarkeiten nunmehr aufgefischt seien, wurden meine Leute des gefährlichen Handels überdrüssig. Und so fuhren wir denn, nachdem der Engländer dem Portugiesen ein reichliches Geschenk an baarem Gelde für die erste Aufnahme gegeben, und sich nebst seinem Sohne bei mir eingeschiffet hatte, von dannen, und setzten unsere fernere Reise nach Ostindien fort.

Ich mußte mein Tagebuch zur Hand nehmen, wenn ich alle einzelnen Umstände hier ausführlich erzählen wollte,

allein ich will für jetzt nur so viel berichten, daß wir ohne weiteren Anstoß glücklich bei der Insel Java anlangten. Der Portugiese blieb, ich weiß nicht, aus welchen Ursachen, ziemlich weit hinter uns zurück, ich aber ließ mich von dem treuherzigen Engländer bereben, in den Santamischen Hafen einzulaufen, und daselbst mein Gewerbe zu treiben, was mich denn auch nicht gereuet hat. Dagegen war der gute Kapitain Wodten desto unglücklicher, indem ihm keiner von seinen Anschlägen daselbst gelang. Ja seine übrigen fünf Gefährten spielten ihm allerlei böse Streiche, und brachten den redlichen Mann um so vieles Vermögen, daß er, obwohl er noch eine ziemliche Geldsumme übrig behalten, dennoch mit Niemandem weiter in Compagnie treten wollte, als mit mir.

Dies war mit und den Meinigen überaus angenehm; denn er besaß im Seefahren und in der Handlung weit mehr Erfahrung und Kenntniß, als wir alle mit einander. Daher nahmen wir ihn, seinen Feinden zum Trost, mit Freuden unter uns auf, und fuhren mit ihm nach der großen Insel Bornee.

Daselbst schienen sich mir und den Meinigen sehr gute Aussichten zu einem einträglichem Handel zu eröffnen; denn diejenigen Waaren, welche mir Herr Wolfgang in Kommission anvertraut hatte, so wie auch das, was ich für mich



selber mitgenommen, fand überall Liebhaber genug. Da indeß der Kapitain Wodley bemerkte, daß ich gegen Gold und Specereien, besonders aber gegen ungermein schöne Diamanten, allzu viel loschlagen wollte, sagte er insgeheim zu mir: „Mein Freund, übereilt Euch nicht mit Umtauschung Eurer Waaren, wofür Ihr an anderen Orten weit mehr Gold, die Specereien aber fast umsonst bekommen könnet. Was aber die Diamanten anbelangt, so kauft die schönsten auf; denn in ganz Ost- und Westindien werdet Ihr dergleichen nicht leicht feiner und wohlfeiler antreffen. Eure Leute indeß lasset von ihren Gütern immerhin verhandeln, so viel sie wollen, denn dadurch wird Euer Schiff lediger und um so bequemer, andere nützliche Waaren für Euch einzunehmen.“

Meine Gefährten, die etwas zu verhandeln hatten, wegen mehrentheils junge unerfahrene Kaufleute, und schlugen gewaltig los, weil sie es zu versäumen meinten und daneben sich einbildeten, ich würde mich nicht allzu lange in Ostindien aufhalten, sondern meine Waaren an einem gewissen Ort: auf einmal loschlagen und umtauschen, und dann wieder auf einen eiligen Rückweg denken.

Nachdem ich mit ihnen zu Gefallen lange genug daselbst aufgehalten, das Schiff mit allen Bedürfnissen wohl versehen hatte, zogen wir endlich südostwärts, außer

halb der langen Reihe kleiner, meist unbewohnter Inseln, um Borneo herum, und gerades Weges auf die Philippinischen Inseln los, wurden aber bald hernach an die Küsten von Macassar verschlagen.

Nicht sowohl die Noth als der Vorwitz trieb uns an, daselbst auszusteißen, zumal da der Kapitain Wodley berichtete, daß die Holländer an diesen Orten mehrentheils den Meister spielten, und nicht allein die Hauptstadt in Besiß, sondern auch mehrere Festungen darauf hätten. Meine doppelten Pässe, die mir sowohl die Rechte eines freien Kaufmanns als auch die eines holländischen Schiffskapitains verschafften, kamen uns daselbst nicht wenig zu Statten. Meine Leute wucherten und handelten, aber nicht anders als die Juden, und sobald diese Ueppigen etwas erworben hatten, geriethen sie in eine liederliche und schändliche Lebensweise, welche verursachte, daß sich ihre Anzahl um fünf Personen verringerte, und zwar solchergestalt.

Es befanden sich auf diesem Lande sehr viele, vor andern Indianerinnen wohlgebildete Frauenzimmer, welche besonders die Europäer um ihrer weißen Haut willen gar wohl leiden mochten. Obwohl nun dieselben von ihren Eltern, Befreundeten und Männern ziemlich gehütet wurden, so wußten sie doch eben so gut, als unsere europäischen Frauenzimmer, leicht heimliche Zusammenkünfte zu veranstal-

zen, zumal wenn sich die weißen Mannspersonen fein freigebig gegen sie anstellten. Nun hatte sich einer von meinen Leuten, nämlich Jonas Brankel, ein junger lieberlicher Kaufmannssohn aus Rotterdam, der sein väterliches Erbtheil bis auf etliche hundert Thaler verthan und deshalb die Reise nach Ostindien angetreten, in eine junge Ehefrau sterblich verliebt, auch bereits mehreremal Gelegenheit gefunden, sich ihr zu nähern. Dies merkte ein daselbst in Besatzung liegender holländischer Soldat, der unfehlbar zuvor mit eben dieser Ehefrau gleichfalls in unerlaubtem Umgange gelebt haben mochte, und verrieth es daher ihrem Ehemann, der sogleich auf Rache bedacht war, und noch denselben Tag einen Meuchelmörder erkaufte, um den fremden Liebhaber seiner Frau aus der Welt zu schaffen.

Jonas Brankel wurde an dem folgenden Tage durch die Zuschrift eines Unbekannten gewarnt, sich bei Zeiten fortzumachen oder wenigstens seine Geliebte zu verlassen; allein er lachte dazu, und machte aus der ganzen Sache einen Scherz. Indes zwei oder drei Tage nachher, als er nebst vieren seiner Kameraden aus einem Schenkhause geht, und sich, ungeachtet es kaum Mittag war, schon ziemlich berauscht hatte, kommt plötzlich ein toller Macassarischer Bube aus einem andern Hause gesprungen, und indem er etlichemal: Moka! Moka! ruft, läuft er hurtig auf Bran-

keln zu, und streckt denselben mit einem einzigen Dolchstiche zu Boden. Brankel's Kameraden ziehen zwar ihre Degen, um ihres Zehgefährten Tod zu rächen, und hauen auch gewaltig auf den Macasser los. Doch dieser, da er nicht nur unter den Kleidern geharnischt, sondern auch durch einen, bei ihnen gebräuchlichen starken Trank zur größten Tollkühnheit gereizt ist, kümmert sich wenig darum, sondern richtet seine vier Gegner mit dem großen Seitengewehr bergestalt zu, daß sie noch vor Anbruch des andern Tages, so wie Jonas Brankel, ihren Geist aufgeben mußten. Es ist nämlich zu bemerken, daß diejenigen Macasser, welche auf das Moka-Schreien oder, deutlicher zu reden, auf das Morden und Todtschlagen ausgehen, ihre Dolche, Schwerter und Pfeile bergestalt vergiften, daß ein dadurch Verwundeter nicht leicht am Leben bleibt, wenn ihm nicht mit dem Saft' aus den Blättern eines gewissen Baumes bei Zeiten Hülfe geschafft wird. Wir wandten nun zwar dieses Mittel ebenfalls an, allein entweder waren die Wunden zu tief, oder die Arznei war zu spät angekommen.

Um merkwürdigsten erschien mir bei der ganzen Sache der Umstand, daß dem Jonas Brankel, wie er uns allen wenige Monate zuvor erzählt hatte, durch einen Nativitätssteller prophezeit worden war: er würde in Rotterdam erstochen werden. Um nun sowohl diesen Propheten zum Lüg-

ner zu machen, als auch aus Furcht vor seinen vielen Feinden, hatte er seine Geburtsstadt Rotterdam verlassen, und einen großen Schwur gethan, dieselbe mit seinem Willen nie wieder zu betreten. Allein der Elende vermochte eben so wenig seinem Verhängnisse zu entgehen, als den Nativitätsteller zum Lügner zu machen; denn diese Festung auf der Insel Celebes, wo er erstochen wurde, führte ebenfalls den Namen Rotterdam.

Man wird sich leicht vorstellen können, daß mir diese Begebenheit viel Versäumniß, Mühe und Sorgen zugezogen habe, zumal da mich alle mein: übrigen Leute zwingen wollten, durchaus nicht ohne Genugthuung von dannen zu weichen; allein es war nichts zu machen, denn den Thäter wollte oder konnte Niemand finden. Daher gaben mir einige daselbst einquartirte redliche Holländer den Rath, ich möchte doch, um nicht mein Leben selber in Gefahr zu setzen, in Gottes Namen fort reisen; denn die Macasser wären eingefleischte Teufel, und sehr schwer zur Billigkeit zu bringen. Also kaufte ich den Holländern noch vier Sklaven für eine ziemlich starke Summe Geldes ab, und segelte, weit verdrießlicher als vormals, auf die Philippinischen Inseln zu.

Wir waren noch nicht zwei Nächte unter Segel gewesen, als mir eine neue Verdrießlichkeit begegnete. Es hatten nämlich zwei meiner Leute, Lorenz Wellingson, ein

Schwede, und Jürgen Frisch, ein Holsteiner, für sich allein, jedoch mit meiner Erlaubniß, einen jungen achtzährigen Slaven gekauft, und, wosern ich mich recht erinnere, sechzig oder achtzig Dukaten dafür gegeben. Sie warteten und pflegten denselben auf's Allerbeste, um, wie sie vorgaben, einen tüchtigen Kerl aus ihm zu ziehen; denn der Bursche sah von Gesicht sehr wohl aus, und zeigte auch allem Anscheine nach einen sehr gelehrigen Kopf und sehr geschickte Hände. Endlich kam ich hinter ihre Schelmenstreiche, und merkte, daß sie mich betrogen hatten. Es war nämlich keine Mannsperson, sondern ein Frauenzimmer, die sie beide sich zu gemeinschaftlicher Unzucht halten wollten; doch hatten sie sich bis dahin noch nicht einigen können, theils aus Eifersucht, theils auch, weil das Mädchen wider alle Erwartung ihre jungfräuliche Keuschheit zu bewahren gewußt hatte. Ich ließ beide Buhler, sowohl des mir gespielten Betruges als auch der vorgehabten Unzucht wegen, in Ketten und Banden legen, gab ihnen scharfe Verweise, und bedrohte sie mit der gebührenden Strafe; wobei denn herauskam, daß ein Jeder sie, um ihrer besonderen Keuschheit willen, zur ehelichen Frau haben, und dem anderen die vorgeschossene Hälfte des Geldes wieder erstatten, auch wegen der ehelichen Verbindung so lange sich gebulden wollte, bis die Frauensperson getauft und zum christlichen Glauben bekehrt sein würde.

Ein Jeder war bereit, dem andern das Geld auszuzahlen, keiner aber wollte dem andern die Braut überlassen. Ich fragte das Frauenzimmer, die ziemlich gut das Holländische verstand, aber es nur sehr schlecht zu reden vermochte: ob sie lieber den drei und vierzigjährigen Schweden, oder den ein und dreißig jährigen Holsteiner zum Ehemann verlangte; allein sie bezeugte zu dem einen so wenig Lust als zu dem andern, sondern bat, ich möchte ihr dazu behülflich sein, daß sie bis in ihr zwanzigstes Jahr eine Jungfrau bleiben dürfte. Auf die Frage aber: warum eben bis in ihr zwanzigstes Jahr? wollte sie durchaus keine genügende Antwort geben.

Der Kapitain Wobley, Adam Gorques, mein Lieutenant, und alle Andern verwunderten sich ungemein über dieses Mädchens außerordentliche Tugend, ich aber wollte derselben nicht eher Glauben beimessen, als bis sie eine stärkere Probe ausgestanden hätte. Ich verabredete daher mit Wobley, Gorques und etlichen Andern, daß sie sich in meiner Kammer heimlich verbergen mußten, um Alles mit anzusehen und anzuhören, was ich vorzunehmen Willens war.

Hierauf ließ ich gegen Abend die Tali — dies war ihr Name — in meine Kammer rufen. Während ich nun hier auf meinem Bette saß, und sie neben mich hinzusetzen genöthigt hatte, fing ich dem Scheine nach auf das Verliebteste mit ihr zu sprechen an, setzte ihr verschiedene Ar-

ten von dem besten Confect und Früchten nebst Wein und anderem starken Getränke vor; allein sie genoß Alles so mäßig, daß man sich darüber wundern mußte, und meine beliebtesten Reden wurden von ihr sehr kaltfinnig, doch höflich, erwidert. Nach und nach stellte ich mich etwas dreister, zeigte ihr vortreffliche und kostbare Zeuge zu Kleidungen nebst allerlei Goldstücken und Edelsteinen, mit dem Versprechen, ihr dies alles zu verehren, wofern sie sich entschließen wollte, mir den Hauptbeweis ihrer Gegenliebe zu gewähren. Indes sie blieb hiebei ganz unbeweglich. Endlich stellte ich mich, als wollte ich das gesuchte Vergnügen mit Gewalt finden. Allein die reine Seele warf sich mir zu Füßen, und bat mich unter vielen Thränen, daß ich lieber ein Beschützer, als ein Verfolger ihrer Keuschheit sein möchte. Diese seltsame und bei einer Heidin nie vermuthete Aufführung ging mir dergestalt zu Herzen, daß ich mich nicht länger halten konnte, sondern ihr das ganze Geheimniß eröffnete, auch die verborgenen Zeugen ihrer Sittsamkeit herbei rief. Die Sache wurde übrigens nachher dahin ausgeglichen, daß Wellingson und Frisch mit einander um die Braut loosen, der Gewinner aber dieselbe nicht eher als nach Verlauf zweier Jahre heirathen sollte, binnen welcher Zeit sie nicht allein den christlichen Glauben, sondern auch nachher den ihr vom Glück zuertheilten Mann anzunehmen versprach.



Hierauf wurden die beiden Gefangenen ohne weitere Strafe wieder auf freien Fuß gestellt, und ließen sich den Vorschlag des Looses endlich auch in so weit gefallen, daß der Gewinner nicht allein die Braut behalten, sondern auch nicht schuldig sein sollte, dem andern das Geringste vom Kaufgelde herauszugeben, sondern dasselbe als eine Morgengabe zu behalten.

Das Glück wandte sich im Loosen auf des Holsteiner Frischens Seite. Wir wünschten ihm sämmtlich Glück dazu, Wellington aber suchte seine Bekümmerniß möglichst zu verbergen, denn er mochte die Indianerin, die ungeachtet ihrer bräunlichen Farbe von nicht gemeiner Gesichtsbildung war, recht heftig lieben. Mittlerweile war auf allen Seiten guter Friede, und wir Alle wendeten vielen Fleiß an, unsere Talli nicht allein in der holländischen Sprache, sondern auch im Kochen und Haushalten, hauptsächlich aber im Christenthume nach unserem besten Vermögen zu unterrichten, welches Alles sie mit leichter Mühe und mit vielem Vergnügen erlernte. Allein der Satan war beschäftigt, ihretwegen ein neues Mordspiel anzustiften. Als wir nämlich einige Wochen nachher an einer kleinen Insel gelandet und ausgestiegen waren, um etwas Holz nebst frischem Wasser einzunehmen, vornämlich aber frisches Wildpret und Vögel zu schießen, ging Talli eines Tages etwas tief in's Gesträuch, um

allerlei schmackhafte Kochspeise einzusammeln. Hier schlich ihr Lorenz Wellingson so lange nach, bis er sie an einem Orte traf, der ihm zu Ausübung seines Muthwillens bequem schien. Er trug ihr seine Leidenschaft mit freundlichen Worten, Geberden und Anbietung etlicher Goldstücke vor, da sie aber von nichts hören wollte, sondern seine schändlichen Forderungen mit harten Worten bestrafte, wurde er endlich desperat, und wollte alle seine Kräfte anwenden, um dem guten Mädchen Gewalt anzuthun. Talli dagegen vertheidigte sich tapfer, und versetzte ihm mit einem leichten Grabstichel einen kräftigen Stoß in's Angesicht, wodurch er ganz betäubt wurde, sie aber Zeit bekam, sich gänzlich von ihm loszureißen und fortzulaufen. Zu allem Unglück begegnete ihr zufällig ihr Bräutigam, dem sie Alles erzählte, und den sie dadurch so sehr zum Zorne reizte, daß er sogleich den Wellingson aufsuchte, um mit ihm Streit anzufangen. Doch dieser Bösewicht ließ den armen Frisch nicht einmal an sich kommen, sondern warf ihm sein scharf gespitztes und geschliffenes Weil so tief in den Leib hinein, daß durch die gewaltige Deffnung sogleich das Eingeweide herausdrang.

Raum hatten wir von diesem abermaligen Unglück Nachricht erhalten, als wir den tödtlich Verwundeten auf einer Tragbahre in die Hütte trugen, in der Meinung,

Wellingson würde nicht wieder zum Vorschein kommen, sondern sich vielleicht des bösen Gewissens wegen in der Wildniß verbergen. Allein er kam, noch ehe es Abend wurde, und stellte sich mit ergrimmtten Geberden an, als ob er noch obendrein Recht hätte. Ich ließ ihn indeß sogleich fest machen und bis auf ferneren Bescheid krumm schließen.

Frisch starb am dritten Tage nach empfangener Wunde auf eine sehr klägliche Art. Wir aber, nachdem wir ihn begraben hatten, traten unsere fernere Reise an, und erreichten endlich nach vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten die große Philippinische Insel Mindanao.

Da der Kapitain Wodley hier bereits Bescheid wußte, so fuhren wir bis an den Ort, wo wir einen mittelmäßigen Fluß aus der Insel in die See fallen sahen, warfen daselbst etwa anderthalb Meilweges von der Küste die Anker aus, steckten große neue englische Flaggen auf, und gaben den Mindanaern unsere Anwesenheit durch sechs Kanonenschüsse zu verstehen. Es wurde uns von der Insel aus durch drei andere geantwortet, und bald darauf kam ein kleines Fahrzeug an, worauf sich ein Oberoffizier nebst vier Mindanaischen Soldaten und einem Dolmetscher, der ein Engländer war, befanden. Kapitain Wodley kannte den letzteren schon seit etlichen Jahren, weshalb sie einander mit den höflichsten Worten auf das Herzlichste bewillkommten. Er nöthigte

nicht allein diesen seinen Landsmann, sondern auch den Offizier nebst seinen Leuten zu uns an Bord zu kommen; allein die letzteren entschuldigeten sich damit, daß ihnen dies bei ihrem Sultan Verantwortung zuziehen würde, und so wurde denn bloß dem Engländer das Herauffsteigen erlaubt, mit welchem sich Wodley in ein ernsthaftes Gespräch einließ, während ich und einige der Meinigen den Offizier nebst seiner Mannschaft mit Wein und Konfekt traktirten und einen jeden reichlich beschenkten.

Unterdeß rief mich Wodley bei Seite und sagte: „Mein Freund, jezt ist es Zeit, daß wir einige Kostbarkeiten opfern und dem Sultan in Mindanao nebst seiner Familie, besonders seinem Großvezier, der sein naher Verwandter ist, ansehnliche Geschenke schicken; denn ich versichere, daß wir hundertfältigen Nutzen davon haben werden.“

Ich ließ mir dies gefallen, und suchte daher aus meinen besten Sachen folgendes hervor: zuerst eine goldene Halskette, an welche Wodley eine zwölf Dukaten schwere goldene Münze befestigte, auf welcher das Brustbild seiner königlichen Majestät in England, Georgs des Ersten, abgedruckt war; sodann eine kostbare Flinte mit zwei Schöffern und Läufen, zwölf Ellen violetten Sammet, und vier und zwanzig Ellen goldene Spißen, ein Fäßchen Canariensect, nebst einer kleinen Rolle Kanoster=Taback, und vielerlei Ar-

ten europäischer Zuckerwaaren. Kapitain Wobley legte nicht minder kostbare Sachen bei, für des Sultans vornehmste Gemahlin und deren fünf Kinder, desgleichen für den Großvezier. Dies alles mußte Adam Gorques, der sehr gut spanisch und englisch zu reden verstand, nebst noch einem andern Engländer von des Kapitains Wobley übrigen Leuten auf einem besondern kleinen Fahrzeuge in Begleitung des Offiziers überbringen, wir aber schossen wacker mit Kanonen hinter ihnen her.

Unsere Abgesandten waren nicht allein ungemein wohl empfangen und nebst den Geschenken angenommen worden, sondern der Großvezier kam gleich darauf folgenden Tages sehr früh zu uns an Bord, und brachte ein Gegengeschenk. Dies bestand in zwei Büffelochsen, zwei jungen Kühen, sechs Ziegen, drei Körben schönes Mehl, funfzehn großen Broten, sechs Körben mit allerlei Kochspeisen und Früchten, sechs Körben mit Reis, und etliche sechzig Krüge eines wohlschmeckenden kostbaren Getränks. Daneben brachte er uns die Erlaubniß mit, daß wir unser Schiff den Strom hinauf ziehen lassen und unser Gewerbe nach Belieben treiben könnten.

Der Kapitain Wobley gab sich hierauf dem Großvezier zu erkennen, wie er nämlich bereits vor zwölf Jahren mit dessen Vater, ja mit ihm dem Großvezier selber, als einem

damaligen Jüngling von etwa vierzehn bis sechzehn Jahren, sehr wohl bekannt gewesen, welches dem letzteren, als er sich der Wahrheit an verschiedenen Merkmalen erinnerte, eine außerordentliche Freude erweckte. Er ließ demnach nicht ab zu bitten, daß er sich aufs Baldigste mit ihm zum Sultan begeben möchte, der des jetzigen Großveziers Vatersbruders Sohn war, und ich sah es nicht ungern, daß ihm Wodley dahin folgte. Unterdeß war ich nebst den Meinigen beschäftigt, unser Schiff an einen Ort zu bringen, wo es vor den Sturmwinden und den Würmern, die sich um dasige Gegend aufhalten und binnen kurzer Zeit einen Schiffsboden gänzlich zu durchfressen im Stande sind, in sicherer Verwahrung liegen könnte.

Am zweiten Tage kam der Kapitain Wodley wieder zurück, und führte uns sämmtlich in die Residenz des Sultans, bis auf wenige Mannschaft, die zur Besatzung und Verwahrung des Schiffs und unserer Sachen zurückbleiben mußte.

Ich würde länger als zwei bis drei Tage Zeit haben müssen, — fuhr der Kapitain Horn fort — wenn ich der Länge nach Alles erzählen wollte, wie uns da von den Mindanaern und etlichen daselbst anwesenden Engländern und Holländern begegnet worden. Es hatten sich nämlich mehrere, welche des langen Herumschweifens überdrüssig, daselbst

niedergelassen, Weiber genommen und Kinder gezeugt; jedoch fanden sich viele unverheirathete Mannspersonen unter ihnen, die mit dem daffigen Zustande nicht ganz zufrieden waren. Unterdeß ging unser Handel daselbst sehr gut von statten; das meiste, was wir eintauschten, bestand in lauterem Golde, Wachs, trefflichem Taback, Nägelein und andern Specereien. Nachdem wir uns eine ganz neue Barke gebauet, fuhren wir mit diesem leichten Schiffe auf andere umliegende Inseln, und zogen aus denselben einen ungemeinen Nutzen, indem wir die Nägelein und Muscatennüsse, abgesehen von dem ohnehin wohlfeilen Preise, halb umsonst bekamen, dabei aber alle Gelegenheit vermieden, unsern Landsleuten, den Holländern, die sich auf den Moluckischen Inseln niedergelassen, vor die Augen zu kommen.

Während nun ich und die arbeitsamsten von meinen Leuten unter der Leitung des Kapitain Wobley allen möglichen Fleiß und Mühe anwendeten, um die ganze Ladung auf das Schiff und die Barke zu schaffen, mußte Adam Gorques nebst einer hinlänglichen Mannschaft auf Mindanao in unserer Niederlage als Oberaufseher zurückbleiben. Allein, als wir einst nach viermonatlicher Abwesenheit wieder zurückkamen, fand sich Alles in sehr verwirrtem Zustande. Adam Gorques war nämlich nebst seinen Untergebenen in ein liederliches Leben gerathen, und hatte nicht allein sein

ganzes Vermögen durchgebracht, sondern auch nebst seinen übrigen lieblichen Gefellen von unseren Gütern und Sachen genommen, verkauft, oder verschenkt, was ihm beliebt hatte. Darüber erhob sich ein heftiger Streit unter uns, und wenn ich so hitzig als Gorques und sein Anhang gewesen wäre, so dürfte es leicht zu einem blutigen Gefecht unter uns selbst gekommen sein. Indes, da der Kapitain Wobley merkte, daß sich Adam Gorques einen großen Anhang unter den Mindanaern gemacht, und ein besonderes Vorhaben auszuführen Willens war, so stiftete er einen Vergleich zwischen uns, so daß wir den Anführern noch etwas herausgaben und zufrieden waren, daß sie sich von uns trennten, und als Leute, die hinfort beständig auf der Insel zu bleiben gedachten, ihre Haushaltung einzurichten anfangen.

Die einzige Ursache dieser Trennung war Adam Gorques. Dieser hatte nämlich die Tochter eines daselbst wohnenden Engländers lieb gewonnen, mit der er sich auch bald nachher trauen ließ. Durch seine süßen Vorspiegelungen ließen sich die meisten von unserer Mannschaft verleiten, auf seine Seite zu treten, so daß aus der höchst nöthigen Anzahl unserer noch getreuen Schiffsknechte zuletzt nicht mehr als acht Personen und der Kapitain-Wobley mit seinen Engländern auf meiner Seite blieben und mit mir zurück gehen wollten. Dies ging mir sehr verdrießlich im Kopfe



herum. Jedoch der Kapitain Wodley redete mit zu, und gab Rathschläge, wie wir durch Geld und List Leute genug zur Rückfahrt erlangen könnten. Er sprach demnach etliche mißvergünstigte Holländer und Engländer an, die, wie ich bereits erwähnt, nicht Lust hatten, länger auf Mindanao zu bleiben, und verabredete mit ihnen, daß sie ohne Wissen der Mindanaer und unserer Rebellen heimlich mit uns abfahren sollten; ich aber kaufte nicht allein hier, sondern auch an andern Orten so viel Slaven auf, als zu Besetzung des Schiffs und der Barke nöthig waren, worauf wir uns se-gelfertig machten und mit Vergnügen von dannen fuhren.

Nunmehr erzählten uns alle diejenigen auf unserem Schiffe, welche der Kapitain Wodley von Mindanao abwendig gemacht hatte, öffentlich: daß alle daselbst zurückgebliebenen Europäer eine Verschwörung unter sich angezettelt hätten, um nach und nach immer mehr Volk an sich zu ziehen, Schiffe und Festungen zu bauen, kurz solche Anstalten zu treffen, daß sie den Sultan vom Throne stoßen, ihn nebst seiner ganzen Familie und seinen vornehmsten Dienern ermorden, ja in der ganzen Stadt und dem Lande ein grausames Mordspiel anrichten und so den größten Theil der Insel unter ihre Botmäßigkeit bringen könnten; das Haupt dieser Verschworenen sei Adam Gorques, und er vermeine, König auf der Insel zu werden; habe uns inbeß

dies Geheimniß bloß aus der Ursache verschwiegen, weil er geglaubt, der Kapitain Wodley und ich würden uns entweder in diesen gefährlichen Handel nicht mischen, oder ihm nach glücklichem Ausschlage etwa die Ehre streitig machen wollen.

Wir, die wir dies hörten, erstaunten über diese tollkühnen Anschläge, prophezeiten aber dem Adam Gorques und seinen Anhängern wenig Gutes, und dankten dem Himmel, daß diese Verschwörung nicht bei unserem Dasein verrathen worden, weil es sonst gar leicht unser Leben mit Kosten können, ungeachtet wir unschuldig waren.

Mittlerweile führte uns der Kapitain Wodley einen ganz besonderen Weg nach der Küste von Neu-Guinea hin, und brauchte alle Behutsamkeit, um die mit Holländern oder Portugiesen besetzten Inseln zu vermeiden. Doch stiegen wir bald bei dieser, bald bei einer andern unbewohnten oder einer solchen Insel aus, wo Wodley gewiß wußte, daß keine Gefahr zu befürchten sei, um uns mit frischem Wasser, Holz und anderen Weisürnissen zu versorgen. Hierauf wendeten wir uns weit ab und nach der Küste von Neu-Holland hinüber. Da uns indeß bereits bekannt war, daß dies Land eines der allertraurigsten von der Welt sei, betraten wir dasselbe nicht erst, sondern besuchten bloß etliche nicht weit davon liegende Inseln, die wir aber nur wenig besser

fanden, wie denn auch die dasigen Menschen fast den un-  
 voränstigen Thieren gleichen. Kurze Zeit darauf überfiel  
 uns ein entsetzlicher Sturm, der die Barke, worauf sich au-  
 ser den Ruderknechten vier Mann von meinen europäischen  
 Reisegefährten befanden, von uns hinweg führte. Ob die-  
 selbe untergegangen oder an irgend einen Ort sicher hinge-  
 langt ist, weiß der Himmel; denn ungeachtet wir beinahe  
 sechs Wochen auf der Cocos-Insel still gelegen und unser  
 Schiff daselbst ausgebessert, auch derselben viele Losungen  
 aus den Kanonen gegeben haben, so ist sie doch nachher nicht  
 wieder vor unsere Augen gekommen.

Sobald wir die Cocos-Insel zurück gelegt, entdeckte  
 ich dem Kapitain Wobley, als einem Manne, der mir bei  
 so vielen Gelegenheiten die größten Beweise von redlicher  
 Gesinnung gegeben, mein Vorhaben: wie ich nämlich nicht  
 gesonnen sei, auf das Vorgebirge der guten Hoffnung zu,  
 sondern fern bei demselben vorbei zu fahren, und auf einer  
 gewissen unbenannten Insel Kasttag zu halten, wo ich ganz  
 besondere Freunde wußte, die sich vor einigen Jahren daselbst  
 insgeheim niedergelassen und Vorräthe genug besäßen, um  
 uns mit allen Bedürfnissen reichlich zu versorgen. Er legte  
 mir seine Verwunderung hinüber an den Tag und ließ nicht  
 ab, bis ich ihm, nachdem er mir den Eid der Verschwiegen-  
 heit über gewisse Punkte geleistet, so viel erzählte, als mir

Herr Wolfgang selber von dem Felsenburgischen Staate eröffnet hatte. Sein Vergnügen darüber war unbeschreiblich, und er wünschte nun eben so sehr als ich, dieses glückselige Land recht bald zu erblicken, welches ich ihm unterdessen auf meiner, von mir eigenhändig gezeichneten Land- und Seekarte auffuchte und wies. Wir brauchten hierauf unsere mathematischen Instrumente fast täglich, um ja nicht etwa auf einen Irrweg zu gerathen und die Insel Felsenburg zu verfehlen; allein es hat uns dennoch Kummer, Sorge und Gebuld genug gekostet, um alle Unannehmlichkeiten, die uns besonders Wind und Wetter verursachten, zu überwinden, bis wir endlich gestern früh bei Tages Anbruch die von den Strahlen der Morgensonne beleuchteten Felsenspitzen der Insel zu unserer unaussprechlichen Freude erblickten.

So habe ich denn von allen den Personen, die mit uns aus Amsterdam gefahren sind, nicht mehr zurückgebracht, als sechs Bootsknechte und vier Freiwillige, nämlich den Radler Johann George Bucht aus dem Hildesheimischen, den Hutstafierer Michael Eichert von Bremen, den Handelsdiener Fleischmann aus Glaucha, und den Perückenmacher August Dietrich von Erfurt. Die übrigen, die sich für jetzt bei mir befinden, sind 6' unterweges eingenommen oder als Sklaven von mir erkaufte worden. Außerdem habe ich auch noch die Talli bei mir, die sich ungemein fromm,

zuchtig und redlich aufgeführt hat, und die bereits im christlichen Glauben wohl unterrichtet, aber noch nicht getauft ist. Demnächst erwarte ich nun bloß noch den Befehl, wann und wo ich alles aussetzen, und wie ich mich in allem Uebrigen verhalten soll."

---

Hiermit endigte der Kapitain Horn den kurzgefaßten Bericht von seiner Reise. Es wurde nunmehr beschlossen, daß er den folgenden Tag zurück auf sein Schiff gehen, mit demselben um die Südseite der Insel herum fahren und bei der andern Insel Klein=Felsenburg anlanden sollte. Unser Schiff aber wurde bestellt, ihm bei seiner Ankunft voraus zu fahren, und ihm den sichersten Weg bis in die Bucht zu zeigen, wo seine Leute aussteigen und sich auf etliche Wochen Hütten bauen könnten, da ohnehin die schöne Jahreszeit eben im Anzuge war. Von der Insel Groß=Felsenburg aus sollten sie wöchentlich mit allen Bedürfnissen reichlich versorgt werden, doch wurde daneben verabredet, daß bis auf ferneren Bescheid Niemand weiter unsere Insel betreten sollte, als der Kapitain Wobley und die Talli.

Gleich am andern Tage früh ging also der Kapitain Horn nebst seinen drei Slaven, die sich ungemein wohl gepflegt, auch von Herrn Wolfgang ganz neue Kleidungsstücke empfangen hatten, zurück nach seinem Schiffe, und landete

zeitig genug bei der Insel Klein-Felsenburg an. Hier übergaben die beiden Kapitaine, Horn und Wobley, einem alten ansehnlichen Engländer, der die Stelle eines Ober-Steuermannes bekleidete, unterdessen das völlige Commando, und fuhren dann mit beiden Schiffen, nachdem eines Jeden nothwendigste Sachen heraus getragen waren, mit Anbruch des folgenden Tages zurück nach Groß-Felsenburg.

Die Bewunderung, des Kapitein Wobley und der Talli, die sie beiderseits beim Anlanden auf unserer Insel und noch mehr bei ihrer Ankunft auf der Albertsburg an den Tag legten, ist nicht zu beschreiben. Talli konnte sehr gut holländisch, und noch besser deutsch reden, welches sie von dem Kapitein Horn und seinen deutschen Gefährten gelernt hatte. Uebrigens war an ihr, ungeachtet sie so lange Zeit unter so vielen Mannspersonen gewesen, eine große Schüchternheit zu bemerken, weshalb sie von Herrn Magister Schmelzer's und Herrn Wolfgang's Ehegattin in eine besondere Kammer geführt und daselbst von Fuß auf neu bekleidet wurde, wodurch ihre feine Gesichtsbildung und ihre übrige Wohlgestalt sich noch besser als zuvor ausnahm.

Während nun der Kapitein Wobley von dem Altvater und anderen Aeltesten der Stämme auf's Beste bewirthet und mit Gesprächen unterhalten wurde, war der Kapitein Horn nebst Herrn Wolfgang und uns übrigen Europäern auf Felsenburg. IV.

nem Schiffe gegenwärtig, um die Ausladung, die durch unsere Leute verrichtet wurde, zu befördern. Es würde sehr weitausläufig sein, wenn ich alle mitgebrachten Güter der Reihe nach aufzählen wollte, und ich will daher bloß diejenigen anführen, die uns am angenehmsten in die Augen fielen. Es waren dies: vier chinesische, unvergleichlich schöne Zucht-pferde; vier Stück Rindvieh, worunter zwei trefflich große Büffel; acht Mindanaische Schafe; zwei junge Maulthiere; sechs chinesische Schweine; zwei Paar Papageien von besonderer Art, nebst verschiedenen anderen raren und uns unbekanntem Vögeln; zwölf Stück indianische Hühner und Hähne; fünf Paar Turteltauben; außerdem auch noch drei Bienenkörbe, die von zwölf Körben, welche er eingeschiffte, allein noch übrig geblieben. Sonst hatte der Kapitain noch einen starken Vorrath von Honig, Wachs, Zucker, Taback, Thee, Kaffee, Muscatennüssen, Nägelein und anderen Specereien, feinen Zeugen, chinesischem Porzellan, und anderem Geschirr, eine große Anzahl Eisenstäbe, sehr viele gegossene Kupferklumpen, allerlei Sämereien, worunter besonders Mindanaischer Taback-Samen, allerlei Fruchtkerne, kurz alle solche Sachen, die bei uns nicht zu finden und uns daher sehr zu statten kamen. Was indess die Gewürzwaaren, ferner die chinesischen Zeuge, Tapeten, Decken und dergleichen anbelangte, so behielt er mehr als die Hälfte, um sie

nach Europa mitzunehmen, weil der Altvater, Herr Magister Schmelzer und Herr Wolfgang es nicht für rathsam hielten, die Insulaner mit zu vielen unnöthigen und überflüssigen Sachen, die zumal mit der Zeit bei langem Liegen verderben könnten, zu überhäufen.

So wurden denn fast drei volle Wochen mit Ausladung und Hinauffschaffung der Sachen, die in Felsenburg bleiben sollten, zugebracht. Nachher verlief fast eben so viel Zeit, ja wohl noch mehr, bis alle und jede Sachen an ihren Ort gebracht und unter die Familien vertheilt wurden; denn es bekam ein jeder Hauswirth seinen bescheidenen Theil, je nachdem er viel oder wenig Kinder oder sonst Lust und Gelegenheit hatte, dieses oder jenes zu nugen.

Was die Talli betrifft, so bezeigte sie so viel Gefallen an dem Leben auf der Insel, und eine so herzliche Neigung zum Christenthum, daß Kapitain Horn sich endlich bewogen fühlte, diese seine Sclavin an die Ehegattin des Magisters Schmelzer abzutreten, worauf sie von demselben getauft und unter die Einwohner der Insel aufgenommen wurde.

Während die fremde Mannschaft des Kapitain Horn auf der Insel Klein-Felsenburg fast vor Ungebuld verging, die Insel Groß-Felsenburg, von welcher sie wöchentlich die schönsten frischen Früchte und lebendiges Wildpret empfangen, mit Augen zu sehen, mußten unsere Schiffsbauleute



das fremde Schiff aufs Trockene, den Boden ganz neu von ebenem Holze machen und es für eine fernere Reise vollkommen wohl zubereiten. Worauf der Kapitain Horn, der nun nicht mehr volle Ladung hatte, eine große Menge Reis und Rosinen von den Felsenburgern einlub, und sich allmählig bereit machte, spätestens im nächsten Noeember von dannen zu fahren. Als er eines Tages in unserer Gegenwart seine ganze Schiffsgesellschaft herrechnete, und dabei eines jeden Profession und Lebensweise erwähnte, suchte Herr Wolfgang den Kapitain Horn zu bewegen, daß er uns sechs von diesen Handwerkern, die uns gerade auf der Insel noch fehlten, abtreten und hier zurücklassen möchte. Der Kapitain Horn fand sich dazu bereitwillig, und wußte es so anzustellen, daß die auserwählten sechs ohne Vorwissen der übrigen insgeheim nach unserer Insel Groß-Felsenburg herüber gelangten, daselbst die ihnen vorgelegten Bedingungen eingingen und den Eid der Treue leisteten. Zu ihnen hatte sich, wie der unser Wissen und Willen, noch ein siedenter von der Schiffsmannschaft, nämlich der Perückenmacher Dietrich gestellt, der uns inständig bat, ihn doch auch auf unserer Insel zu dulden. Ich gab ihm hierauf zur Antwort: „Mein werther Freund, an Eurer Person und Nützlichkeit hat Niemand das Geringste auszusuchen. Allein, wie ich merke, so ist dem Oberherrn dieses Landes Eure Profession zuwider,

wie Ihr denn selbst abschen könnt, daß dieselbe hier ganz unnütz ist, weil kein einziger eine Perücke trägt. Ich für meine Person habe zwar selber, so wie auch Herr Magister Schmelzer und andere, in Europa auch Perücken getragen; jedoch auf Bureben des Herrn Wolfgang warfen wir dieselben hinweg, sobald wir in Amsterdam zu Schiffe gegangen waren, und ließen unsere Haare der Natur gemäß wachsen. Demnach hat von den hiesigen eingeborenen Insulanern niemals einer eine Perücke gesehen, es sollen auch dergleichen niemals mehr eingeführt werden. Saget also, was ihr uns auf dieser Insel für Nutzen schaffen könntet, und ob es nicht besser für Euch sei, wenn Ihr ein ansehnliches Geschenk empfanget, wodurch Ihr Euch, sobald wir in Europa anlanden, an irgend einem guten Orte niederlassen und Eure Profession treiben könntet?" Der gute Dietrich wurde durch diese Rede nur noch betrübter und gab zu vernehmen, wie auf der ganzen Welt wohl kein Mensch zu finden, der des Herumschweifens überdrüssiger wäre, als er; daher er inständig bäte, daß wir es doch auf eine Person mehr oder weniger nicht ankommen lassen, sondern ihm das Dableiben erlauben möchten, indem er sich herzlich nach einem so ruhigen und vergnügten Leben sehnete, er wolle dagegen an seine Perückenmacher-Profession ganz und gar nicht mehr denken, sondern sich bei Herrn Plager in die Lehre geben, und

demselben auf's Fleißigste arbeiten helfen, wie er sich denn völlig versichert hielt, daß ihn dieser redliche Freund auf- und annehmen würde. Ueberdies — setzte er hinzu — wäre ja die Insel groß genug, um noch mehr als tausend Menschen zu ernähren; zumal solche, die ihr Brot nicht mit Müßiggang zu verdienen gesonnen, in Europa dagegen wäre man tausenderlei Verdrüßlichkeiten unterworfen, man möchte viel oder wenig Geld haben.

Die aufrichtige Art, womit Dietrich dies Alles vorbrachte, bewog mich, daß ich bei dem Altvater ihm endlich die Erlaubniß, auf der Insel zu bleiben, zuwege brachte.

Mit Eintritt des Monats November war endlich der Kapitain Horn am Eifrigsten beschäftigt, alles das, was er mit nach Europa nehmen sollte, gänzlich einzuschiffen. Da ich selber nun längst schon mich entschlossen hatte, ihn auf dieser Reise zu begleiten, so ersuchte der Altvater den Herrn Wolfgang, ein Verzeichniß aller der Sachen zu entwerfen, die zu meiner Abreise und zu Besorgung aller mir gegebenen Aufträge unumgänglich erforderlich wären. Als dies geschehen war, erhielt ich aus des Altvaters Schatzkammer eine überflüssige Summe an gemünztem und ungemünztem Golde, an Silber, Perlen, Edelsteinen und dergleichen Kostbarkeiten, nächstdem aber eine weitläufige schriftliche Anweisung darüber, was ich mit Beihülfe des Kapitain Horn zu

fernerem Behuf und Nutzen der Felsenburger anschaffen und bestellen sollte. Zugleich gab mir nicht allein Herr Magister Schmelzer einen großen Pack Briefe mit, um dieselben an die Seinigen zu übersenden, sondern es folgten auch noch mehrere der zuletzt angekommenen Europäer seinem Beispiel, welche Aufträge ich alle mit vielem Vergnügen übernahm und aufs Beste auszurichten versprach.

Am 14. November des Jahres 1728 nach der sonntäglichen Predigt nahmen wir von allen Stämmen auf das Herzlichste Abschied, empfangen ihre Glückwünsche, und begaben uns sodann auf die Albertsburg, wo wir die Abschiedsmahlzeit einnahmen. In dem Gespräch über Tische sagte unter andern der Kapitain Wobley zu Herrn Wolfgang und dem Kapitain Horn: „Meine Herren, ich habe Ihnen meines Wissens alles mein baares Geld und Gut gezeigt; was meinen Sie nun wohl, wie hoch sich dasselbe belaufen könnte?“ Da nun beide darin einstimmtig waren, daß er dasselbe nebst den vielen Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten, die zwar von kleinem Gewichte, aber desto größerem Werthe wären, schwerlich unter dreimal hundert tausend Reichsthalern hingeben würde, fuhr Wobley weiter fort: „Sie haben richtig genug geschätzt, meine Herren, wollte aber der Himmel, es wäre dies hinlänglich, um mich damit in diese glückselige Insel einzukaufen; denn ich habe während

meines Hierseins bei der vergnügten Lebensweise der hiesigen Einwohner einen solchen Ekel gegen allen andern Umgang geschöpft, daß ich nicht anders als mit betrübtem Herzen zurück in mein Vaterland gehen kann, wo jetzt mehr Laster als Tugenden anzutreffen sind. Ich leugne zwar nicht, daß ich von Jugend auf derjenigen Secte, welche man in Schottland und England Presbyterianer nennt, zugethan gewesen, die den hiesigen Religions- und Kirchengebräuchen um ein nicht geringes entgegen ist; allein die erbauliche Lehre des Herrn Magister Schmelzer hat mein Herz so gerührt, daß ich wünschen möchte, von ihm weiter unterrichtet und endlich dereinst auf meinem Todtbette zum seligen Sterben bereitet zu werden. Denn ungeachtet ich ein Mann von nur etlichen funfzig Jahren bin, der sonst eine von den stärksten und gesundesten Naturen gehabt, so glaube ich doch, daß der vor wenigen Jahren genossene vergiftete Vogel dieselbe so sehr geschwächt hat, daß ich mein Leben wohl nicht allzu hoch bringen werde. Uebrigens bin ich in meinem ganzen Leben nie verheirathet gewesen, habe auch keine andere Freunde und Erben, als einen einzigen leiblichen Bruder, der ein Kupferstecher in Dartmouth ist, und etliche hundert Pfund Sterling im Vermögen haben mag, dem ich wohl etliche kostbare Juwelen zum Andenken an mich wünschen möchte, wofern ich je so glücklich sein sollte, von dem vortrefflichen

Altvater und Herrn dieses Landes Erlaubniß zu erhalten, den Rest meines Lebens auf dieser glücklichen Insel zuzubringen.“

Sobald der Kapitain Wobley seine Rede geendiget hatte, sahen wir alle mit verlangenden Augen den Altvater an, um zu vernehmen, was derselbe darauf antworten würde. Dieser reichte indeß ohne langes Besinnen dem ihm zur Rechten sitzenden Kapitain Wobley die Hand und sagte: „Bleibet hier, mein Freund, im Namen des Herrn! Denn da diese Insel zum Ruheplaze redlicher Leute vom Himmel bestimmt zu sein scheint, so wäre es ein unverantwortliches Verbrechen, wenn ich Euch den beliebigen Aufenthalt versagen wollte. Ihr werdet hier jederzeit von aller Mühe und Arbeit befreit leben können, und daneben an meinem Tische und in dieser Burg vorlieb nehmen; nach meinem Tode aber werden Euch die redlichen Meinigen auch niemals Noth leiden lassen, denn ich bin versichert, daß sie den Befehlen ihres Altvaters nie so sehr zuwider handeln werden. Was aber Eure Schätze anbelangt, so wendet dieselben nur immer Eurem leiblichen Bruder zu; mein Eberhard kann ihn zu sich nach Amsterdam oder einen andern holländischen Ort hinerufen und demselben Alles einhändigen, denn wir haben dergleichen zeitliche Güter nach hiesiger Beschaffenheit in solchem Ueberflusse, daß wir nichts mehr bedürfen. Im

Uebrigen aber, mein Freund, erwäget nochmals wohl, ob ihr ohne einigen Gewissensscrupel Euch sowohl unseren Sagungen als auch unserer Religion zu allen Zeiten werdet übereinstimmend betragen und bezeigen können, und wollen.“

Kapitain Wobley küßte hierauf des Altvaters Hand, und nach weitläufiger Dankagung betheuerte er hoch, daß er bereits seit etlichen Wochen Alles wohl überlegt, und deshalb einen festem Entschluß gefaßt, doch beständig gezweifelt hätte, ob man ihm auf sein Ansuchen das Dableiben gestatten würde. Nachher wendete er sich zu mir, und sagte: „Herr Eberhard, alle meine Sachen sind bereits eingeschifft, bis auf ein kleines Kästchen, welches ich noch bei mir habe. Ich will aber von Allem nichts zurück nehmen, als einen einzigen Kasten, worin zwar wenig kostbare, jedoch solche Sachen verwahrt liegen, die vielleicht den Einwohnern dieser Insel noch lange Jahre nach meinem Tode angenehm und nützlich sein werden. Ueberdies will ich Sie, mein Herr, bitten, einen schriftlichen und versiegelten Aufsatz wegen meiner übrigen Sachen anzunehmen, denselben aber nicht eher zu erbrechen, als bis Sie in Europa gelandet sind, dagegen meine Vorschrift aufs Genaueste zu befolgen; denn ich versichere, daß sie Ihnen keinen Gewissensscrupel, auch nicht allzu große Mühe machen wird.“

Ich versprach dem Kapitain Wobley Alles mit Hand

und Munde. Nach geendigter Mahlzeit brachte uns Herr Lipberg mit seinen Genossen eine Abschiedsmusik, die meiner geliebten Cordula und vielen andern Anwesenden unzählige Thränen entlockte. Uebrigens blieben wir mit den versammelten Freunden die ganze Nacht hindurch auf der Albertsburg beisammen, ohne an den Schlaf zu denken, und sobald der Morgen zu grauen anfing, nahm ich von allen meinen geliebten Freunden zärtlich Abschied, und begab mich sodann nebst Herrn Horn unter zahlreicher Begleitung hinunter an das Meeresufer, wo die Boote bereits fertig standen, um uns in die großen Schiffe hinüber zu führen.

---

Am 16. November Nachts um ein Uhr erfolgte endlich unsere völlige Abfahrt, die wir den Groß-Felsenburgern durch Abfeuerung von zwölf Kanonenschüssen zu erkennen gaben, worauf uns aus allem, auf den Felsenhöhen stehenden Geschütz dreimal hinter einander nochmals Glück auf die Reise gewünscht wurde. Nachher hörten wir bis über Mittag des zweiten Tages alle zwei Stunden zwei Kanonenschüsse von der Felsenburg, die wir, um das Pulver zu sparen, jedesmal nur mit einem Schusse beantworteten. Jedoch nach der Zeit erhob sich ein etwas stärkerer Wind, der unser Schiff mit fast unglaublicher Schnelligkeit fort-



führte, so daß wir die Insel Helena fast vierzehn Tage eher, als wir vermuthet, erreichten.

Wie glücklich aber auch bis dahin unsere ganze Fahrt gewesen, so unglücklich war dagegen die Einfahrt in den dasigen Hafen. Unser Schiff wurde nämlich aus Versehen des Steuermanns so heftig gegen eine Klippe geworfen, daß wegen des grausamen Krachens und Erschütterns ein Jeder meinte, es würde augenblicklich zerfallen und zu Grunde gehen. Allein der Himmel verhütete dieses Unglück, und half uns glücklich zu Lande, wo wir, um unsern Schaden auszubessern, fast sechs Wochen still liegen mußten.

Es ist dies, wie ich schon früher gesagt, eine sehr anzügliche und gefährliche Insel für lüsterne und mit Geld verfehene Seelente. Daher hatte der Kapitain Horn die ganze Zeit über wenig Ruhe, weil er stets besorgt war, der Seinigen Schaden zu verhüten; dessen ungeachtet konnte er folgendes Unglück nicht ablenken.

Des zurück gebliebenen Kapitain Wobley Schiffsbartier, der ein Engländer von Geburt war, hatte ein junges Mägdelein von sechzehn Jahren in ihrer Eltern Behausung zu seinem Willen berebet, auch seine Wollust täglich mit ihr fortgetrieben, und zwar unter dem Versprechen, sie jetzt gleich mit sich nach England zu ihren noch lebenden Großeltern zu führen, und daselbst sich mit ihr ehelich verbinden zu las-

sen. Kaum aber hatte der liederliche Mensch vernommen, daß wir binnen drei oder vier Tagen absegeln würden, als er seine gethanen Eidschwüre so wie auch das verführte Frauenzimmer in's Buch der Vergessenheit schreibt, und sich bei Zeiten entfernt und auf das Schiff begiebt. Die Eltern und Freunde des geschwächten Mädchens kamen und suchten ihn mit Erlaubniß des Kapitein Horn auf unserem Schiffe, fanden aber nicht die geringste Spur, weil er sich ungemein klüglich verbergen hatte. Zu seinem Unglück aber kam er den Tag vor unserer Abfahrt hinter mir und dem Kapitein hergegangen, als wir eben im Begriff waren, noch zum letztenmal auf die Insel zu gehen. Wir riethen ihm, er möchte, um alle Weitsäufigkeiten zu vermeiden, zurückbleiben, allein er hatte seinen Scherz darüber. Kaum aber waren wir zweihundert Schritt weiter gegangen, als der Vater nebst den drei Brüdern des geschwächten Mädchens herbeikam und den Barbier ermahnte, er möchte sein Wort halten und seiner Geliebten die verlorene Ehre wieder ersetzen. Der Barbier lachte dazu und sagte: die Ehre wäre theuer genug bezahlt, indem er ihr beinahe zehn Dukaten an Werth dafür gelassen hätte. „Das ist nicht genug,“ sagte der Vater, „sondern ich will, daß Ihr entweder meine Tochter heirathen oder ihr zweihundert Dukaten für den Jungfernkranz bezahlen sollt.“ — „Nicht zweihundert Kieselsteine,“ antwortete

der Barbier. Der Vater war ziemlich billig, und ließ immer weiter nach, bis es endlich auf funfzig Dukaten herunter kam, welche auszuzahlen der Kapitain Horn dem Barbier selbst zuredete, auch sich erbot, ihm dieselben gleich auf der Stelle vorzustrecken, dafern er kein Geld bei sich hätte. Allein der eigensinnige und tollkühne Mensch wollte durchaus nicht, sondern sagte mit einem entseßlichen, den Engländern aber sehr geläufigen Schwure: „Ich gebe nicht funfzig Pfiffelinge; denn für eine solche H..... sind zehn Dukaten schon zu viel gewesen.“ Kaum war dies letzte Wort ausgesprochen, als er auch schon drei Dolche auf einmal im Leibe stecken hatte, welche die drei Brüder des entehrten Mädchens so hurtig auf ihn zuckten, daß der Kapitain Horn so wenig als ich im Stande war, der plötzlichen Rache Einhalt zu thun. Die Mörder nebst dem Vater verweilten nicht lange bei uns. Während nun etliche von unseren Leuten herzu kamen, wollten wir Anstalt machen, den allem Anschein nach tödtlich verwundeten Barbier auf unser Schiff zu schaffen. Indesß er starb uns unter den Händen, und sobald die Einwohner der Insel dies bemerkten, gaben sie nicht einmal zu, daß wir des Entleibten Kleider aussuchten, sondern schlossen einen Kreis um den Körper, und trieben uns mit ziemlichem Ungestüm zurück in das Boot.

Kapitain Horn versuchte zwar dieses Streiches wegen

von dem Stadthalter Genugthuung zu erhalten, merkte aber sehr bald, daß derselbe ziemlich parteiisch auch nicht ungeneigt wäre, uns Unschuldigen viele Händel und Weitläufigkeiten zu verursachen. Daher schien es am Klügsten, wenn wir still schwiegen, und uns mit guter Manier davon machten, weil in der That der entleibte Barbier ohnehin wenig Recht für sich gehabt hatte.

Unsere fernere Fahrt ging hierauf desto glücklicher von Statten. Wir trafen nämlich bei der Insel Ascension fünf aus Ostindien zurückkehrende holländische Rauffahrtschiffe unter einer starken Bedeckung an, zu denen wir uns nach Entrichtung eines billigen Discretionsgeldes schlugen, und so ohne die geringste Gefahr zuerst die Inseln des grünen Vorgebirges, hernach die Canarischen erreichten, wo abermals eine Rast gehalten und eine kleine Ausbesserung des Schiffs vorgenommen wurde. Die bei uns befindlichen Engländer wären hier sehr gern von uns ab und nach ihrem Vaterlande gegangen, allein der Kapitain Horn hatte seine besonderen Ursachen, warum er dieselben nicht eher als in Amsterdam von sich lassen wollte, und da sie von ihm noch das versprochene Geschenk von hundert Ducaten zu erwarten hatten, so mußten sie sich um so mehr nach seinem Willen bequemen.

Demnach liefen wir endlich am 24. März des Jahres 1729 im Texel ein, und kamen zwölf Tage nachher glücklich

in Amsterdam an, in welcher Stadt der Kapitain Horn und ich Herrn Wolfgang's ehemaliges Quartier bezogen. Zuerst lieferten wir Herrn Wolfgang's vornehmen Patronen und anderen guten Freunden die an sie gestellten Briefe und kostbaren Geschenke ab, und erhielten hierauf die besondere Erlaubniß, unser Gut auszuladen, ohne dasselbe von dem Einen oder dem Andern eröffnen oder besichtigen zu lassen. Sobald dies geschehen war, zahlte der Kapitain einem Jeden nicht nur den rückständigen Sold, sondern auch das versprochene Geschenk von hundert Dukaten. Die Engländer begaben sich sogleich von dannen in ihr Land, die Uebrigen baten sich mehrentheils Pässe vom Kapitain Horn aus, um die Ihrigen zu besuchen, versprachen aber auf's Längste gegen Ende des Augustmonats sich wieder zu melden, und noch eine Fahrt mit uns zu wagen. So blieb denn Niemand von allen Mitgekommenen weiter bei uns als drei Schiffsoffiziere und die neun Soldaten, welchen letzteren der Kapitain ohne Unterschied graue Kleider mit gelben Aufschlägen machen, auch einen evangelischen Studenten aussuchen ließ, der sie sämmtlich, täglich sechs Stunden, in der deutschen Sprache, welche einer vor dem Andern schon ziemlich gut zu reden verstand, unterrichtete und den Lutherischen Katechismus nebst der Auslegung mit ihnen vornehmen mußte.

Jedoch, um auf meine eigenen Angelegenheiten zurück

zu kommen, so war mein Erstes, nach Hamburg an Herrn W\*\*, als meines Vaters treuesten Freund, zu schreiben, um von demselben zu vernehmen, ob ihm nichts von dem Aufenthalt und der Lage meines Vaters bekannt sei. Es begleitete diesen Brief eine Kiste, worin für mehr als tausend Thaler ostindische Maritäten und Kostbarkeiten lagen, um denselben desto schneller zu einer Antwort zu bewegen. Während ich nun mit Schmerzen auf dessen Antwort wartete, fiel mir der von dem Kapitein Wobley empfangene schriftliche Auffag ein, den ich nun ohne Bedenken erbrach, und folgendes Inhalts fand:

Herr Eberhard Julius!

Die mir zugehörigen, auf dem Schiff befindlichen Güter werden Euch unfehlbar durch den Kapitein Horn ausgeliefert worden sein. Daher habet die Güte, die mit F. W. W. No. 3. bezeichnete Kiste meinem Bruder in Yarmouth, dem Kupferstecher Melchior Jacob Wobley, zuzustellen: denn es befindet sich Alles darin, was ihm von mir zugedacht ist, mehr aber soll er aus gewissen Gründen durchaus nicht haben, und ich hoffe, daß er damit völlig zufrieden sein kann und wird. Alles Uebrige stelle ich zu Eurer freien Disposition, denn ich weiß im voraus, daß Ihr es entweder den Felsenburgern zum Nutzen oder wenigstens so anwenden werdet, daß

ich keine Ursache, es zu bereuen, haben kann. Ich beschwöre Euch demnach bei der Felsenburgischen Treue und Redlichkeit, daß mir gethane Versprechen zu erfüllen, und dieser meiner kurzen Instruction genug zu thun. Geschrieben auf der Insel Groß-Felsenburg den 15. November 1728.

Dabei lag desselben eigenhändiges, an seinen Bruder gestelltes Schreiben, das ich mit dem nächsten abgehenden Post-Fagdschiffe nach Yarmouth abschickte, nachdem ich einen Umschlag darum gemacht, und darin den Kupferstecher, entweder selbst zu kommen oder einen Bevollmächtigten an mich zu schicken, ersucht hatte. Es stellte sich auch derselbe binnen kurzer Zeit persönlich ein, nahm das brüderliche Geschenk mit großem Vergnügen in Empfang, stellte dafür an mich einen Schein aus, und war zugleich eifrig bemüht, seines Bruders, des Kapitäns Wobley, eigentlichen Aufenthalt und Zustand von mir auszuforschen; allein da dieser Bedenken getragen, ihm alle einzelnen Umstände zu schreiben, so erfuhr er auch von mir nicht mehr, als ich gerade für nöthig erachtete.

Mittlerweile erhielt ich von Hamburg Antwort, daß mein Vater durch einen glücklichen Zufall im Stande gewesen, seinen Bankerut beinahe zum dritten Theile abzuthun, und daß er vielleicht seine Sachen von neuem auf einen guten

Fuß gesetzt haben würde, wenn ihn nicht ein plötzlicher Unfall daran verhindert hätte. Herr W\*\* schrieb ferner, daß sowohl des Herrn Wolfgang's als auch meine eigenen an meinen Vater zurückgelassenen Briefe demselben nicht anders denn fabelhaft vorgekommen wären, so daß seine Traurigkeit nur um so mehr zugenommen. Da er aber nirgends habe Ruhe finden können, ohne wenigstens eines von seinen leiblichen Kindern um sich zu sehen, so habe sich Herr W\*\* seiner erbarmet, und ihn vor nunmehr einem halben Jahre nach Schweden hinüber zu meiner Schwester bringen lassen, wo es ihm in den ersten Monaten sehr abwechselnd ergangen, nach der Zeit indeß habe Herr W\*\* keine Nachricht weiter von ihm erhalten, wisse also nicht gewiß, ob er noch lebend oder schon todt sei.

Ich war des letzteren Umstandes halben so bestürzt in meinem Gemüthe, daß ich fast nicht wußte, wozu ich am ersten schreiten sollte. Nachdem ich indeß den Capitain Horn zu Rathe gezogen, so übermachte ich an den Herrn W\*\* in Hamburg sehr starke Wechselbriefe, bat denselben, in Person nach meiner Geburtsstadt zu reisen, daselbst meines Vaters sämtliche Gläubiger in Allem, was sie irgend mit Recht zu fordern hätten, zu befriedigen, seine eigenen Reisekosten zu berechnen, mir die gerichtliche Generalquittung nach Schweden zu senden, und so lange in meiner Geburtsstadt zu verhar-



ren, bis ich mit meinem Vater daselbst anlangte oder ihm wenigstens schriftlich fernere Nachricht gäbe. Herr W\*\* meldete mir durch eine der schnellsten Stafetten seine Bereitwilligkeit, worauf ich mich sofort zu Schiffe und auf die Fahrt nach Schweden begab. Zu Gothenburg ließ ich mich ausschiffen, und setzte meine Reise zu Lande bis nach Stockholm fort. Als ich aber daselbst vernahm, daß sich meine Verwandten von da hinweg und nach Nyköping gewendet hatten, mußte ich bis dahin einen für mich verdrießlichen Rückweg nehmen. Dort wurde mir nun zwar die Wohnung meiner Befreundeten sehr bald gewiesen, allein es war darin Niemand weiter als das Hausgesinde anzutreffen, die mir sagten, daß ihre Herrschaft vor zwei Tagen verreiset sei, es wisse aber Niemand, wohin. Ich fragte weiter, ob die Jungfer Julius auch zugleich mitgereiset sei, und ob sich etwa deren Vater bei ihr befände? Allein man sah mich um dieser Fragen willen nur um so mehr für einen Spion an, ungeachtet ich zu verstehen gab, daß ich ein naher Unverwandter ihrer Herrschaft sei. Kurz, es war von dem, entweder allzutreu oder allzu eigensinnigen, Hausgesinde auch nicht das Gerinste herauszulocken, weshalb ich mich mit nicht geringem Verdruß in das gegenüber liegende Wirthshaus begab.

Es war mir höchst verdrießlich, daß ich die schwedische Sprache nicht selbst reden und verstehen konnte, sondern

Alles durch einen Dolmetscher, den ich nebst zwei von des Kapitäns Horn indianischen Slaven aus Holland mitgenommen, verhandeln mußte. Jedoch eben dieser Dolmetscher, welcher ein Ausbund von Verschlagenheit war, brachte mit noch denselben Tag das ganze Geheimniß nebst dessen völliger Erklärung zu Ohren, indem er sich mit einer jungen Magd in ein vertrauliches Gespräch eingelassen, und nachdem er gemerkt, daß ihr sowohl meiner Schwester als auch der Anverwandten ganzes Wesen und Verhältniß sehr genau bewußt, sie durch gute Worte und Geschenke dahin gebracht, daß sie ihm den Ort gemeldet, wohin man meine Schwester geführt, welche sich daselbst mit einem reichen Kaufmann verloben sollte, dem die ganze Unterlippe vor einiger Zeit abgehauen worden. Von meinem Vater hatte dies Frauenzimmer jedoch nichts zu erzählen gewußt, als bloß dieß, daß sich gleichfalls vor einiger Zeit ein krancklicher Mann in dem Hause meiner Base aufgehalten, von welchem gesagt worden, daß er sehr viel schuldig sei, sie wisse aber nicht, ob er noch in dem Hause verborgen, oder bereits wieder fortgeschafft sei.

Ich ließ demnach ohne ferneres Ueberlegen sogleich eine schnelle Post bestellen, setzte mich mit meinem Dolmetscher und zwei Bedienten darauf, und gelangte des Nachts ungefähr um ein Uhr in dem bezeichneten Orte an. Der Postkillion mußte im Wirthshause ausspannen, unter dem Be-

fehle, so lange zu verziehen, bis ich ihn selbst abfahren hiesse; ich aber wanderte nebst meinen Leuten einem großen Hofe zu, in welchem es, wie von außen zu hören war, herrlich und in Freuden herging. Wir schlichen so lange um den Palast herum, bis mein Dolmetscher einen Bedienten antraf, von welchem er nicht allein erfuhr, daß der Hausherr seinen Verlobungsschmaus hatte, sondern auch, daß die Braut Jungfer Julius heiße. Mir pochte das Herz heftig, meinen neuen Herrn Schwager kennen zu lernen, und ich schickte daher sofort meinen Dolmetscher an denselben, um ihm ein gehorsames Kompliment abzufassen, und zu vernehmen, ob es wohl einem der nächsten Blutsfreunde der Jungfer Braut erlaubt sei, seine Aufwartung bei ihnen zu machen. Augenblicklich wurde es im ganzen Hause noch einmal so lebhaft als zuvor, zugleich erschienen mehr als dreißig Lichter und Laternen, die meine Person beleuchten und nach Befinden bis an die Treppe begleiten mußten, wo das halb vergnügte und halb mißvergügte Ehepaar sich auf der obersten Stufe zeigte. Kaum hatte ich meine liebe Schwester auf den ersten Blick erkannt, als mich auch schon beim zweiten Blick die äußerst häßliche Gesichtsbildung und Leibesgestalt ihres mir bereits einigermaßen beschriebenen Bräutigams so heftig erschreckte, daß ich sogleich die Augen niederschlagen mußte und

dieselben kaum empor heben konnte, als ich mich bereits auf der obersten Stufe bei ihnen befand.

Sobald mir meine Schwester in's Gesicht gesehen, sank sie mit dem Ausruf: „Ach, mein Bruder Eberhard!“ augenblicklich in Ohnmacht. Ich fühlte mich dadurch so heftig erschüttert, daß ich nicht im Stande war, die höflichen Komplimente zu beantworten, womit mich sowohl mein Herr Schwager als meine Frau Base nebst anderen anwesenden Personen überschütteten, sondern hatte beständig meine Augen auf meine Schwester gerichtet, die indeß von den anwesenden Damen sehr bald wieder zu sich gebracht wurde.

Nun hätte zwar Jeder glauben müssen, diese Ohnmacht wäre ihr von der jähen Freude zugestoßen, allein es stand noch etwas anderes dahinter. Unterdeß war durch diesen Zufall die ganze Lust unterbrochen und gestört worden. Ich aber, ungeachtet man mir unter dem Vorwande einer sorgfältigen Bewirthung alle Gelegenheit abschneiden wollte, mit meiner Schwester etliche Worte ingeheim zu sprechen, ließ mich dennoch nicht eher von ihrer Seite bringen, bis ich sowohl von ihr als von meiner Base so viel erfahren hatte, daß mein Vater erst vor wenigen Tagen nach meiner Geburtsstadt abgereiset sei, um daselbst noch einen großen Theil seiner Schulden zu bezahlen, und mit einem neuen Compagnon wieder

in Verbindung zu treten, auch seine ganze Haushaltung dafelbst wieder von neuem anzufangen.

Man gab sich hierauf viele Mühe, mich als den Bruder der Braut aufs Beste zu versorgen, allein, da es bereits sehr spät war, so hatte ich die beste Gelegenheit, mich diesmal sehr bald von dem verdrießlichen Schwager sowohl, als auch von der übrigen ruhebedürftigen Gesellschaft loszumachen, und den übrigen Theil der Nacht unter sehr verdrießlichen Gedanken zuzubringen.

Kaum war der Tag angebrochen, als meine Schwester nebst ihrer Aufwärterin, die in der Kindheit ihre Amme gewesen war, zu mir in die Schlafkammer kam, und nach gebotenem guten Morgen statt fernerer Worte häufige Thränen hervorbrachte. Die erstere setzte sich auf mein Bette nieder, und sagte unter kläglichen Seufzern: „Ach, mein liebster Bruder, ist noch ein einziger Trost in meinem Jammer zu finden, so ist es gewiß dieser, daß Ihr wenigstens selber Zeuge seid und mit eigenen Augen sehet, wie ich, bloß um meines Vaters Credit einigermaßen herzustellen, mich in die bellagenswertheste Lage begeben. Da ich mich nun gegen meine Schwester nicht weiter auslassen wollte, bis ich über die Hauptsache hinlängliche Nachricht eingezo- gen, so erzählte sie mir, auf mein Bitten, in aller Kürze, daß der aufgedrungene Bräutigam für einen der reichsten Handelsteute geschätzt

würde. Unser Vater sei auf der Reise mit ihm bekannt geworden, und habe denselben vor Jahr und Tag mit sich nach Stockholm gebracht, wo dieser Mensch sich beim ersten Anblick in ihre Person sterblich verliebt habe. Sein äußeres Ansehen wäre zwar damals für ein junges Frauenzimmer übel genug, aber nicht im tausendsten Theile so häßlich gewesen, als jetzt. Sobald er ihr seine heftige Liebe angetragen, habe sie ihm ein für allemal zu verstehen gegeben, daß sie mit ihrem Willen Zeit Lebens nicht dahin zu vermögen sein würde, einen Mann zu nehmen, der mehr Tausende als sie Hunderte von Thalern im Vermögen hätte. Nun habe sie zwar leicht merken können, daß er mit ihrem Vater in sehr wichtigen Verhandlungen gestanden, endlich aber sei es herausgekommen, daß eben unser Vater sich von der Noth gedrungen gesehen, um seines Vortheils willen eine Verbindung zwischen seiner Tochter und diesem ekelhaften Menschen gut zu heißen, die er früher in seinem Wohlstande wohl eher mit etlichen tausend Thalern zu hintertreiben gesucht hätte. Mittlerweile habe ein gewisser Cavalier, Herr von L\*\*, ebenfalls eine heftige Neigung zu dieser meiner Schwester gefaßt, und, sobald er gehört, daß sie dem Kaufmanne — den ich hier bloß Peterson nennen will — versprochen werden sollte, sich auf's Grausamste vermessen, dem — wie er sich ausdrückte — wurmföchtigen Keel eher tausendmal den Hals zu

brechen, als zu gestatten, daß er die schöne Preusfin — denn unter diesem Namen war meine Schwester in Stockholm bekannt — in's Brautbette führen sollte. Kurz, es war endlich dahin gekommen, daß Herr von L\*\* Gelegenheit gesucht, dem Peterson etwas anzuhängen, und sein eben nicht lobenswerther Anschlag war ihm insoweit gelungen, daß er demselben unter vielen starken Verwundungen fast die ganze Unterlippe hinweggehauen hatte, was den armen Menschen vollends ungemein entstellte. Da sich indeß mein Vater mit Peterson bereits zu tief verwickelt hatte, so sollte dessen ungeachtet die Verbindung desselben mit meiner Schwester vor sich gehen, und da dieselbe deshalb vor Gram und Kummer vergehen wollte, zog es sich mein Vater dergestalt zu Gemüthe, daß er ganz tiefsinnig wurde. Daher schlugen sich denn unsere sogenannten Freunde in's Mittel, die aus bloßem Eigennuz meine Schwester durch die triftigsten Vorstellungen dahin bewogen, daß sie um unseres Vaters Leibes- und Gemüthskrankheit, ingleichen seinen guten Namen herzustellen, sich endlich entschloß, mit dem ekelhaften Peterson ein auf die Ehe abzielendes Verlöbniß einzugehen. Jedoch bedung sie sich vorerst noch eine so lange Frist aus, bis sie sähe, ob ihr Vater seine völlige Gesundheit wieder erlangen und Peterson sein Wort halten könnte, demselben so viel Gelder vorzuschießen, als zu Wiederaufrichtung seines vori-

gen Handels und Wesens erfordert würde. Während nun meine Schwester ihren geheimen Kummer zu verbergen und sich anzustellen wußte, als ob ihr diese Heirath nicht unlieb sei, wurde mein Vater nach und nach völlig gesund. Sobald Peterson dies merkte, gab er sich alle Mühe, dessen Gläubiger dahin zu behandeln, daß sie mit der Hälfte der zu fordernden Geldsummen zufrieden sein und ihm für voll quittiren wollten, worauf er meinem Vater die dazu benötigten Gelder auszahlte, sich mit ihm als Handels-Compagnon verband, und nachdem er sowohl hierüber als auch meiner Schwester wegen einen schriftlichen Contract mit dem Vater geschlossen, diesen bewog, sofort nach Hause in meine Geburtsstadt zu reisen und Alles richtig zu machen, binnen welcher Zeit Peterson mit meiner Schwester ordentlich Verlöbniß und Hochzeit halten und sodann nachfolgen wollte. Demnach war gestern Abend das Verlöbniß geschehen und meiner Schwester Hand in Peterson's Hand gelegt worden; jedoch da sie dabei ganz ohnmächtig geworden und auf öfteres Befragen kein Jawort sagen können, so hatte der dabei anwesende Priester den Kopf geschüttelt und gesagt: „Mit dergleichen Verlöbnißnen habe ich nichts zu thun,“ war auch sogleich zum Hause hinaus gegangen. Dessen ungeachtet wendeten unsere beflohenen Freunde allen Fleiß an, um meine Schwester dahin zu vermögen, daß sie, um den Peter-



son nicht ganz zu beschimpfen, sich endlich mit zu Tische setzte, auch nachher etliche Reihen mit ihm und den übrigen Gästen tanzte, wiewohl ihr eben nicht tänzerlich zu Muth gewesen. Peterson hatte sich übrigens bei dieser verdrießlichen Sache ziemlich klug und vernünftig benommen, jedoch sich etlichemal gegen die alte Amme verlauten lassen: er wolle seine Geliebte in Zukunft schon anders gewöhnen.

Dies war ungefähr der kurze Inhalt der unglücklichen Geschichte meiner Schwester. Kaum hatte sie mir Alles erzählt, als ich ihr sogleich den kräftigsten Trost zusprach und sie versicherte, daß ich das Aeußerste anwenden wolle, sie aus dieser Noth zu erlösen, indem mir der Himmel so viel Vermögen zugewendet, daß ich nicht allein meines Vaters sämtliche Schulden damit bezahlen, sondern auch ihren ungestalteten Bräutigam mit seinem Habe und Gut vielleicht zweier oder mehrmal auskaufen könnte.

Sie hörte dies mit bangem Herzen als ein bloßes Märchen an; jedoch, nachdem ich ihr noch weit heiligere Versicherungen gegeben, und nicht eher aus diesem Hause zu weichen versprochen, bis ich sie mit mir hinwegführen könnte, begann sie etwas mehr Hoffnung zu schöpfen, und schlich sich mit ihrer Amme ganz sachte wieder in ihre Kammer, ehe noch Jemand von Peterson's Leuten aufgestanden und unsere Zusammenkunft inne geworden war.

Etwa eine Stunde später wurde Alles völlig munter, und die Musikanten ließen sich zu meinem größten Verdruss wieder tapfer hören. Ich war bereits angekleidet, trat daher aus meiner Kammer heraus, und fragte nach meiner Schwester Zimmer, wohin mich denn auch die bereits abgerichtete Amme sogleich führte. Es befand sich Niemand bei ihr als unsere Base. Da ich aber meine Schwester weinend antraf, fragte ich alsbald, was ihr gestriges und jetziges betrübtes Wesen zu bedeuten habe. Während nun meine Schwester vor Thränen nicht antworten konnte, nöthigte mich die Base zum Niedersitzen, und begann eine weitläufige Erzählung von der Glückseligkeit, worin meine Schwester nicht allein sich selbst, sondern auch meinen Vater und mich setzen könnte, wofern sie ihren Eigensinn bräche, und sich dem Peterson etwas gefällig bezeigte, dessen verlobte Braut sie nun ohnehin schon wäre. „Was?“ rief ich, „soll meine Schwester etwa mit Gewalt den ungefaltten Menschen heirathen? Das wolle der Himmel nimmermehr! — „Das ist nun nicht anders,“ antwortete meine Base, „denn gestern Abend vor Eurer Ankunft, mein Vetter, ist das Verlöbniß bereits geschehen.“ — „Ei was Verlöbniß?“ fing nunmehr meine Schwester zu reden an, „wer hat von mir ein Jawort gehört? Hat man nicht meine Hand mit Gewalt in seine Hand gelegt? Man frage doch den dabei ge-

wesenen Priester, was der dazu sagt. Sie berufen sich alle auf den Contract, den Peterfon mit meinen Vater geschlossen; allein ich glaube, die Obrigkeit in Schweden wird nicht billigen, daß ein Vater seine Tochter als eine leibeigene Sclavin verkaufen kann."

Unter diesen Gesprächen trat Peterfon mit dem ganzen Gefolge seiner Freunde oder Anhänger in's Zimmer und da er uns unfehlbar behorcht hatte, so mengte er sich sofort in unser Gespräch, und sagte zu mir: „Mein Herr, ich hätte geglaubt, Ihr wäret als ein getreuer Sohn Eures Vaters und als ein guter Freund gekommen, um dessen Glück und mein Vergnügen zu befördern; allein, wie ich aus wenigen Worten gemerkt, so sprecht Ihr eben so unglücklich als Eure eigensinnige Schwester.“ — „Mein Herr,“ gab ich etwas hitzig zur Antwort, „wir haben vielleicht als freigeborene Kinder ehrlicher Eltern nicht geringe Ursachen, Eurer Aufführung, Person und ganzen Wesens wegen eigensinnig zu sein, und mich wundert nicht wenig, daß Ihr Euch um Eures Reichthums willen unterstehen wollet, ein ehrbares Frauenzimmer mit Gewalt in Euer Ehebett zu zwingen.“ — „Es geschieht nicht mit Gewalt,“ versetzte er; „sondern sehet, hier ist der mit mir geschlossene Contract Eures leiblichen Vaters, und hier sind die Handschriften über diejenigen Gelder, die ich ihm bereits vorgeschossen habe, und wozu ich noch weit mehr

zu fügen Willens bin.“ Hierauf zog er etliche Brieffschaften aus seiner Tasche hervor, die ich mit flüchtigen Augen überlas, und sodann sagte: „Der väterliche Contract kann meine Schwester zu nichts verbindlich machen, unterdeß ist es billig, daß Euch Eure vorgeschossenen Gelder mit Dank und Interessen wieder bezahlt werden.“ — „Seid Ihr,“ erwiderte er hierauf mit einer höhnischen und häßlichen Gebärde, „etwa ein solcher Kapitalist, der diese Gelder heute oder längstens binnen acht Tagen an mich bezahlen oder einen Bürgen schaffen kann, so nehmet Eure Schwester und reiset mit derselben, wohin ihr wollt; im entgegengesetzten Falle aber laffet sie hier, und packet Euch augenblicklich zum Hause hinaus.“ — „Holla, nicht so hitzig, vermeintlicher Herr Schatzger,“ versetzte ich; „wie ich merke, so besteht Euer ganzer Vorschuß in Allem etwa in siebzig bis achtzig tausend Thälern.“ Mit diesen Worten zog ich für hundert und zwanzig tausend Thaler Wechselbriefe, die Herr G\* von B\* in Amsterdam ausgestellt hatte, hervor, und fragte, ob er dieselben für gültig anerkenne, um darauf Geld herauszugeben, oder ob er für so viel an Werth Diamanten annehmen, oder noch heute vor Abends in Nyköping sein baares Geld einstreichen wolle. Er stuzte gewaltig bei diesem unvermutheten Erbieten, zumal da ich, um ihm meinen Ernst zu zeigen, eine goldene und mit den kostbarsten Edelsteinen an-

gefüllte Dose aus der Tasche zog und dieselbe zur Schau auslegte.

Unter Peterson's Beiständen befand sich ein Juwelier, der wie ein Habicht über meine Kleinodien und Edelsteine herfiel, und dieselben mit gierigen Augen beschauete, indem er vielleicht muthmaßte, daß es falsche und betriegerliche Waaren sein möchten. Nachdem er aber alle und jede echt und recht befunden, sagte er mit bestürzten Gebärden: „Die Sachen sind zwar gut, allein auf's Höchste geschätzt, werden sie wenig über vierzig tausend Thaler betragen.“ — „Mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „lernet entweder Eure Sachen besser kennen oder redlicher schätzen; denn ihr habt in Wahrheit mit ehrlichen Leuten und mit keinen Juden zu thun.“ Da nun Peterson von dergleichen Sachen ebenfalls gute Kenntnisse zu haben vorgab, und sich verlauten ließ, daß er dieselben kaum für dreißigtausend Thaler annehmen könne, versetzte ich: „Mein Herr, Ihr thut Euch selber Schaden. Denn in Rücksicht auf Euer gutes Gemüth, das Ihr gewissermaßen gegen meinen Vater und meine Schwester blicken lassen, hätte ich Euch alle diese Sachen nebst der goldenen Dose, die unter Brüdern eine Tonne Goldes werth sind, theils zu Bezahlung der väterlichen Schuld, theils zum guten Andenken überlassen; unter diesen Umständen aber werdet Ihr Euch gefallen lassen, daß ich meine Schwester

als eine freie Person mit mir hinweg führe, Euer Geld aber könnt Ihr noch vor Abends in Nyköping entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten in Empfang nehmen, und mich wegen des mit meinem Vater abgeschlossenen Contracts völlig quittiren. Mithin sehet Ihr, daß ich ein solcher Kapitalist bin, der Eure Forderungen auf's Pünktlichste erfüllen kann.“ Peterfon wußte vor Verwirrung nicht, was er antworten sollte, indem er sich einen solchen Ausgang der Sache nimmermehr eingebildet hatte. Er wollte nun zwar vorwenden, er habe nichts mit dem Sohne, sondern mit dem Vater allein zu thun; indesß ich versetzte dagegen: „Mein Herr, ich bitte Euch nochmals, machet keine Weitläufigkeiten. Ihr habt einmal das Wort von Euch gegeben, daß ich Euch meines Vaters Schuld bezahlen und dann mit meiner Schwester hinreisen soll, wohin ich will. Ueberdies aber seid versichert, daß ich mehr Tonnen Goldes an meiner Schwester Vergnügen zu wenden habe, als ihr vielleicht meinet.“ Peterfon ließ zwar hierauf einige empfindliche Neben fallen, konnte sich aber zu nichts Gewissem entschließen, sondern ging mit seinen Anhängern davon, und ließ mich nebst meiner Schwester und Wase ganz allein im Zimmer zurück.

Die Letztere wußte nunmehr nicht, was sie für Worte vorbringen sollte; jedoch, da ich vorher aus allen Umständen gemerkt, daß sie gänzlich auf Peterfon's Seite sich neige,

sagte ich: „Liebste Schwester, wir sind hier am Orte, so zu sagen, verrathen und verkauft. Kommt, wir wollen unsere Umstände auf einem kurzen Spaziergange ingeheim überlegen.“ — „Gut, mein Bruder,“ gab sie zur Antwort; „allein, seid so gut und schreibet vorher ein paar Zeilen an Peterson, daß er binnen einer oder zwei Stunden eine Erklärung von sich geben solle, damit wir nachher unsere anderweitigen Maßregeln nehmen können.“ Ich fand diesen Vorschlag höchst billig, schrieb daher einige Zeilen an Peterson, übersendete ihm dieselben durch die alte Kanne, und nahm sodann meine Schwester bei der Hand, um mit derselben einen Spaziergang auf die freie Straße hinaus zu thun. Allein, obschon die Hausthüren offen standen, so waren doch alle Thore und Thüren des Hofes verschlossen. Wir merkten sehr bald, was dies bedeuten sollte. Da indeß so eben eine Magd mit einem Bunde Gras aus dem weitläufigen Baumgarten heraus trat, drängten wir uns neben derselben hinein, und gingen bis an das Ende desselben, welches mit starken Pallisaden versehen war. „Glaubet sicherlich, mein Bruder,“ sagte meine Schwester, „Peterson will uns hier in festem Gewahrsam halten. Er ist ein sehr böser Mensch; wer weiß, was ihm der Satan für Bosheiten eingibt, um sich an uns zu rächen. Wollte Gott, wir könnten nur diese Pallisaden übersteigen, und uns in des

Priesters Behausung begeben, daselbst hoffte ich weit sicherer als in Peterson's vier Pfählen zu sein." Meiner Schwester Gedanken konnten mir nicht anders als höchst vernünftig vorkommen; daher versuchte ich bald hier bald dort ein paar Pallisaden auszubrechen, und war endlich nach Anwendung aller Leibeskräfte so glücklich, dies zu bewerkstelligen. Wir schlüpfen nun alle beide durch die gemachte Oeffnung, und bemerkten bei nochmaligem Umsehen, daß Peterson mit einem großen Theile seines Hausgesindes hinter uns her gelaufen kam. Dies bewog uns, daß wir ebenfalls um so hurtiger liefen, und das Pfarrhaus glücklich erreichten, während Peterson mit den Seinigen noch weiter als funfzig Schritte zurück war.

Auf der Straße blieben viele Leute still stehen, die da meinten, wir hätten sämmtlich zur Lust ein Wettrennen an gestellt; allein da Peterson grausam zu fluchen, zu lästern und zu schimpfen anfang, merkten sie bald den ganzen Zusammenhang, und der Zulauf wurde immer größer, zumada Peterson wie ein rasender Mensch in des Priesters Haus gelaufen kam, und meine Schwester mit Gewalt daraus zu entführen suchte. Der Priester, ungeachtet er mich nicht kannte, bezeigte sich bei seiner Bestürzung ungemein höflich. Ich gab ihm sogleich in lateinischer Sprache ungefähr so viel zu verstehen, daß ich und meine Schwester unter seinem



Doch Schutz suchten gegen einen unverständigen Menschen, der die letztere wider alles Recht seine Ehefrau zu werden zwingen wollte. Da ihm nun dies hinlänglich war, so wendete er sich sofort zu Peterfon und redete denselben, wie mir nachher verdeutschet wurde, folgendermaßen an: „Mein Herr, Ihr wisset die Gesetze dieses Landes vielleicht nicht hinlänglich; allein wosern Euch Eure rechte Hand lieb ist, so hütet Euch, in meinem Hause den geringsten Unfug anzufangen. Ihr habt in Wahrheit nicht viel gerechte Sache für Euch; daher lasset entweder diesen fremden Personen ihre Freiheit, oder lasset den Polizeirichter hierher rufen, der einem jeden sein Recht sprechen wird; wo nicht, so will ich selbst einen Boten nach ihm senden. Wollet Ihr Euch aber nicht warnen lassen, so kann ich, mein Hausrecht zu beschützen, durch wenige Glockenschläge die Nachbarn bald zusammen rufen; werdet Ihr alsdann beschimpft oder in Schaden gebracht, so habt Ihr Niemandem als Euch selbst die Schuld beizulegen.“ Auf diese Warnung zog Peterfon sehr bald gelindere Saiten auf, und da er mich so wenig als meine Schwester bereden konnte, wieder mit ihm zurück nach seinem Gute zu kehren, begab er sich mit seinem Gefolge von dannen, ohne zu sagen, ob er meine ihm gemachten Vorschläge in der Güte annehmen wolle, oder nicht. Mir war es unterdeß eine besondere Freude, daß der schwedische Priester sehr gut deutsch sprechen konnte;

denn er hatte nicht allein auf der Universität Wittenberg drei Jahre lang studirt, sondern auch als Feldprediger im Jahre 1707 in Sachsen unweit Bitterfeld im Quartiere gelegen. Ich erzählte ihm von meines Vaters und meinen eigenen Geschichten, so viel als ich vor nöthig hielt, bediente mich auch seines guten Rathes, indem mir sowohl die schwedischen Reichsgesetze als auch daffiger Nation Lebens- und Gemüthsart nicht sonderlich bekannt waren. Peterson wollte sich nämlich durchaus nicht mit uns vergleichen, sondern stellte eine förmliche Klage gegen meine Schwester an; allein diese lief nicht so glücklich ab, als er wünschte, sondern wurde zu unserm großen Vergnügen gleich im ersten Termine beigelegt, so daß ich an Peterson die meinem Vater vorgeschossenen Gelder, so viel er darthun konnte, bezahlen, er dagegen mir den väterlichen Contract nebst den Schuldverschreibungen zurückliefern mußte.

Hierauf nahm ich von dem Priester, bei dem wir uns bis zu Austrag der Sache aufgehalten hatten, liebevollen Abschied, beschenkte ihn und seine ganze Familie reichlich, und reisete unter ausgebetener gerichtlicher Begleitung in guter Sicherheit nach Nyköping zurück, wo wir nur wenige Tage auf ein segelfertiges Schiff warten durften, nachher aber auf demselben in unsere Geburtsstadt übergeführt wurden. Ich trat mit meiner Schwester, dem holländisch-

schwedischen Dolmetscher und den beiden Bedienten in einem der vornehmsten Wirthshäuser ab, wo ich mich durch den Dolmetscher vorher unter der Hand erkundigen ließ, wie es um meines Vaters Lage stände, und zu meinem größten Vergnügen erfuhr, daß derselbe nicht nur seine Schulden völlig bezahlt, sondern auch bereits sein ehemaliges Haus wieder bezogen und das Gewölbe eröffnet habe. Sobald die Abenddämmerung eintrat, nahm ich meine Schwester an die Hand, und führte sie zu unserem beiderseitigen unbeschreiblichen Vergnügen nach demjenigen Hause hin, worin wir zuerst das Licht dieser Welt erblickt hatten.

Es war gerade an einem Sonntagsabend, als wir bei unserem lieben Vater ganz unverhofft in die Stube traten, als er eben mit einem alten guten Freunde am Tische saß und Schach spielte. Er fing herzlich an zu weinen, als wir ihm beide fast zu gleicher Zeit um den Hals fielen, so daß sich unsere Freudenthränen mit den seinigen, die von Kummer und Freude zugleich entsprangen, vermischten. Jedoch, sobald ich dies bemerkte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm sogleich vor allen andern Dingen zu eröffnen, daß meine Schwester noch ledig und frei sei, und wegen des widerwärtigen Peterson's nichts mehr zu besorgen habe, wobei ich ihm zugleich den durchgerissenen Contract nebst Peterson's Quittungen in die Hände lieferte, worüber mein Vater vor

Freuden fast außer sich gerieth. Hierauf erzählte er von der unverhofften Ankunft des Herrn von W\*\* aus Hamburg, und wie derselbe Alles, was ich ihm aufgetragen, treulich ausgerichtet, und vor etwa drei Wochen wieder zurück nach Hamburg gereiset sei; unterdeß hätte sowohl Herr W\*\* als auch mein Vater selbst verschiedene Briefe an mich und meine Schwester nach Schweden abgeschickt, es hätten uns aber dieselben theils nicht antreffen können, theils möchten sie auch wohl von Peterson und unserer Base untergeschlagen worden sein; denn da die letztere bis auf die letzte Stunde Peterson's Partie hielt, so war ihr noch vor dem Abschiede alle fernere Freundschaft von uns beiden aufgekündigt, die meiner Schwester erzeugten Gefälligkeiten aber zehnfach bezahlt worden.

Am folgenden Tage ließ mein Vater Anstalt zu einer großen Gasterei machen, wozu nicht allein alle seine getreu verbliebenen Freunde, sondern auch viele Andere geladen wurden, die ihm bisher manches Unrecht zugesügt hatten, nunmehr aber Zeugen seines neuen Wohlstandes sein mußten. Jeder war begierig, einen umständlichen Bericht von meiner Reise und den auf derselben erworbenen eräunlichen Reichthümern zu hören, denn mein Vater sagte unverholen, daß er nur durch den zwanzigsten Theil meiner Baarschaften und Kostbarkeiten wieder in den vorigen, ja in einen noch

besseren Stand gesetzt worden sei. Allein ich nahm mir für diesmal ein Bedenken, allzu aufrichtig im Erzählen zu sein, sagte daher nicht mehr, als ihnen Allen zu wissen dienlich, mir aber unschädlich sein mochte, und gab vor, ich hätte auf einer gewissen Insel einen vergrabenen Schatz gefunden, auch etwas Ansehnliches von einem unterweges gestorbenen Herzensfreunde ererbt, der ein Deutscher von Geburt gewesen und mich als seinen Landsmann in Ermangelung anderer Verwandten zu seinem Erben eingesetzt habe. Uebrigens bekümmerte ich mich sehr wenig darum, ob man mir vollkommenen Glauben schenkte oder nicht. Dagegen entdeckte ich meinem Vater und meiner Schwester das ganze Geheimniß, und setzte dadurch beide in große Verwunderung. Beide bezeigten nicht geringe Lust, die Insel Felsenburg und unsere dortigen Freunde selber in Augenschein zu nehmen, nur der ferne Weg schien ihnen so gefährlich als beschwerlich; jedoch auf mein heftiges Zureden und Bitten versprach endlich mein Vater, sich weiter deshalb zu bedenken. Binnen dieser Zeit unternahm ich eine Reise nach Herrn Magister Schmelzer's Unverwandten, vornehmlich um dessen jüngsten Bruder zu sprechen, den ich bereits bei seinen Schwestern und Schwägern zu treffen hoffte, wohin ich ihn durch Herrn W\* \* aus Hamburg hatte bestellen lassen.

Mein Wunsch war auch wirklich nicht vergebens; denn

ich traf nicht allein Herrn Schmelzer, sondern auch noch einen Candidaten der Theologie bei des ersteren Schwager, dem Dorfprediger an. Sobald meine Ankunft ruchtbar geworden, versammelte sich Herrn Magister Schmelzer's ganze Freundschaft, um von ihres Bruders und Freundes glücklicher Lage einen ausführlichen Bericht zu vernehmen. Da indeß Herr M. Schmelzer den Ort seines Aufenthalts so wenig als eine gar zu genaue Beschreibung der dasigen Lebensart kund gethan, so nahm auch ich mich in Acht, nicht die Gränze zu überschreiten; jedoch, sobald ich vergewissert wurde, daß sein jüngster Herr Bruder nebst dem andern Candidaten, der sich Johann Friedrich Hermann nannte, die größte Lust bezeigten, mit mir dahin zu reisen, ließ ich sie von dem Geheimniß etwas mehr als die andern wissen, und versprach, ihnen das übrige Alles zu entdecken, sobald wir uns eingeschifft haben würden.

Nachdem mich die lieben Leute vierzehn Tage bei ihnen zu bleiben fast gezwungen hatten, trat ich mit diesen beiden Theologen die Rückreise nach meiner Vaterstadt an, und fand daselbst meinen Vater und meine Schwester in der größten Bestürzung. Der oben erwähnte schwedische Edelmann, Herr von L\*\*, der eine unbesonnene Liebe zu meiner Schwester gefaßt, auch ihrethalben den Peterson so schändlich zugerichtet hatte, war, nachdem er bei dem Vater

um dieselbe angehalten, jedoch sowohl von ihm als ihr eine höflich abschlägige Antwort empfangen, auf die Thorheit gerathen, sich meiner Schwester durch eine heimliche Entführung zu bemächtigen. Indes dieser Anschlag mißlang ihm zu allem Glücke, ungeachtet er meine Schwester in einem fest verschlossenen Wagen bereits auf eine halbe Stunde weit von der Stadt hinweg gebracht hatte. Denn diese, als sie durch einen kleinen Spalt einen Zug von Frachtwagen dahertreiben sah, erhob plötzlich ein Betergeschrei, wodurch die Fuhrleute bewogen wurden, mit ihrem Handgewehr die Kutsche anzuhalten, und meine kläglich um Hilfe rufende Schwester zu befreien. Herr von L\*\* war noch so glücklich, sich auf das Pferd eines seiner Bedienten zu werfen, und sich so auf die Flucht zu begeben, sonst würden unfehlbar die Fuhrleute sowohl ihn als seinen Lohnkutscher ziemlich äbel zugerichtet und in die Hände der Obrigkeit geliefert haben. Mittlerweile hatte mein Vater nichts von der Entführung seiner Tochter gewußt, sondern geglaubt, sie wäre mit einer guten Freundin spazieren gefahren, bis sie ihm von den ehrlichen Fuhrleuten vor das Haus gebracht wurde. Er gab denselben nebst vielem Danke noch hundert Ducaten für die gehabte Mühe, bat sie aber, keinen weiteren Lärm von der Sache zu machen, weil besonders die Edelleute sehr rachgierig zu sein pflegten.

Dieser Vorfall machte meine Schwester nur um so begieriger, wenigstens auf eine Zeitlang mit nach Felsenburg zu reisen. Da ich aber wohl denken konnte, daß dem Capitain Horn in Amsterdam die Zeit ungemein lang dünken würde, ehe ich mich wieder bei ihm einfände, so machte ich mir es eifrig zum Geschäft, den Befehlen des Aelters gemäß alles das einzukaufen, was ich in meiner Geburtsstadt am Bequemsten bekommen konnte. Sodann entdeckte ich meinem Vater, wie mir mein ehemaliger Informator und jetziger Felsenburgischer Seelsorger, Magister Schmelzer, aufgetragen, seinen jüngeren Bruder dahin zu bereden, daß er entweder selbst mit mir dahin reisen, oder, wofern derselbe etwa bereits im Amte säße, zwei andere oder wenigstens einen tauglichen Candidaten mir vorschlagen und zuweisen möchte, damit ich dieselben ordiniren lassen und zum Dienst der Felsenburgischen Gemeinden mitnehmen könnte. Nun hatte sich nicht allein Herr Schmelzer, sobald er seines Bruders und mein beigelegtes Schreiben empfangen, sogleich aus der Mark Brandenburg, wo er in Condition gestanden, zu seinen Freunden, wohin ich ihn beschied, selber hinbegeben, sondern auch den oben erwähnten Candidaten Herrn Hermann, der seit etlichen Jahren sein Herzensfreund gewesen, mitgebracht, da dieser die größte Lust bezeigte, ein geistlicher Missionar zu werden. Mein Vater versiel darüber in ein



langes Nachsinnen, und nachdem ich ihm von unserer dasigen Lebensweise Alles ausführlich erzählt, entschloß er sich ganz unerwartet, mich nebst meiner Schwester als Reisegefährte nach der glücklichen Insel Felsenburg zu begleiten, worüber ich vor Vergnügen ganz außer mich war. Da ich nun keine Zeit versäumen wollte, die beiden Candidaten ordiniren zu lassen, so ließ mein Vater den dasigen Senior des geistlichen Ministeriums eines Sonntags Abends auf's Freundlichste durch mich und meine Schwester, die mit den Töchtern desselben in genauer Freundschaft stand, zur Abendmahlzeit einladen, und dieser exemplarische Priester ließ sich endlich durch wiederholtes Bitten bewegen, nebst seiner ganzen Familie um bestimmte Zeit zu erscheinen. Die beiden Candidaten, nämlich Herr Schmelzer und Hermann, befanden sich ebenfalls mit bei Tische, sonst aber Niemand weiter aus der Stadt, als meines Vaters einziger vertrauester Freund, Herr D\*\*. Unter andern Gesprächen wurde auch vor meinem Studiren und dann von meinem ehemaligen Informator, Herrn Magister Schmelzer geredet, wobei der Senior erwähnte, daß er denselben vor länger als drei Jahren hier ordinirt, indem er sich entschlossen gehabt, mit einem Ostindienfahrer zu Schiffe zu gehen, und auf einer gewissen Insel das Wort Gottes zu predigen.

Demnach schien es mir die bequemste Zeit zu sein, mit

den Briefen herauszurücken, die mir der Magister Schmelzer und Herr Wolfgang an den Senior mitgegeben hatten. Ich that dies in dem Augenblick, als das Confect aufgetragen wurde, und bemerkte, daß der Herr Senior unter dem Lesen dieser Briefe eben so viel Vergnügen als Bertwunderung bezeigte. Da wir ihn indeß beide zugleich ersuchten, von der ganzen Sache gegen Niemanden weiter etwas zu äußern, so legte er die Briefe stillschweigend zusammen, bewunderte die sonderbare Führung des Himmels, und versprach, sich über Verschiedenes mit uns ingeheim zu unterreden, dafern es uns beliebte, nach aufgehobener Mahlzeit ihn in ein anderes Zimmer zu führen. Mein Vater that ihm ganz nach Gefallen. Demnach ging der Senior nebst ihm und mir in ein Nebenzimmer, wo ich ihm bei einem Glase des besten ungarischen Weins den Hauptinhalt der Felsenburgischen Geschichte erzählte, und ihn nachher bat, sobald als möglich die beiden anwesenden Candidaten nach vorhergegangenem scharfen Examen zu ordiniren, damit ich ehestens mit denselben meine Rückreise antreten könnte. Er versprach, das Examen gleich den folgenden Tag anzustellen, und nachdem die beiden Candidaten herein gerufen worden, ließ er sich vorläufig mit denselben in ein ausführliches Gespräch ein, welches bis um Mitternacht dauerte, worauf der Senior mit seinen lieben Angehörigen nach Hause fuhr.

Binnen drei Tagen bekam ich nun an den erwähnten beiden Herren Candidaten zwei geweihte Priester, und beschenkte sodann das geistliche Ministerium, die Hauptkirche, das Waisenhaus, Hospital und andere Armen dergestalt, daß ein erhobener Wechselbrief von zehn tausend Thalern gerade darauf ging.

Mein Vater war unterdeß nebst meiner Schwester eifrig bemüht, seine neu errichtete Handlung und Wirthschaft meiner Mutter Bruders Sohne auf Rechnung zu übergeben, und denselben vor seiner Abreise mit einer tugendhaften Ehegattin zu berathen; denn er war ein sehr feiner, geschickter, vernünftiger und wohl gereiseter Mensch, der aber kaum ein Erbtheil von tausend Thalern im Vermögen hatte. Dieser gute Mensch, der seit etwa zwei Jahren bei einem der vornehmsten Kaufleute meiner Geburtsstadt als Buchhalter in Condition gestanden, mochte sich Rechnung gemacht haben, durch beständige Treue und Redlichkeit seinem Herrn mit der Zeit eine von seinen drei Töchtern abzuverdienen, deren feines Wesen nebst der bedeutenden Morgengabe die Schönheit des Gesichtes noch zu übertreffen schien. Allein, kaum hatte er sich dies gegen einen vermeintlichen guten Freund merken lassen, der nicht reinen Mund hielt, so wurde meinem redlichen Vetter dergestalt schändlich und höhnisch von seinem Herrn und dessen ganzer Familie begegnet, daß er

vor Verdruß und Kummer den Entschluß faßte, eine ferne Reise anzutreten. Hievon hielt ihn nun die plötzliche Ankunft meines Vaters zurück, und da derselbe bald darauf seine Handlung von Neuem aufzurichten anfang, verließ er seinen ersten Dienst und begab sich in den meines Vaters. Sowohl meines Vaters als mein eigenes Vorhaben war, dieses Menschen zeitliches Glück so viel als möglich zu befestigen, und ungeachtet wir ihm nicht gänzlich zugesagt, daß er unser Aller einziger Erbe in Deutschland sein und bleiben sollte, indem mein Vater noch nicht völlig gesinnt war, Zeit lebens in Felsenburg zu bleiben, so bekam er doch von uns so bedeutende Geschenke und Vortheile in die Hände, daß er ungescheut wagen durfte, auch den vornehmsten Kapitalisten um seine Tochter anzusprechen. Sein voriger Herr merkte sehr bald Alles, suchte daher zum Scheine unter diesen und jenen Vorschlägen eine enge Freundschaft zu stiften, und ließ zugleich unter der Hand meinem Vetter die Wahl anbieten, sich eine von den Töchtern zur Frau auszulesen. Allein dieser war nun, ungeachtet der ansehnlichen, zu hoffenden Mitgift, so eigensinnig, daß er zur Antwort gab: wer seine redliche Neigung zu der Zeit nicht geachtet hätte, da er kaum etliche hundert Thaler im Vermögen gehabt, dessen Schwiegererschaft achtete er nummehr auch nicht, da ihn der Himmel durch die Freigebigkeit redlicher Blutsfreunde in den Stand

geseht, daß er nicht die geringste Ursache hätte, sich nach einer bemittelten Braut umzusehen.

Dieser Entschluß gefiel uns ungemein. Da er indes zu vernehmen gab, wie er eine besondere Liebe zu der tugendhaften jüngsten Tochter des Herrn Seniors gefaßt, ungeachtet er wohl wisse, daß wegen der vielen Kinder von dem ehrwürdigen Herrn kein großes Heirathsgut zu hoffen sei, so ließ mein Vater sich dies von Herzen angenehm sein, begab sich selbst zum Herrn Senior, und brachte endlich das Jawort sowohl von dem Herrn Schwiegervater als der Jungfer Braut mit nach Hause.

Da ich aber unterdeß von dem Kapitein Horn aus Amsterdam Briefe über Briefe bekam, meine Zurückkunft zu beschleunigen, damit uns nicht die üble Witterung vor volltägiger Einrichtung unserer Sachen über den Hals kommen möchte, so trieb ich auch die Meinigen an, sich aufs Schnellste reisefertig zu machen.

Demnach wurde meines lieben Vatters Verlobniß und Hochzeit eines Tages in aller Stille gefeiert. Ich schenkte dem Liebespaare noch für zwölftausend Thaler Juwelen, versprach, in Zukunft wo möglich noch weit mehr zu thun, und war sodann damit beschäftigt, alle eingekauften Waaren in das bedungene Schiff einzuschiffen. Ich erstaunte anfangs gewaltig über den ungeheuern Vorrath gedruckter Bücher,

welche Herr Schmelzer der Jüngere und Herr Hermann für die Gelder, die ich ihnen überlassen, eingekauft hatten, zugleich aber freute ich mich daneben, daß sie einen feinen Buchbindergefelten aus dem Hildesheimischen in ihren Dienst genommen, auch eine ungemeine Menge von Buchbindergeräthen und Materialien angeschafft hatten.

Am 12. Julius langten endlich die letzten Frachtwagen mit Kupfer, Zinn, Messing, Blei und anderen Sachen an, die ich zum Mitnehmen bestellt hatte. Ich ließ Alles sogleich einschiffen, so daß wir am 28. Julius, nachdem wir von allen Freunden zärtlich Abschied genommen, aus meiner Geburtsstadt abreisen und uns auf die Fahrt nach Hamburg begeben konnten, um daselbst von Herrn W\*\* schuldi-germaßen Abschied zu nehmen. Wir hatten eine ungemein bequeme und vergnügte Reise, und überraschten den Herrn W\*\* in Hamburg, als er sich dessen am wenigsten versah. Dieser wußte durch seine Freundschaftsbezeugungen und inständiges Bitten uns zu bewegen, daß wir unsere Abreise von da nach Amsterdam von Tage zu Tage immer weiter hinausshoben; während dessen kaufte ich alles das ein, was uns auf der Insel Felsenburg nur irgend nützlich oder dienlich sein konnte. Endlich aber, als mir der Kapitain Horn von Amsterdam aus die ernstlichsten Vorstellungen machte, wie nunmehr keinen Augenblick länger zu säumen wäre, um Felsenburg. IV.

die Rückreise anzutreten, stellte ich dies meinen lieben Reisegefährten auf's Liebreichste vor, und bewog sie, daß sie sich entschlossen, gleich des folgenden Tages zu Schiffe zu gehen. Herr W\*\* wollte anfangs zwar durchaus nicht darcin willigen, fügte sich aber doch endlich darcin, und stellte einen kostbaren Abschiedsschmaus an, wobei sich Trompeten und Pauken, ja fast alle musikalischen Instrumente die ganze Nacht hindurch wechselsweise hören ließen.

Am folgenden Tage reifeten wir nach genommenen zärtlichen Abschiede aus dieses redlichen Freundes Behausung ab, der uns mit seiner ganzen Familie und andern guten Gönnern in etlichen Kutschen das Geleit bis an die Elbe gab, und so lange daselbst verharrete, bis wir uns völlig eingeschiffet hatten.

Ich kann nicht sagen, daß uns etwas Verdrießliches auf der Reise bis nach Amsterdam begegnet wäre, außer daß diejenigen, die noch nie zu Wasser gewesen, einen kleinen Anfall von Seekrankheit, der in Schwindel und Erbrechen bestand, auszustehen hatten. Am Sten October endlich langten wir alle frisch und gesund in Amsterdam bei dem Kapitein Horn an. Dieser gab mir wegen meines langen Ausbleibens einen kleinen Verweis, auch war er mit Recht verdrießlich darüber, daß die besten Leute und Sachen, die wir verschrieben hatten, noch nicht zur Hälfte angekommen, und

daß ihm durch allerlei heimliche Feinde und Mißgönner verschiedene böse Streiche gespielt worden waren, deren er sich vor unserer Abfahrt noch mehrere besorgte. Ich rebete ihm zu, daß hier mit Klugheit, besonders aber mit Gelde wohl noch Alles zu erreichen seyn würde, worauf er zur Antwort gab: „Ja, mein Herr, wir haben allem Anschein nach gewaltige Summen ausgegeben. Hier ist die Rechnung über das, was ich an Baarschaft unter den Händen gehabt; zur Rückreise aber brauchen wir ebenfalls noch Geld.“ Ich mußte über seine unnöthigen Sorgen lachen, sagte indeß zu Herrn Kapitain Horn: „Hier ist auch meine Berechnung über das, was ich in Europa ausgegeben habe. Das Meiste, wie ich merke, ist schon bezahlt, und für das Uebrige, was wir etwa noch brauchen, werden wohl zwanzig tausend Thaler hinlänglich seyn.“ — „Ach ja,“ erwiederte er, „allein wir brauchen noch viel mehr, ehe wir wieder nach Felsenburg kommen.“ — „Meinet Ihr denn,“ versetzte ich, „daß wir wohl den vierten Theil von dem Schatze verthan haben, den mir der Altvater mitgegeben, des Kapitain Wobley's Kostbarkeiten ungerchnet? Mein Rath wäre, wir kauften noch ein Schiff, und nähmen noch mehr Waaren mit nach Felsenburg; denn was hilft es, wenn wir ihnen noch so viel Geld, Gold, Perlen und Edelsteine wieder zurückbringen.“

Horn sah mich starr an. Ich aber lachte und sagte:



„Mein Herr, wollte Ihr mir nicht glauben, so kommt und sehet das an, was ich Euch bisher nicht etwa aus Falschheit verhehlt habe, sondern weil ich geglaubt, es sei Euch schon bekannt und keiner ferneren Rede werth.“ Als ich ihm nun binnen etwa zwei Stunden Alles gezeigt, konnte er sich nicht genug darüber wundern, daß wir so viel verthan, und doch noch so reich an Gelde, Golde und Geschmeide wären; was aber den Ankauf eines zweiten Schiffes betraf, so wollte er nicht dazu rathen, sondern sagte: wir würden genug zu thun haben, wenn wir nur mit diesem einen Schiffe ungehubbelt von Amsterdam hinweg kämen; wir möchten daher einige tausend Thaler Ausgaben nicht ansehen, damit wir nur nach unserm Belieben einladen dürften, was wir wollten, und gute Pässe bekommen möchten. Ueberdies sei ja unser Schiff groß genug, um noch mehr, als uns aufgetragen und man in Felsenburg brauche, darauf zu laden, es wäre denn, daß wir mehr Vieh, als er bereits bestellet, mitnehmen wollten. Hiezu gehörten jedoch auch mehr Leute; je mehr Leute aber, desto mehr Verräther, zumal, da man ohnehin auf Felsenburg keine Mannspersonen mehr brauche, als solche Handwerker, die daselbst nöthig wären. Ich gab ihm vollkommen Recht. Nunmehr berathschlagten wir, wie wir Alles einrichten wollten, und waren auch vermittelst unserer gelben Pfennige so glücklich, daß wir binnen kurzer

Zeit nicht bloß die gehörigen Pässe, sondern auch alles Uebrige bekamen, was wir verlangten.

Wenige Tage nachher geschah die Verlobung meiner Schwester mit dem Herrn Schmelzer, welches meinem lieben Vater und mir eine große Freude verursachte.

Endlich um Martini kamen unsere von andern Orten her verschriebenen Sachen fast alle auf einmal an, auch hatten sich die angenommenen Handwerksleute bereits in dem ihnen angewiesenen Birthshause versammelt, wovon jedoch einer, den der Kapitain Horn im Vertrauen einmal auf seine Kammer geschickt, schelmischer Weise entließ, und ihm einen Beutel mit fünfhundert Ducaten entwendete. Von allen denen aber, die wir mit nach Amsterdam gebracht, und die da versprochen hatten, zu Ende des August wieder zu kommen, und noch eine Fahrt mit uns zu machen, kam kein Einziger zurück, was wir indeß aus gewissen Ursachen nicht ungern sahen. Von allen denen, die mit uns gekommen, waren also die drei Seeoffiziere, denen Kapitain Horn monatlich ihren Sold gezahlt, und dann die neun Sclaven die Einzigen, die wieder mit uns zurückfahren wollten. Die drei eben erwähnten Offiziere hatten auch Matrosen zur Genüge angeworben, und sonst Alles so wohl veranstaltet, daß wir am 27sten November des Jahres 1729 insgesammt wohl und vergnügt von dannen absegen konnten. Dabei

hatten wir das Vergnügen, daß unser Freund und Gönner Herr G. von B\*\* uns das Geleit bis Portugal zu geben versprach, ihn aber im Hafen Port a Port auszusetzen sich ausbat, was denn auch geschah, nachdem wir bis dahin eine sehr ruhige Fahrt gehabt.

Noch eins hätte ich beinahe zu erzählen vergessen. Tages zuvor, ehe wir abreisen wollten, als ich meine Schwester, die noch einige Kleinigkeiten einzukaufen Willens war, an der Hand durch eine enge Straße führte, obwohl in Begleitung von sechs Slaven des Kapitain Horn, begegnete mir ein Mensch in Bettlerstracht, der sogleich die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, laut zu schreien und zu heulen anfang, und sich in einen Winkel verkroch. Meinen und meiner Schwester Gedanken nach war es ein rasender Mensch, weshalb meine Schwester einen holländischen Gulden aus dem Beutel zog, und ihn diesem Armseligen durch einen Slaven einhändigen lassen wollte. In diesem Augenblick drehte sich der Elende mit dem Kopfe etwas herum, da wir denn erkannten, daß es mein schwedischer Dolmetscher war, der mir und meiner Schwester so gute Dienste geleistet hatte. Hierbei muß ich erwähnen, daß ich ihm auf der Reise nicht allein seine Besoldung redlich gezahlt, sondern auch, da ich ihn nicht weiter nöthig zu haben glaubte, bis in meines Vaters Haus ihm nebst vielem Danke noch

fünfzig Ducaten gegeben und angezeigt hatte, daß er nunmehr in Gottes Namen wieder nach Hause reisen könnte. Mein Vater und meine Schwester hatten ihm gleichfalls jedes zehn Ducaten geschenkt. Daher rief ich voll Bestürzung aus: „Hilf Himmel, Herr van Blac, wie treffe ich Euch hier so verändert an!“ — „Ach mein Herr,“ gab er mit thranenden Augen zur Antwort, „ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt. Fünfhundert Gulden und darüber habe ich binnen wenigen Wochen von Eurer Freigebigkeit bekommen, und Alles wohl zu Rathe gehalten, auch für mich sonst noch zweihundert Floren gehabt, womit ich mich auf die Reise hierher gemacht, um entweder nach Ost- oder Westindien zu gehen und mit diesem Gelde noch mehr zu erwerben. Allein ich bin vor wenigen Wochen unter Mörder gerathen, die mich nicht allein meines Geldes und meiner Kleider beraubt, sondern auch meinem Leibe viele Wunden zugesügt; zwar hat ein mitleidiger Arzt die letzteren geheilt, da ich aber keinen Deut im Vermögen hatte, so sah ich mich genöthiget, das Brot vor den Thüren zu suchen.“

Der Mensch jammerte mich, denn er war ein artiger Mensch, der gut lateinisch, holländisch, englisch, schwedisch, dänisch, spanisch, italienisch &c. zu reden verstand; daher befohl ich einem Sclaven, diesen Menschen so lange in unser Quartier zu führen, und wohl zu verpflegen, bis wir wieder

nach Hause kämen, was denn auch sogleich geschah. Meine Schwester besorgte ihre Sachen sehr bald, sagte aber im Zurüdgehen: „Mein Brüderchen, wenn dieser arme Mensch will, so bitte ich Euch, nehmet ihn aus Barmherzigkeit mit nach Felsenburg.“ — „Mein Herz,“ gab ich zur Antwort, „wenn es Euer Geliebter und der Kapitain Horn für rathsam halten, nehme ich ihn gern mit, zumal da Ihr für ihn bittet.“

Sobald wir in unser Logis kamen, sahen wir, daß nicht allein alle unsere Leute, sondern auch der Kapitain, Herr Schmelzer und Herr Hermann um den Knecht herum standen. Der Kapitain hatte ihm etwas Zwieback und Wein geben lassen, woran er sich sehr gelabt hatte. Als ich nun hinzu kam, sagte sogleich der Kapitain zu mir: „Mein Herr, wenn es Euch gefällig ist, so wollen wir diesen Menschen mit nach Felsenburg nehmen; denn Herr Schmelzer meint, daß er wegen der vielen Sprachen, die er gründlich versteht, einen guten Sprachmeister abgeben könne.“ — „So ist,“ versetzte ich, „meiner Schwester Bitte erfüllt.“ Horn lachte und sagte: „So ist auch dieses beklagenswerthen Menschen Wunsch erhört. Ich will also sogleich auf den Trödelmarkt schicken, und ihm das beste Kleid, welches da zu finden ist, bringen lassen, denn wir haben keine Zeit, ihn neu zu kleiden.“ Augenblicklich schickte

er nun fort; ich und meine Schwester aber wandten uns zu dem Herrn van Blac und fragten: ob er mit uns nach Ostindien fahren wolle? „Ach,“ seufzte er, „wenn ich so glücklich sein könnte, mein Leben in Dero Diensten zu enden!“ — „Wir wollen Euch,“ gab ich ihm zur Antwort, „nicht zu unserem Diener, sondern zum Mitgenossen unseres mit Gott zu hoffenden Glücks und Vergnügens machen, auch Eure zeitliche Wohlfahrt möglichst befördern.“ Er küßte hierauf meinem Vater, mir, meiner Schwester und dem Capitain Horn die Hände, und versprach, dafern er in unserer Gesellschaft mitreisen dürfte, sobald es von ihm verlangt würde, den Eid der Treue abzulegen.

Bald darauf kamen mehrere Kleider an. Der Capitain Horn kaufte ein rothes und dann noch ein braunes, die ihm beide am besten paßten, und so war denn unser van Blac wieder eine Person, die des Abends mit bei uns zu Tische sitzen konnte, indem wir uns seiner Gelehrsamkeit und guten Aufführung wegen gar nicht zu schämen Ursache hatten. Sonst war er ein Mensch von ungefähr dreißig Jahren, sah von Gesicht wohl aus, und obwohl ihm die Mörder zwei Hiebe in's Gesicht gegeben hatten, so hatte er doch an seinen übrigen Gliedern nicht die geringste Lähmung bekommen.

Ich habe mich nicht umsonst bemüht, diesen scheinbar

so unbedeutenden Vorfall so weitläufig zu erzählen; denn der Verlauf dieser Geschichte wird zeigen, daß van Blac nachher bei unserer Gesellschaft eine sehr wichtige Person geworden ist. Jedoch, um wieder auf unsere Reise zu kommen, so hatten wir, nachdem Herr G. von B\*\* nebst seinen Sachen in dem portugiesischen Hafen Port a Port aufgesetzt worden war, von da bis zu den Canarischen Inseln die angenehmste Fahrt. Eines Tages ersuchte ich meinen Vater, mir doch zu erzählen, wo er sich nach seinem im Jahr 1725 gehaltenen Unglücke hingewendet, und wie es ihm unter dieser Zeit ergangen? Er war sogleich bereit, mir zu willfahren, sagte aber zugleich, da seine Unglücksfälle eben keine besondere Geheimnisse wären, so dürften meine Schwester, der Kapitain Horn und die beiden Geistlichen, wie auch van Blac, dieselben wohl mit anhören. Ich rief daher die erwähnten Personen insgesammt in unsere Kammer, worauf mein Vater also zu sprechen begann:

---

## G e s c h i c h t e

## d e s F r a n z M a r t i n J u l i u s .

„Von den traurigen Schicksalen meiner Voreltern könnte ich Euch eine weitläufige und vielleicht nicht unangenehme Erzählung machen, auch dieselben mit glaubwürdigen alten schriftlichen Urkunden erweisen; allein es mag dies bis auf ein andermal verspart bleiben. Für jetzt will ich bloß von meiner Person und meinen eigenen Schicksalen sprechen.

Mein Name ist Franz Martin Julius. Ich bin den 13. Junius 1680 geboren, und zwar von solchen Eltern, die zwar nicht reich waren, doch bei Jedermann in gutem Rufe standen. Mein Vater war Steuer- und Zolleintnehmer im Lüneburgischen, muß sich aber nicht viel Sporteln dabei gemacht haben, da meine Mutter nach dessen Tode außer den standesmäßigen Meubeln für sich, mich und meine zwei Schwestern kaum sechs tausend Thaler baares Geld aufzuweisen hatte. Doch war noch dabei ein eigenes



Häuschen und etwas Feld, das ungefähr auf tausend Thaler geschätzt werden konnte; dagegen hatte meine Mutter ihm acht hundert Thaler baares Geld mit zugebracht.

Mein seliger Vater starb im Jahre 1694, da ich erst vierzehn Jahr alt war, also für mich viel zu früh. Das Jahr darauf folgte ihm meine Schwester im Tode nach, und bald darauf verheirathete sich meine Mutter von Neuem, und zwar mit demjenigen, der meines Vaters Dienst erhalten hatte. Sie behielt mich und meine ältere Schwester bei sich, indem der Stiefvater ein sehr gütiger Mann war, der mich nicht allein fleißig zur Schule anhielt, sondern mich auch noch täglich etliche Stunden besonders unterrichtete, endlich aber mich in eine große Stadt zu einem vornehmen Kauf- und Handelsmann brachte, um bei demselben die Handlung zu erlernen, auch hinlängliche Caution für mich stellte. Ich führte mich — ohne Ruhm zu melden — während meiner Lehrjahre so auf, daß mein Herr und meine Eltern wohl zufrieden mit mir waren; übrigens aber begegnete mir in dieser Zeit folgender Streich.

Eines Abends, als mein Herr sich zufällig mit etlichen fremden Kaufleuten in einem Weinhause befand, mußte ich mit einer Laterne dahin gehen, um ihm von da nach Hause zu leuchten. Hier hörte ich nun verschiedene Handelsgespräche. Ein einziger fremder Kaufmann aber saß beständig

in tiefen Gedanken, weshalb mein Herr, der vom Weine etwas lustig geworden war, aufstand, ihn auf die Schulter klopfte und sagte: „Betrübt Euch nicht vor der Zeit, mein Herr; denn das Schiff kann noch glücklich zurückkommen.“ — „Ja, ja,“ antwortete jener, „mein Herr! wollt Ihr mir dafür zehntausend gegen zwanzigtausend zur Wette setzen?“ Mein Herr war ein ungemein reicher Mann und gewaltiger Waghals, weshalb er ohne langes Bedenken heraus fuhr: „Topp! kommt das Schiff mit der Ladung zurück, so zahlet Ihr mir zwanzigtausend Thaler, ist es verloren gegangen, so zahle ich Euch zehntausend Thaler.“ Der Fremde ließ sich ebenfalls nicht lange nöthigen, sondern schlug ein. Die Andern mußten Zeugen sein, der Contract wurde in wenigen Zeilen abgefaßt und gehörig unterschrieben, worauf ein Jeder seines Weges ging.

Sobald mein Herr in die freie Luft kam, mochte ihm anders zu Muth werden, denn er sagte zu mir: „Franz, was habe ich gethan? zehntausend Thaler ist eine schöne Summe; aber zwanzigtausend ist noch einmal so viel.“ Meine Antwort war: „Das ist gewiß; allein mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich daran denke. Ach, wollte doch der Himmel, daß das Schiff wiederkäme!“ — „Das müssen wir erwarten,“ versetzte er; „kommt es nicht, so bin ich deshalb noch lange nicht ruiniert, kommt es aber, so

sollest Du für Deinen guten Wunsch tausend Thaler von meinem Gewinnste haben.“ Ich glaubte nicht, daß dies Ernst wäre, dachte aber doch, daß, wenn das Schiff käme, mir mein Herr für das, was er in der Trunkenheit gesprochen, wenigstens ein neues Kleid schenken würde. Deshalb schloß ich dies Schiff allezeit mit in mein Morgen- und Abendgebet, seufzte auch öfters bei Tage im Laden: „Ach Gott, hilf doch, daß das Schiff glücklich zurück kommt!“ Welches Alles mein Herr, wie er mir nachher erzählte, öfters gehört und darüber gelacht hat. Etwa acht Wochen nachher schreibt mein Herr ohne mein Wissen an meine Eltern, daß beide oder wenigstens eines von ihnen auf seine Unkosten zu ihm kommen sollten, weil er etwas Nothwendiges mit ihnen zu sprechen hätte. Meine Eltern erschrecken und meinten, daß ich etwa gar zum Schelm geworden wäre, setzten sich daher beide auf einen Wagen und kamen zu meinem Herrn gereist. Es war eben um Mittagessenszeit, weshalb sie mein Herr sogleich zu Tische führte. Bei Tische sprach er von ganz gleichgültigen Dingen, nach der Mahlzeit aber ging er in sein Kabinett, brachte einen großen Sack voll Geld heraus und sagte: „Meine lieben Freunde, ich bin so glücklich gewesen, auf ein für verloren gehaltenes Schiff durch Wetten zwanzigtausend Thaler, ja noch weit mehr zu gewinnen, und habe mich, da ich die-

selben vor etlichen Tagen ausgezahlt erhalten, erinnert, daß ich Ihrem Sohne, meinem Franz, tausend Thaler davon versprochen. Da er nun bisher in allen Stücken eine sehr redliche Gesinnung gegen mich bewiesen, so sind hier die tausend Thaler, und sie können von nun an auf Zinsen gelegt werden, bis er einst mit Gott seine eigene Handlung anfangen wird.“

Man wird sich leicht denken können, daß meine Eltern und ich anfangs vor Freude und Bestürzung ganz verstummten. Endlich aber, da mein Herr lächelnd zu mir sagte: „Nun, wie steht es, Franz? bin ich nicht ein Mann, der sein Wort redlich hält, und meinst Du nicht, daß Dir dieses Geld dereinst eine gute Weihilfe sein kann, um eine eigene Handlung anzufangen?“ da brach das Band meiner Zunge, ich küßte ihm die Hand, und dankte mit den verbindlichsten Worten für ein so großes unverhofftes Geschenk. Meine Eltern unterließen gleichfalls nicht, ihm ihre schulbige Dankbarkeit meinethalben zu erkennen zu geben, baten aber den Herrn, doch selbst die Güte zu haben, und diese Gelder auf Zinsen auszuthun, dessen er sich denn auch nicht weigerte, sondern ihnen dagegen eine schriftliche Obligation auf tausend Thaler gab. Mein gütiger Herr beschenkte mich nachher noch mit allerlei Sachen, deren ich bedürftig war, denn die Freigebigkeit schien ihm angeboren zu sein. Bei

den vielen Mitteln aber, die er hatte, wunderte sich ein Jeder, daß er nicht geheirathet, auch nicht heirathen wollte; seine Schwester nämlich, die eine alte Jungfer war, führte die ganze Wirthschaft, im Gewölbe aber befanden sich drei Diener und zwei Lehrlinge, unter denen ich sein Vertrauter war.

Sobald meine Lehrjahre überstanden waren, recommandirte mich mein Herr in die berühmte Handelsstadt D\*\* an einen Kaufmann, der einen erstaunlichen Verkehr hatte. Ich war noch kein Jahr bei diesem meinen neuen Herrn gewesen, als derselbe meine Fähigkeit bemerkte, und auf meine Treue ein großes Vertrauen setzte. Daher verschickte er mich in seinen Berrichtungen zuerst nach vielen berühmten Handelsstädten Deutschlands, nachher auch nach Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Holland, England, Portugal, Spanien, Frankreich und Italien, wo ich denn so glücklich war, daß mir Aufgetragene jederzeit zu seiner Zufriedenheit auszurichten; zugleich aber sammelte ich mit nicht allein auf diesen Reisen, da ich sehr sparsam lebte, eine ansehnliche Summe Geldes, sondern wurde auch noch von meinem Herrn öfters reichlich beschenkt.

Endlich, als im Jahre 1705 ein Handelsmann in derselben Stadt mit Tode abging, und außer seiner siebzigjährigen Wittwe nur einen einzigen Sohn hinterließ, der ein

vornehmer Rechtsgelahrter war und ein ansehnliches Amt besaß, handelte dieser mein Patron so redlich gegen mich, daß er mir nicht allein behilflich war, diese Handlung anzutreten, sondern auch des erwähnten Rechtsgelahrten Tochter zu heirathen, mit welcher ich ein schönes Heirathsgut überkam, so daß ich im Stande war, mit meinem bisherigen Herrn und Patron von nun an in Kompagnie zu handeln.

Durch unermüdeten Fleiß, besonders aber durch mein gutes Glück und Gottes Segen, wurde ich in wenigen Jahren einer der ersten Kaufleute in D\*\*, so daß ich gar bald meinen nunmehrigen Kompagnon weit übersehen konnte. Doch war dieser deshalb nicht neidisch, sondern blieb mein vertrauter Freund, weshalb ich ihm denn zu verschiedenen Malen mit bedeutenden Geldsummen behilflich gewesen.

Mit meiner geliebten Ehegattin aber lebte ich von Anfang an bis zu ihrem Tode in der vergnügtesten Ehe; denn sie war sehr schön und tugendhaft, übrigens aber von sehr zärtlicher Leibesbeschaffenheit. Die Pfänder unserer Liebe sind hier mein Sohn Eberhard Julius und diese meine Tochter Juliane Louise.

Wiewohl mir nun das Glück in vielen Stücken sehr gewogen gewesen, so ließ ich doch meinen Fleiß im Handel nicht sinken; meine Hauptforge aber war, meine beiden Kin-

der gut zu erziehen, weshalb ich ihnen denn von Jugend auf eigene Informatores hielt, die sie im Christenthum und in andern Wissenschaften unterrichten mußten. Unter allen diesen hat mich keiner so sehr befriedigt, als der redliche Magister Schmelzer, dem Gott heute in Felsenburg einen guten Tag gebe. Er war vier Jahre lang bei mir, und wäre unfehlbar länger geblieben, wenn ihn nicht unruhige Köpfe hinweggesprängt hätten. Jedoch die Vorsehung hat es vielleicht mit Fleiß so fügen wollen. Inzwischen fing das Glück, welches mich bisher so freundlich angelächelt, auf einmal an, mir die empfindlichsten Streiche zu versetzen. Im Jahr 1724 raubte mir nämlich der Tod meine herzgeliebte Ehegattin in Kindesnöthen sammt ihrer Leibesfrucht. Ferner, mein Kompagnon, dem ich große Summen vorgeschossen, wurde bankerut und blieb über zwei Tonnen Goldes schuldig, weil er in gewissen Unternehmungen zu viel gewagt hatte. Indes, was will ich von ihm sagen? ich war ja selbst ein Narr, und hatte mich in den Actienhandel so sehr vertieft, daß ich bei dem damaligen Fallen derselben gegen hunderttausend Franzgulden einbüßte. Alles dies aber hätte mich noch nicht in gänzlichen Verfall gebracht, wenn nicht zuletzt noch die Hiobspost gekommen wäre, daß das meißt auf meine eigene Kosten nach Ostindien ausgerüstete

Kauffarthenschiff an den afrikanischen Küsten von den Seeräubern erobert und ausgeplündert worden sei. Dies schlug meinen Muth so wie auch meinen Credit auf einmal so völlig danieder, daß ich mich genöthiget sah, Haus, Hof, Gewölbe, Stadt und Alles mit dem Rücken anzusehen. Demnach nahm ich meine Baarschaften und kostbarsten Sachen zusammen, ließ das Uebrige alles im Stich, schaffte aber vorher meine hier gegenwärtige Tochter mit zweitausend Franzgulden nach Schweden zu einer Anverwandtin ihrer Mutter; meinem Sohne aber, der damals auf der Universität zu Leipzig studirte, schickte ich nebst einem Briefe, worin ich ihm mein zugestohenes Unglück meldete, eben so viel. Sodann trat ich ingeheim eine Reise nach Portugal an, um von da mit einem guten Freunde und Korrespondenten die Fahrt entweder nach Ost- oder Westindien anzutreten, und zu versuchen, ob ich daselbst mein verlornes Glück oder den Tod finden könnte.

Ich trug daher kein Bedenken, meinem portugiesischen Handelsfreunde und bisherigen Korrespondenten, welcher Don Juan d'Ascoli hieß, meine gehaltenen Unfälle ausführlich zu erzählen, zeigte ihm auch mein überbliebenes Kapital; worauf er so gütig war, noch eine ziemlich ansehnliche Summe dazu zu schießen, und noch ein Schiff für mich in



Beschlag zu nehmen, auch mit mir in Begleitung der Flotte, welche jährlich von den Portugiesen nach Brasilien geschickt wird, dahin abzusegeln.

Die Fahrt war diesmal wegen der vielen Stürme sehr unruhig. Endlich langten wir glücklich in der ungemein großen Bai vor S. Salvador an, die sehr tief und so bequem und sicher ist, daß wohl gegen zweitausend Schiffe ungehindert darin neben einander liegen können. Wir stiegen aus, und nahmen unser Quartier in der Stadt, welches die Hauptstadt in ganz Brasilien, dabei sehr groß, trefflich gebaut, reich und mit drei Kastellen wohl verwahrt ist. Die Einwohner sind dem Essen, Trinken und anderem Wohlleben ungemein ergeben, und bekümmern sich wenig um die Arbeit, denn ihre Sclaven müssen alles besorgen, da die meisten Hauswirthe ungemein begütert sind. Daher war es mein Glück, daß ich in Portugal mein Geld an solche Waaren gelegt, die dergleichen wollüstigen Leuten besonders in die Augen fielen; denn so konnte ich in kurzer Zeit all mein Mitgebrachtes zu Gelde machen und einen bedeutenden Profit daraus ziehen, den ich dann nebst dem größten Theil meines Kapitals wieder anlegte, und Ambra, Taback, Balsam, Safran, Baumwolle, auch etwas Jaspis und Krystall, meist aber Zucker dafür einkaufte, welches alles ich in Europa mit gutem Vortheil abzusetzen hoffte.

Ich wünschte nunmehr nichts so sehr als eine baldige Rückfahrt; da wir aber nicht eher als mit der Flotte absegeln konnten, so wurde mir bis dahin die Zeit ziemlich lang. Zwar wollten mich einige Wagehälse bereben, mit ihnen tiefer in's Land hinein zu gehen, um den wjlben Eingeborenen allerlei Kostbarkeiten an lauterem Golde umsonst abzulocken, allein ich hatte keine Lust dazu, und war zufrieden mit dem, was ich bereits hatte. Ueberdies erzählten mir die Einwohner zu S. Salvador: die tiefer im Lande wohnenden Brasilianer seien wirkliche Menschenfresser, sie schlachteten die Gefangenen gleich dem Viehe ab, wüßten nichts von Religion, ja sie hätten in ihrer ganzen Sprache kein Wort, welches einen Gott bedeute, dagegen beteten sie den Teufel an, und erholten sich bei demselben Rath; doch habe man an ihnen wahrgenommen, daß sie ihre Seelen für unsterblich hielten. Uebrigens wohnten sie nicht in Häusern, sondern in bloßen Laubhütten, schliefen nicht in Betten, sondern in Nezen, und ihre gewöhnliche Speise bestände in Brot, welches aus dem Mehl einer Wurzel, *Mendioca* genannt, gebacken würde.

Alles dieses jagte mir so großen Schrecken ein, daß ich allen denen, die mich auf ihre Streifzüge mitnehmen wollten, eine abschlägige Antwort gab; auch hat wirklich gar manche redliche Mann auf diesen Streifereien seinen Tod

gefunden, der vielleicht von den wilden Brasilianern ist gefressen worden. Ich für mein Theil blieb dagegen meist zu Hause, und hat dann und wann gute Freunde zu mir; die meiste Zeit aber vertrieb ich mir mit Bücherlesen oder mit Nachdenken über meine Fatalitäten, wobei mir das Andenken an meine zurückgelassenen lieben Kinder oft unzählige Thränen auspreßte.

Eines Tages kam ein junger Kaufmann, der ein geborener Schwede, eben nicht allzu fein von Gesicht, doch jederzeit sehr gefällig gegen mich gewesen war, unverhofft auf meine Kammer, und traf mich in der größten Betrübniß. Denn ich weinte so eben, und hatte die Bildnisse meiner seligen Ehegattin und meiner beiden noch lebenden Kinder vor mir auf dem Tische liegen. Ich gab meinem Aufwärter sogleich Befehl, Einiges herbeizubringen, um den jungen, sehr reichen Kaufmann gehörig zu bewirthen. Mittlerweile warf derselbe seine Augen auf die drei Portraits, und fragte sogleich: „Mein Herr, was sind das für Bildnisse?“ — „Dies erste,“ erwiderte ich, „ist meine unlängst verstorbene Ehegattin, und die beiden andern stellen meine zwei zurück gelassenen Kinder vor.“ — „Ihr habt,“ versetzte hierauf der Schwede, „eine sehr schöne Frau gehabt; aber die Tochter ist noch weit schöner. Wo befindet sich diese?“ — „Für jetzt,“ war meine Antwort, „in Stockholm bei mei-

ner Anverwandtin.“ — „Mein Vaterland ist glücklich,“ sagte er, „eine so seltene Schöne in sich zu haben.“ — „Ihr scherzet, mein Herr,“ antwortete ich; „denn da ich zweimal in Schweden gewesen bin, so kann ich versichern, daß ich weit schönere Gesichter darin angetroffen habe.“ Hierauf lenkte ich das Gespräch auf Handlungsangelegenheiten. Der Schwede aber schien mir auf einmal ganz melancholisch zu werden. Da er, auf mein Befragen, die Schuld davon dem getrunkenen Kaffee beimaß, so setzte ich ihm ein gutes Glas Wein vor. Er trank davon, und sagte sodann: „Mein Herr, Ihr habt einen recht guten Wein, aber so gut ist er doch nicht als der Canariensect, von welcher Sorte ich eine ziemliche Quantität in meinem Logis liegen habe. Da es noch hoch am Tage ist, so seid so gütig, mit mir dahin zu spazieren, zumal da es noch gar nicht spät an der Uhr ist.“

Auf wiederholtes Bitten ließ ich mich endlich bereden, mit ihm zu gehen, wo ich denn fand, daß er nicht die Unwahrheit geredet, sondern wirklich einen vortrefflichen Wein hatte. Er erzeigte mir alle nur erdenkliche Höflichkeiten, gab mir Nachricht von seinem ganzen Zustande und Wesen, wies mir eine gewaltige Menge Säcke, die mit Geld angefüllt waren, — dergleichen ich in meinem Wohlstande wohl eben so viel, auch noch mehr beisammen gehabt — mit ei-

nem Worte, er offenbarte mir sein ganzes Herz; worauf ich bei dem guten Weine ebenfalls treuherzig wurde, und ihm ebenfalls mein ganzes Herz offenbarte. Sobald er alle meine Angelegenheiten erfahren hatte, sagte er: „Mein Herr, ich besitze mehr, als ein vernünftiger Mensch in der Welt verthun kann, bin also im Stande, Euch so viel vorzuschießen, als ihr vonnöthen habt, um Eure Schulden vollständig zu bezahlen, und die Handlung von neuem anzufangen; dazu bin ich bereit, Euch sogleich funfzig tausend Thaler auf Eure Handschrift zu zahlen, dafern ihr verspricht, mir Eure schöne Tochter, deren Bildniß ich heute gesehen, zum Ehegemaht zu geben.“ — „Ich bitte Euch, mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „fanget nicht etwas an, das Euch nachher etwa gereuen könnte, und sehet zuvor die Person selber an, ob sie so beschaffen ist, als sie der Maler abgemalt hat.“ — „Es ist zwar wahr,“ sagte Peterfon — denn so hieß der Kaufmann — „daß die Maler zuweilen schmeicheln; allein ich fühle, seitdem ich das Bild erblickt, in meinem Herzen ganz besondere Regungen, und bin zufrieden, wenn die Person nur halb so schön, als sie abgemalt ist.“ Ich gab mir viele Mühe, ihn zu bereben, daß er diese plötzlich aufsteigende Liebesneigung so lange wenigstens unterdrücken möchte, bis wir wieder nach Europa kämen, wo ich dann selbst mit ihm nach Stockholm reisen und ihm meine Toch-

ter persönlich zeigen wollte; allein er ließ nicht ab, bis er mir funfzig tausend Thaler gegen eine bloße Handschrift, so zu sagen, aufgedrungen und die väterliche Einwilligung von mir erpreßt hatte. Mit der Braut getraute er sich bald fertig zu werden, indem sich, wie er meinte, ein Frauenzimmer durch kostbare Geschenke am leichtesten zur Liebe bewegen ließe.

Als ich nach Hause kam, waren die funfzig tausend Thaler schon daselbst angekommen, und einer von seinen Dienern hielt dabei Wache. Am folgenden Morgen kam Peterson ganz früh, trank mit mir Thee, und betrachtete mich von nun an ganz als seinen Schwiegervater, zugleich bat er sich fortwährend das Bildniß meiner Tochter aus. Allein ich schlug ihm dies rund ab, und gab vor, ich hätte geschworen, diese drei Bildnisse mit meinem Willen nicht aus den Händen zu lassen, so lange ich lebte, und wenn mir auch Jemand eine Tonne Goldes dafür geben wollte. So begnügte er sich denn damit, daß ich die drei Bilber in meiner Kammer an die Wand heftete, und ihm die Erlaubniß gab, so oft es ihm beliebte, zu mir zu kommen.

Die funfzig tausend Thaler legte ich an Zucker, Brasilienholz, Thierhäute und andere Brasilianische Waaren, und wurde also von neuem ein sehr bedeutender Handelsmann. Don Juan d'Ascoli, der Portugiese, war noch beständig

mein getreuer Freund; ich hielt es doch aber nicht für rathsam, ihm das Geheimniß zu eröffnen, welches zwischen mir und Peterson statt fand, ungeachtet wir drei fast täglich beisammen waren.

Endlich, da die Zeit kam, daß sich die Flotte wieder seegelfertig machte, nach Europa zurück zu gehen, vertheilten wir drei Freunde unsere Waaren auf drei Schiffe, damit, wenn ja eines derselben verunglückte, der Schaden für einen allein doch nicht so groß sein möchte. Don Juan d'Ascoli blieb auf einem, der Schwede Peterson aber mit einem seiner Bedienten bei mir in meinem Schiffe, und wollte sich durchaus nicht von mir trennen, um vielleicht nur das Vergnügen zu haben, sein geliebtes Bild täglich etliche Male anschauen zu können.

Wir kamen ohne Anstoß glücklich wieder in Lissabon an, wo ich einen ziemlichen Theil meiner mitgebrachten Waaren mit gutem Vortheil zu Gelde machte, dem Don Juan d'Ascoli seinen Vorschuß und die Frachtgelber davon bezahlte, das Uebrige aber auf Peterson's Schiff brachte, und mit demselben die Reise nach Schweden antrat. Vorher aber hatte ich mit Don Juan d'Ascoli Abrede genommen, gegen die Zeit, da die Flotte wieder nach Brasilien abginge, auch wieder bei ihm zu sein und noch eine Fahrt mit ihm zu machen. Er schien sich darüber ungemein zu freuen, ich

aber hatte bemerkt, daß er sehr gern mit mir in Gesellschaft sein mochte, zumal da ich der portugiesischen Sprache ziemlich mächtig war.

In England und Holland, wo wir um Peterfon's An-  
gelegenheiten willen anlandeten, hätte ich meine übrigen  
Waaren mit ziemlichem Vortheil loswerden können, allein  
Peterfon widerrieth es mir und stellte vor, daß ich ja die  
Fracht bis Schweden frei hätte, und daher dort oder in  
Dänemark meine Waaren ungemein vortheilhafter verhan-  
deln könnte. Ich leistete ihm hierin Folge, und fand auch  
wirklich nachher, daß ich nicht übel gethan, sondern in Schwe-  
den mit denselben fünf pro Cent mehr erwarb, als ich in  
England, Holland und Deutschland erworben hätte. Je-  
doch, um auf die Hauptsache zu kommen, sobald wir in  
Stockholm angelangt, war es Peterfon's erstes Verlangen,  
daß ich ihm meine Tochter zeigen möchte. Da ich ihm dies  
nun nicht wohl versagen konnte, so nahm ich ihn gleich am  
ersten Tage mit in das Haus unserer Anverwandtin, bei der  
sie sich aufhielt. Sie war über meine Ankunft vor Freuden  
außer sich; aber auch Peterfon wurde von heftiger Liebe ge-  
gen sie entzückt, ja, wenn ich es sagen soll, halb wahn-  
sinnig. Ich wollte meine Wohnung bei meiner Anverwand-  
tin und Tochter nehmen, allein Peterfon ließ mit Bit-  
ten nicht ab, daß ich, so lange wir uns in Stockholm auf-



hielten, ihm das Vergnügen gönnen möchte, mich in seinem Logis zu bedienen, was ich ihm denn endlich zusagte. Peterson gab sich gleich bei dem ersten Besuche viele Mühe, meiner Tochter Gegengunst zu erwerben, ich aber hielt noch zurück, und wollte vor der Hand noch nichts von der beabsichtigten Heirath erwähnen. Während der folgenden Tage indeß erkundigte ich mich bei anderen vornehmen Kaufleuten um Peterson's ganzes Wesen, die mir denn einstimmig dasselbe sagten, was ich von ihm selbst gehört, daß er nämlich, als der einzige Erbe seines vor wenigen Jahren verstorbenen Vaters, einer der größten Kapitalisten unter allen Handelsleuten in ganz Schweden sei; seine gewöhnliche Wohnung sei in Nyköping, bei welcher Stadt er ein vortreffliches Rittergut besitze. Hierauf begab ich mich zu meiner Tochter, und machte ihr in Beisein meiner Base den Vortrag, ob sie wohl gesonnen sei, den Herrn Peterson, welchen ich vor einigen Tagen mit zu ihr gebracht, zum Ehegemahl anzunehmen; zugleich machte ich ihr eine Schilderung von dessen ganzem Wesen und Reichthümern. Allein, als meine Tochter von der Ehe hörte, war es nicht anders, als ob sie vom Schlage gerührt würde, und die Frau Base rief: „Um des Himmels willen, Herr Schwager, weg mit dem häßlichen Kerl, und wenn er tausend Millionen im Vermögen hätte.“ Nachdem ich aber meine Tochter allein auf die Seite gezo-

gen, stellte ich ihr vor, wie man beim Heirathen nicht allein auf die Schönheit des Gesichts und Leibes, sondern weit mehr noch auf ein redliches Gemüth und gutes Auskommen sehen müsse, welches beides bei Peterfon in hohem Maße anzutreffen sei, indem ich seit meiner ersten Bekanntschaft nichts Lasterhaftes an ihm verspüret. Allein das arme Geschöpf begann bitterlich zu weinen, zumal da sie aus meinen Reden merkte, daß es mein ernstlicher Wille sei, und ich mir dadurch aus meinen Nöthen zu helfen gedächte. Sie bat sich demnach wenigstens einen Monat Bedenkzeit aus, was ich ihr denn auch nicht abschlagen konnte. Dem Peterfon meldete ich dies alles, und überließ es ihm, seine Werbung selbst anzubringen, indem er meine väterliche Einwilligung zwar völlig hätte, ich aber doch meine Tochter, die bis jetzt noch keine Lust zum Heirathen bezeigte, mit Gewalt dazu zu zwingen gar nicht gesonnen wäre, sondern ihm viel lieber seine mir vorgeschossenen Gelder mit Interessen sogleich wieder baar bezahlen und mein Glück weiter suchen wolle.

Peterfon wollte hievon nichts hören, sondern blieb bei seinem Versprechen, mir mehr als noch einmal so viel vorzuschießen, übrigens sollte ich ihn nur walten lassen; denn, obschon er wisse, daß er meiner Tochter nicht schön genug in die Augen siele, so würde sich doch durch öfteren Umgang und durch andere Mittel und Wege, deren sich ein Verlieb-

ter bedienen mußte, mit der Zeit Alles geben. Demnach gestattete ich ihm, sie täglich in Weisem ihrer Base zu sprechen, und erfuhr in der Folge von ihm, daß meine Tochter ihm zwar täglich höflicher und freundlicher, aber noch gar nicht mit Liebe begegnete, wobei er jedoch noch immer die größte Hoffnung hege, ihr Herz zu besiegen.

Bei alle dem versäumte ich, wie schon gesagt, keine Zeit, den Rest meiner aus Brasilien mitgebrachten Waaren loszuschlagen, und sobald ich damit fertig war, und eine bedeutende Summe Geldes daraus gelöst hatte, machte ich mich zur Abreise nach D\*\* fertig, nahm meine Tochter noch einmal vor, und erklärte ihr, wie es nur allein auf sie ankomme, mich wieder in den vorigen Stand zu bringen, darum möchte sie, wo möglich, diese Partie nicht ausschlagen, und was dergleichen mehr war. Sie versprach mit weinenden Augen, ihren Sinn ganz nach meinem Willen einzurichten, nur möchte ich die ganze Sache nicht so gar eilig betreiben, da ja Peterson selber so vernünftig gewesen, ihr noch einige Frist zu gestatten. Hierauf nahm ich von Allen mit recht bangem Herzen Abschied, und bekam von Peterson das Versprechen mit auf den Weg, daß, wofern mir noch mit fünfzig oder mehreren tausend Thalern gedient sein sollte, er mir selbige durch Wechsel übermachen wollte. Jedoch, ehe ich noch fortreisete, besann er sich, und zahlte

mit ohne mein Verlangen noch 25,000 Thaler baares Geld, das er eben an dem Tage aus Frankreich übermacht bekommen hatte. Wiewohl nun dies nebst meinen eigenen Geldern noch lange nicht hinlänglich war, alle meine Schulden zu bezahlen, so hatte ich doch die sicherste Hoffnung, daß ich meine meisten Creditoren mit der Hälfte ihrer Forderungen zu befriedigen, und mich auf's Neue in Credit zu setzen im Stande sein würde.

Peterson ließ mich auf seinem eigenen Schiffe nach D\*\* bringen, und gab mir zwei von seinen getreuesten Handelsdienern mit. So langte ich denn glücklich und ganz unerkannt dafelbst an, und trat bei meinem treuen Freunde, Herrn D\*\*, ab, ließ auch mein ganzes Vermögen in dessen Behausung schaffen. Dieser redliche Mann verwunderte sich nicht wenig über meine Zurückkunft, und war erfreut, daß ich mich wieder von neuem dafelbst setzen wollte, versprach mir auch alle mögliche Dienstleistungen. Hierauf nahmen wir etliche Tage nach einander meine Handelsbücher vor, die ich versiegelt in seine Verwahrung gegeben hatte, und machten sodann die Eintheilung, wie viel dieser oder jener Creditor haben, und wie ich meine Sachen etwa sonst anstellen könnte, damit ich mich wieder frei und öffentlich sehen lassen dürfte. Herr D\*\* führte meine ganze Sache, ohne daß Jemand von meinen Creditoren wußte, daß ich

mich in seinem Hause aufhielt, brachte auch binnen wenigen Wochen meine Angelegenheiten auf einen solchen Fuß, daß meine Gläubiger ziemlich begütiget wurden, ich selber aber von der Obrigkeit einen *Salvum Conductum* erhielt, mich also wieder auf der Börse zeigen, und mein bisher sequestriertes Haus beziehen durfte.

Herr H\*\* W\*\* in Hamburg hatte kaum Nachricht hievon bekommen, als er mehr mir zu Gefallen, als seiner eigenen Berrichtungen wegen, nach D\*\* kam, und mir sowohl des Kapitäns Wolfgang als meines Sohnes Briefe vorlegte. Ich las dieselben zwar, hielt aber alles für Mährchen, und glaubte, daß mein Sohn bloß aus Verzweiflung zu Schiffe gegangen sei, und sich vielleicht von einem listigen Vogel irgend etwas habe aufbinden lassen. Herr H\*\* W\*\* suchte mir dies auf alle Art auszureden, allein ich war viel zu kleingläubig; worauf sich dieser gute Freund entschloß, seine Reise weiter nach Rußland fortzusetzen. Nach etlichen Wochen kehrte er wieder von da zurück, und traf mich in einem sehr übeln Zustande an. Da nämlich mein Sohn in die weite Welt gegangen war, ohne daß ich hoffen durfte, ihn je wieder zu sehen, meine Tochter aber aus Schweden mir die kläglichsten Briefe schrieb, und zu meinem größten Leidwesen endlich meldete, daß es ihr nunmehr unmöglich fielen, den ohnehin nicht wohlgestalteten Peterson zu

heirathen, indem derselbe mit einem gewissen Edelmann in Handel gerathen, der ihm nicht nur viele Wunden im Gesicht und am Leibe beigebracht, sondern ihm auch fast die ganze Unterlippe weggehauen habe, — wurde ich vor großer Betrübniß ganz melancholisch, wußte mir weder zu rathen noch zu helfen, und verlangte beständig, meine einzige Tochter zu sehen. Die Herren H\*\* W\*\* und D\*\* machten sogleich Anstalten, mich wieder nach Schweden hinüber zu schaffen, während welcher Zeit meiner seligen Frauen Brudersohn, als ein sehr geschickter Handelsdiener, meine neu errichtete Handlung fortsetzen sollte. Sobald ich in Stockholm angelangt war, fand ich Peterson's Unglück nur zu sehr bestätigt. Er traf wenige Tage nachher bei uns ein, und ich entsetzte mich selber, als ich ihn in dieser Verunstaltung erblickte. Gleichwohl wollte er von meiner Tochter nicht ablassen, auch hatte er durch Geschenke die Base dergestalt auf seine Seite gebracht, daß ihm diese in allen Stücken das Wort redete, und sogar die empfindliche Aeußerung fallen ließ: Da manne Sachen so ständen, so müsse sich meine Tochter nicht weigern, in einen sauern Apfel zu beißen. Mir dagegen gingen die Jammerklagen meiner Tochter und andere Betrachtungen so sehr im Kopfe und Herzen herum, daß ich fast ganz melancholisch und sogar bettlägerig wurde. Endlich fing meine Tochter an, etwas aufgeräumter zu

werden, und stellte sich mir zu Gefallen, als ob sie den Peterfon nunmehr ganz wohl leiden könne, auch die Heirath mit ihm nicht ausschlagen wolle. Ferner ließ sie sich von ihrer Base und ihm bereden, daß wir insgesammt, besonders meinetswegen, um die Luft zu verändern, nach Nyköping fuhren. Dasselbst, als ich sah, daß sich meine Tochter mit Peterfon ziemlich wohl vertragen konnte, bekam ich meine vorige Gesundheit bald wieder. Sie war darüber sehr erfreut, es mag ihr aber wohl nicht wenig Mühe gekostet haben, den inneren Kummer zu verbergen.

Nachher wurde ich mit Peterfon völlig einig, daß wir mit einander in Kompagnie handeln wollten. Er versprach mir große Vortheile, schloß mit mir einen förmlichen Contract, und bewog mich, wieder nach Hause zu reisen, um Alles wohl einzurichten, ihm aber die Freiheit zu lassen, mit meiner Tochter, sobald es sich schickte, Hochzeit zu machen; worauf er denn mit den Geldsäcken nachkommen und mich völlig außer Schulden setzen wollte.

Ich reisete demnach von Nyköping ab und wieder nach Hause, hatte auch nicht die geringste Ursache, an Peterfon's Versprechen zu zweifeln, denn er war sehr wohl im Stande, dasselbe zu halten; dennoch war mein Herz unterwegs voll Unruhe und Bangigkeit. Dies dauerte so lange, bis Herr H\*\* W\*\* unverhofft abermals von Hamburg ankam, und

mir nicht allein die frohe Nachricht von der Wiederkunft meines Sohnes, sondern auch sehr bedeutende Geldsummen und Wechselbriefe mitbrachte, womit ich alle meine Gläubiger doppelt hätte bezahlen können. Ich bezahlte nunmehr auch wirklich alles redlich mit völligen Interessen, und blieb keinem Menschen einen Scherf schuldig, weshalb in der ganzen Stadt Aller Augen auf mich sahen, und mich wieder für einen großen Mann achteten, ohne daß sie wußten, wie die Sache eigentlich zuginge. Herr H\*\* W\*\* hielt sich einige Zeit bei mir auf, und wollte gern die Ankunft meiner Kinder aus Schweden abwarten; denn er und ich zweifelten nicht, daß der Bruder die Schwester auslösen und mitbringen würde. Wir schrieben auch Beide verschiedene Briefe nach Schweden; allein ich glaube, daß dieselben entweder durch unsere Anverwandtin oder durch Peterfon's Vorsicht unterschlagen worden sind. Endlich sah sich Herr H\*\* W\*\* seiner eigenen wichtigen Geschäfte wegen genöthigt, nachdem ich ihm seine gegebene Mühe vergütet, von mir zu reisen; und ungefähr drei Wochen nachher kamen eines Abends unverhofft meine Kinder, als ich eben mit meinem alten guten Freunde, dem Herrn D\*\*, Schach spielte, und fielen mir plötzlich um den Hals, worüber ich eine so unerwartete Freude empfand, als ich mich Zeit meines Lebens gehabt zu haben nicht wohl zu erinnern weiß. Was nun



den übrigen Theil meiner Geschichte anbelangt, so wird Ihnen, meine Herren, dies vielleicht schon guten Theils bekannt sein, oder ich will es Ihnen zu einer andern Zeit erzählen, da uns die eingebrochene Nacht für jetzt zum Schlafengehen ermahnt.“

---

Hiemit endigte mein Vater den kurzen Bericht von seiner Lebensgeschichte, und wir begaben uns insgesammt zur Ruhe, da wir sehr stille See hatten. Sobald wir aber den Wendekreis des Krebses passirt waren, erhob sich auf einmal ein so gewaltiger Sturmwind und Regen, daß wir alle unseren Untergang vor uns zu sehen glaubten. Von Donnern und Blitzen hörten und sahen wir nichts, nur der Sturmwind erregte die Wellen dergestalt, daß wir alle Augenblicke meinten, von ihnen verschlungen zu werden; daneben verursachte uns der heftige Regen die größte Beschwerlichkeit. Am dritten Tage hörte es zwar auf zu regnen, allein der Wind stürmte desto schärfer, so daß man nirgends ruhig stehen oder liegen konnte. Unsere Frauenzimmer wurden sehr unpäßlich, meine Schwester aber recht tödtlich krank, und ob wir gleich derselben, nach Anweisung unseres sehr verständigen Schiffbarbiers, die kostbarsten Arzneien eingaben, so wollte doch nichts anschlagen, sondern es wurde am neunten Tage, da das Stürmen noch immer fortwährte, so

schlimm mit derselben, daß wir an ihrem Aufkommen zweifelten, während es sich mit den andern Kranken ziemlich besserte. Mein Vater und ich waren darüber äußerst betrübt, ihr Bräutigam aber, Herr Schmelzer, so trostlos, daß er sich nicht zu fassen wußte. Keiner unter Allen zeigte bei diesen gefährlichen und betrübten Umständen mehr Fassung als Herr Hermann, ungeachtet dies seine erste Seereise war. „Lieben Freunde,“ sagte er öfters, „glaubet nicht, daß wir unglücklich sein werden. Gott kennet uns, und seine Güte und Barmherzigkeit ist viel zu groß, als daß er uns verderben sollte. Vertrauet demselben doch nur so muthig, wie ich.“ Er war auch wirklich hierin ein guter Prophet; denn meine Schwester wurde nicht allein wieder besser, sondern der Sturm legte sich auch. Indes sahen wir uns so von unserer Bahn verschlagen, daß die Erfahrensten unter uns die brasilianischen Küsten mit Augen bemerken konnten.

Da nun unser Schiff eine bedeutende Ausbesserung nöthig hatte, folgten Alle einmüthig dem Rathe meines Vaters, die große Bai vor S. Salvador zu suchen, um daselbst unser Schiff wieder in vollkommen guten Stand zu setzen, auch selbst etwas von der mühseligen Reise auszuruhen, indem er an diesem Orte noch manche bekannte Portugiesen hatte.

Wir fanden endlich die Bai, stiegen aus, und erlangten in der Stadt gute Bequemlichkeit, so daß wir uns alle,

besonders aber unsere Kranken, binnen den vier Wochen, da unser Schiff ausgebessert wurde, sich völlig wieder erholen konnten. Wir kauften auch verschiedene Waaren dieses Landes ein, und hatten auf diese Weise unser Schiff bald so voll geladen, daß fast nichts mehr hinein zu bringen war. Endlich begaben wir uns wieder an Bord, und setzten unsere Reise nach Süden zu fort, hatten zwar nachher noch etliche Male Stürme und Ungewitter auszustehen, allein diese waren nicht so bedeutend, um unserem Schiffe Schaden zuzufügen. Einen einzigen starken Sturm aber, der uns hätte Furcht und Schrecken einjagen können, warteten wir auf einer kleinen unbewohnten Insel ab, an welcher wir zwei Tage zuvor gelandet, um frisches Wasser einzunehmen, auch einiges frisches Wildpret und Vögel zu schießen. Dann, ob wir gleich Hind-, Schaf- und allerlei Federvieh in ziemlicher Menge bei uns hatten, so wollten wir doch lieber unseren Appetit unterdrücken, als davon etwas schlachten, indem diese lebendigen Thiere in Felsenburg etwas sehr Seltenes und Unangenehmes waren. Uchzehn Tage lang verharreten wir auf der schon erwähnten unbevölkerten Insel, die eben nicht die fruchtbarste zu sein schien, doch fand sich viel taugliches Wildpret darauf, nebst Vögeln von verschiedenen Sorten, die sich wohl essen ließen. Sobald aber die See wieder still und der Himmel klar zu

werden begann, brachen wir unsere Zelte, die Herr Horn zum Geschenk für den Altvater mitgenommen, wieder ab, begaben uns auf die fernere Reise, nahmen unterwegs noch zweimal bei zweien wüsten Inseln frisches Wasser ein, und passirten endlich den Wendekreis des Steinbocks. Nun aber galt es große Kunst, die Insel Groß-Felsenburg wieder zu finden; denn wir kamen einen ganz andern Weg her, als den wir abgefahren waren, und hatten die Insel S. Helena diesmal sehr weit zur linken Hand liegen lassen.

Endlich, da eines Tages die Luft ganz heiter war, rief ein Boots knecht oben aus dem Mastkorbe herunter: „Zwei Inseln gegen Osten, eine größer als die andere!“ Ich besand mich gerade bei dem Kapitain Horn, der sogleich vor Freude in die Hände schlug, und sagte: „Gott Lob! das können fast keine anderen als die Felsenburgischen sein.“ Zugleich war er so neugierig und verwegen, selber am Maste hinauf zu steigen, und nahm auch ein ziemlich großes Per-spectiv mit hinauf. Nach einer Weile kam er wieder herunter, und sagte: „Dem Himmel sei Dank! ich habe die Felsenspitzen ganz genau sehen und unterscheiden können. Wir sind zu weit rechter Hand gekommen, indeß habe ich doch in vergangener Nacht ausgemessen und ausgerechnet, daß wir unmöglich mehr weit davon entfernt sein könnten.“ Er befahl nun sogleich dem Steuermanne, den Lauf des

Schiffes gegen Osten zu richten. Da wir aber einen scharfen widerwärtigen Ostwind hatten, so erreichten wir erst am Abend des fünften Tages, nämlich am 4. Junius 1730 die Insel Klein-Felsenburg, wo Kapitain Horn, da so eben die finstere Nacht einbrach, Anker werfen ließ, nachdem wir uns alle beredet, die Nacht über ganz still zu liegen, und erst zwei Stunden vor Tages Anbruch das verabredete Zeichen zu geben. Es dauerte uns nämlich, nicht nur alle Einwohner, sondern auch den Altvater, wenn er ja noch lebte, um die ganze Nachtruhe zu bringen; denn es war leicht zu erwarten, daß die Wenigsten ein Auge zugethan haben würden, wenn sie gewußt hätten, daß wir so nahe wären.

Es war, wie gesagt, eine ungemein finstere Regennacht, und wir legten uns daher einige Stunden zur Ruhe. Doch in meine Augen kam kein Schlaf. Daher stand ich wieder auf, ließ mir Kaffee zubereiten, rauchte Taback, legte die Uhr vor mich auf den Tisch, und wartete mit sehnlichem Verlangen, bis die Stunde herankam, wo wir das Zeichen aus unseren Kanonen geben wollten. Kapitain Horn wurde zu rechter Zeit munter. Nunmehr ließen wir auch unsere übrigen Freunde wecken, gaben sodann eine Salve aus sechs Kanonen, ließen zwölf Raketen steigen, und wiederholten dies zweimal, worauf die Felsenburger all ihr Geschütz rasch nach einander löseten und an verschiedenen Orten Raketen

auffsteigen ließen, mit welchen Lustfeuern fortgefahren wurde, bis endlich der helle Tag anbrach.

Wir hatten verabredet, daß ich zuerst allein hinüber fahren, dem Urtvater den schuldigen Respect erweisen und ihm unsere Ankunft melden sollte, zugleich aber mich erkundigen, welche Personen etwa auf Klein = Felsenburg zurückbleiben mußten; und ich war daher so eben im Begriff, in das Boot zu steigen und mich von etlichen Matrosen hinübersetzen zu lassen, als wir drei Boote von Groß = Felsenburg her auf uns zukommen sahen. „Lebt der Urtvater noch?“ war der erste Ruf, den ich ihnen durch das Sprachrohr entgegen sandte; worauf sie mit den Händen klatschten, und ihre Mühen in die Höhe schlangen, da wir den Laut ihrer Stimmen von so weit her nicht zu vernehmen im Stande waren. Endlich aber, da sie immer näher und näher kamen, hörten wir deutlich die Worte: „Er lebt noch! Willkommen, willkommen!“ Bald darauf gelangten sie bei unserem Schiffe an, da wir denn einander auf's Fröhlichste bewillkommten, worauf sie auch dem Kapitain und den anderen mit angekommenen Europäern ihr Kompliment machten, und sodann ein gutes Frühstück einnahmen.

Hierauf ließ ich mich von vieren der Matrosen im Boot nach der Insel Groß = Felsenburg hinüber fahren, wo ich denn am Strande von Herrn Wolfgang, Wobley, Liz-

berg und vielen andern Ankömmlingen herzlich begrüßt und umarmt, und nachher auf die Albertsburg zu dem Altvater geführt wurde. Dieser umarmte und küßte mich unter vielen Thränen, wie ich denn ebenfalls eine ganze Weile vor Freuden nicht reden konnte. Ich stattete ihm meinen Bericht so kurz als möglich ab, gab zu vernehmen, wie ich nebst den nöthigsten Sachen auch noch viele nöthige Personen mitgebracht, die unfehlbar hier zu bleiben Lust hätten, sagte aber noch nicht, wer sie wären, viel weniger, daß ich meinen Vater und meine Schwester bei mir hätte. Unter dessen hat ich den Altvater, Befehl zu geben, wie es mit Verpflegung der Leute des Kapitäns Horn solle gehalten werden; ob sie hier oder auf Klein-Felsenburg bleiben sollten, und was sonst zu erinnern wäre. Allein der Altvater, der mir lange nicht mehr so frisch und munter als bei meiner Abreise vorkam, übergab alle diese Besorgungen seinem älteren Sohne, Albert dem Zweiten, und neben diesem, den Kapitänen Wolfgang und Wodley, worauf ich mit diesen beiden wieder nach dem Schiffe zurück fuhr.

Es war schon finstere Nacht, als wir nach dem Schiffe zurück gelangten, und das freundliche Bewillkommen der Bekannten und Unbekannten währte sehr lange. Die größte Freude aber hatte Herr Wolfgang über die Mitkunst meines Vaters, meiner Schwester, und den Bruder des Herrn Ma-

gisters Schmelzer, gab mir auch einen kleinen Verweis, daß ich solches dem Altvater und ihm verschwiegen hatte; allein, ich entschuldigte mich, daß es darum geschehen, bei persönlicher Zusammenkunft eine desto größere Freude zu machen. Nachher wurde geheimer Rath gehalten und beschlossen, alle diejenigen Personen, welche nicht auf der großen Insel bleiben sollten, mittlerweile auf der Insel Klein-Felsenburg auszusetzen. Da indeß der Capitain Horn befürchtete, daß die drei Officiere, wenn sie mit den Matrosen allein zurück gelassen würden, rebellisch werden und ihm auf der Rückreise böse Streiche spielen möchten, that er den Vorschlag, daß bloß Etliche von uns mit dem Schiffe hinüber fahren sollten, er selbst aber wollte mit den übrigen noch einige Tage bei den drei Officieren und den Matrosen auf Klein-Felsenburg verharren, den letzteren alle übeln Gedanken benehmen, und ihnen eine gute Meinung beibringen, auch Anstalt machen, daß tüchtige Hütten und Herde gebauet würden, damit sich diese Leute bei der obwaltenden Winterzeit behelfen könnten; wobei er denn nicht zweifelte, daß man sie von Groß-Felsenburg aus von Zeit zu Zeit mit guten Eßwaaren und Getränken versehen würde; nachgerade aber könnte man sowohl ihn als die andern Europäer, die in Groß-Felsenburg bleiben sollten, immer einen nach dem andern abholen.



Dieser Rath war sehr wohl ausgedenkt, und dabei bloß zu bedauern, daß wir den guten Kapitain Horn nicht sogleich mit uns nehmen und dem Altvater vorstellen sollten; allein Herr Wolfgang war selbst der Meinung, diese List zu gebrauchen. Mittlerweile berichtete der Kapitain Horn, wie der größte Theil der Matrosen bereits am vorigen Tage auf den Booten nebst zwei Felsenburgern nach der kleinen Insel abgefahren, und so viel Schießgewehr und Proviant mit sich genommen, daß sie sich wohl etliche Tage behelfen könnten. Dies war eine recht gute Sache, und als ich dem Kapitain Horn anzeigte, daß ich gesonnen sei, jedem Matrosen für seine bisher gehabte Mühe funfzig, jedem der drei Officiere aber hundert Thaler zu verehren, ließ er sogleich unter die übrigen, die noch auf dem Schiffe waren, austreuen, daß wir den folgenden Tag alle auf die kleine Insel hinüber fahren, daselbst eine kleine Lust haben, und zusehen wollten, wie sich die Matrosen anstellen würden, weil Eberhard Julius so und so viel Geld unter sie vertheilen, auch viel Wein und Branntwein nebst anderen Sachen unter sie preisgeben würde.

Dies war allen sehr erwünscht. Sobald der Tag anbrach, fuhren sie sogleich mit Erlaubniß des Kapitains Horn hinüber nach Klein-Felsenburg. Etliche kamen wieder zurück, und holten die Wein- und Branntweinfässer nebst an-

deren Lebensmitteln ab, gegen Mittag aber fuhr Kapitain Horn nebst einigen mitgekommenen Europäern und etlichen Felsenburgern ihnen nach, und wir trafen das ganze Heer der Matrosen auf einem großen freien Plage an, wo sie eben beschäftigt waren, Hütten zu bauen, auch schon viele Feuer angemacht und Wildbraten angestekt hatten, weil die gestern Vorausgegangenen von der Jagd nicht leer zurück gekommen waren.

Zuerst ließ Kapitain Horn ein Faß Brantwein anzapfen, und einem Jeden eine gute Portion geben, damit sie erst Lust und Muth bekämen; nachher ließ ich meine mit spanischen Kreuzthalern angefüllten Säcke herbeibringen, zahlte einem jeden Officier hundert, und jedem Matrosen funfzig Thaler in die Mütze, dankte ihnen aufs Höflichste für ihre unterwegs auf der Fahrt bewiesene Treue, Fleiß und Gehorsam, und versprach, wessern sie sich binnen der Zeit, da wir uns hier aufhielten, fein fromm, christlich und gefällig aufführten, ihnen vor der Abreise noch Mehreres über den ihnen versprochenen Gold zu geben.

Da ging es an ein Händeküssen und Jubiliren, ja sie gelobten, demjenigen, der unter ihnen am ersten Aufruhr oder Händel anstiften würde, sogleich auf der Stelle mit ihren Messern in tausend Stücke zu zerschneiden. Kapitain Horn lachte und sagte: „Kinder, seid nur fromm, so werdet

Ihr hier besseren Gewinn und bessere Tage haben, als Ihr denkt, auch an gutem Essen und Trinken nicht den geringsten Mangel leiden.“ — „Wenn das ist,“ versetzte der eine, „so laßt uns so lange auf dieser Insel bleiben, bis es hier Sommer wird.“ — „Ja, Bruder, ja!“ riefen die andern, „wenn der Kapitain will.“ — „Dafern Ihr,“ sagte der Kapitain Horn, „nur fromm sein wollet, kann Rath dazu werden, und Ihr sollt versichert sein, daß alles, was Euch versprochen worden, redlich wird gehalten werden. Mir aber — fuhr er weiter fort — werdet Ihr es doch nicht übel auslegen, wenn ich dann und wann etliche Tage mich auf jener größeren Insel bei guten Freunden aufhalte, jedoch öfters sehe, was Ihr macht, das Kommando aber dem ältesten Officier überlasse, und für Eure Verpfligung Sorge trage.“ — „Ihr seid,“ antwortete der Ansehnlichste unter ihnen, „der beste Kapitain von der Welt, thut, was Euch gefällt, verschafft uns nur hier gutes Essen und Trinken, und nächter eine gute Fahrt, wobei wir noch etwas erwerben können.“ Die Andern stimmten ihm bei, und baten sich aus, man sollte sie nur hier auf dieser Insel bei ihrer Lust lassen, Bosheiten wollten sie nicht begehen. „Wohlan, weil Ihr so redlich seid,“ sagte ich hierauf zu ihnen, „so will ich Euch auf kommenden Johannistag für mein Theil drei Faß Wein herüber senben, ohne das, was Andere thun

werden.“ — „He, Vivat!“ riefen Alle, und warfen die Mützen in die Höhe.

Nunmehr fingen sie an, Gesundheiten zu trinken, auch wieder an ihren Hüttenbau Hand anzulegen. Ich zog unterdeß den Kapitain Horn ein wenig auf die Seite, und sagte zu ihm: „Diese Leute sind von Natur weit vernünftiger, als wir uns eingebildet haben, und wer hätte einen dergleichen Entschluß in ihnen suchen wollen? Indehß ist mir die Sache sehr gelegen, und es gereicht zu meinem größten Vergnügen, daß wir sogleich alle zusammen vor den Altvater treten können.“ Horn erwiderte: „Es ist wahr, und ich glaube nur dem Sage, daß das Geld, der Wein, und sodann die Liebe die größte Macht und Herrschaft über das menschliche Geschlecht ausüben; denn durch die größten Liebkosungen hätte ich diese Leute binnen acht Tagen nicht dahin bringen können — wofern sie gewußt hätten, daß es mein ernstlicher Wille wäre, — wohin sie sich nun von freien Stücken selber gewendet.“

Wir blieben also noch ein wenig bei ihnen. Da es uns indeß Zeit zu sein däuchte, rief sie Kapitain Horn nochmals zusammen und sprach: „Nun, so haltet denn Euer Wort, seid vernünftig, folget Euren drei Vorgesetzten, macht Euch Eure Hütten und Feuerherde bequem, denn zu kochen und zu braten werdet Ihr genug bekommen,orget für nichts,

und bleibet nur hier in Ruhe, wir aber wollen an Bord gehen. Jedoch in wenigen Tagen werde ich Euch wieder besuchen, und hören, wie Ihr Euch aufgeführt habt."

Sie waren alle wohl zufrieden, besonders wegen der vollen Fässer, begleiteten uns aber doch bis an's Ufer, wo die Boote standen, auf welchen die Felsenburger uns nebst den übrigen Europäern wieder auf's Schiff brachten. Da aber die Nacht bereits anbrach, so wollten wir die Anker nicht sogleich lichten, sondern versparten dies bis zu anbrechendem Tage, und hörten die ganze Nacht hindurch ein gewaltiges Freudengeschrei von unsern auf der Insel befindlichen Matrosen, die sich allem Anscheine nach das Getränk ziemlich zu Nuße gemacht hatten. Wir gönnten ihnen dies sehr gern, wanden noch vor Tages Anbruch die Anker auf, und gelangten ungefähr um neun Uhr in gehöriger Weite vor dem Eingange der Insel an, wo wir denn die Ausladung des Schiffs den Felsenburgern überließen, und sodann mit den übrigen neun angekommenen Europäern in Procession zur Albertsburg hinauf stiegen. Während unsere Gefährten unten in ein großes Zimmer etwas abzutreten eingeladen wurden, führte ich den Kapitain Horn, meinen Vater, meine Schwester, und die beiden Theologen zum Altvater hinauf, und stellte sie ihm nach der Reihe vor. Der Altvater saß lange Zeit wie ein Lebloser da, erholte

sich aber doch endlich wieder, umarmte und küßte uns Alle, und fragte hierauf meinen Vater: „Wisset und glaubet Ihr auch, daß ich ein so naher Anverwandter von Euch bin?“ — „Ich habe es, mein Herr Vater,“ gab mein Vater zur Antwort, „aus dem Munde dieses meines einzigen Sohnes, Eberhard Julius, vernommen, und bin noch jetzt nicht im Stande, die wunderbaren Führungen des Himmels genugsam zu bewundern.“ — „Ich freue mich von Grund der Seele,“ versetzte der Altvater, „Euch alle insgesammt bei mir zu sehen, und daß Ihr Zeugen meines vergnügten Wohlstandes sein könnet. Ihr werdet aber vielleicht auch Zeugen meines bald herannahenden Endes sein; denn da der Himmel nunmehr mein Bitten und Flehen in allen Stücken erhört hat, wüßte ich mir nichts weiter zu wünschen, als einen baldigen sanften und seligen Tod.“ Wir wurden darüber sehr traurig, ich aber sagte, daß ich den Himmel bitten wollte, ihn nur wenigstens so alt werden zu lassen, als Don Cyrillo de Balaro auf dieser Insel alt geworden wäre.“ — „Nein, mein Sohn,“ versetzte er, „das wünschet mir nicht, sondern viel lieber eine baldige Auflösung. Don Cyrillo hat viel Arbeit auf dieser Insel gethan, ich werde aber wohl nicht lügen, wenn ich sage, daß ich noch mehr gethan, und weit mehr Kummer und Sorgen ausgestanden habe, als er. Daher fühle ich meine Mattigkeit wohl, und merke

zugleich, daß ich es nicht lange mehr treiben werde, bin auch damit herzlich zufrieden, indem mir vor meinem Ende alles nach Wunsche gegangen.“ Hierauf reichte er meinem Vater und meiner Schwester die Hände, und nöthigte sie neben sich zu sitzen, und Uebrigen wurden auch Stühle gesetzt. Mittlerweile aber, während der Altvater sich mit meinem Vater lange Zeit unterredet hatte, waren die Mittagsstunden bereits vorbei, weshalb die Mahlzeit aufgetragen wurde. Wir sechs neuen Ankömmlinge speiseten nebst Albert dem Zweiten und einigen andern grauen Häuptern an des Altvaters Tafel; Herr Wobler aber, der sonst täglich an des Altvaters Tafel speisete, bewirthete diesmal in dem unteren Zimmer die anderen neuen Ankömmlinge nebst denen, die oben nicht Platz finden konnten.

Unter den grauen Häuptern vermifste ich besonders den ehrlichen alten David, sonst Rawling genannt, der erst vor wenigen Monaten gestorben und fast neunzig Jahr alt geworden war. Sonst waren die Aeltesten, die ich verlassen hatte, noch alle am Leben. Mein Vater, meine Schwester und die Uebrigen wunderten sich ungemein, wie niedlich, sauber und ordentlich die Mahlzeit an- und eingerichtet war. Ein Jeder wurde von einem reinlichen, zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben bedient, die Speisen waren sehr wohl, wenn gleich nicht so leckerhaft wie in Europa, zugerichtet.

Unser Getränk bei Tische war ein wohlgebrautes Bier und ein schöner Felsenburger Wein.

Während nun der Altvater mit meinem Vater beständig in ernsthaften Gesprächen begriffen war, denen die Andern eifrig zuhörten, versank ich allmählig in tiefe Gedanken. Ich dachte an meine geliebte Cordula, die ich an selbigem Tage noch nicht gesehen, auch nicht einmal zu sehen hoffen konnte, da sie der Aussage ihrer Mutter und der Uebrigen zufolge schon seit vielen Wochen kränklich gewesen und sich nicht wohl aus dem Hause wagen durfte. Wie gern hätte ich Essen und Trinken entbehren wollen, um sie an diesem Tage noch zu sehen, wofern es mir möglich gewesen wäre, den Altvater und die Fremden zu verlassen. Unterdeß kam Herr Sigberg unvermerkt an mich heran, störte mich in meinem tiefen Nachsinnen und meinte, er wolle wohl errathen, was mich so tiefsinnig mache. Ich fragte: wie ihm zu Muthe gewesen, da er einst verliebt gewesen wäre? Worauf er sagte: „Wartet ein klein wenig, mein Herr, ich werde Eurem Herzen gar bald ein Linderungsmittel verschaffen.“ Mit diesen Worten ging er in ein Nebenzimmer und brachte mir meine Cordula herausgeführt. Ich sprang sogleich auf, und konnte mich nicht enthalten, sie mit einem Kusse zu bewillkommen, wovon sich ihre blasse Gesichtsfarbe in eine blutrothe verwandelte. Darauf begrüßte sie die übrigen



Fremden durch eine sehr artige Verbeugung, meine Schwester aber mit einem Kusse, worüber mein Vater vor Freude zu weinen begann, und sagte: „Wohl gewählt, mein Sohn, Gott segne Euch beide!“ Meine Cordula wurde von dem alten Greise fast gezwungen, sich an meine Seite zu setzen, ungeachtet wenig Platz vorhanden war; jedoch wir vermochten vor übergroßer Freude kaum Worte zu finden.

Bald nachher begann Herr Litzberg — eben derselbe Freund, der ohne mein Vorwissen auf seinem Wagen mit meine Cordula nach Albertsburg geholet — mit seinem wohl eingeübten Musikchor, im Nebenzimmer ein schönes Konzert zu spielen, dem wir mit Vergnügen zuhörten. Nach aufgehobener Tafel aber wurden die übrigen Fremden dem Altvater vorgestellt, und zeigten demselben an, welcherlei Gewerbe sie trieben. Sodann wurden die Neulinge wieder hinunter zum Kaffee genöthigt, Kapitain Horn aber ward von dem Altvater ersucht, ihm bei einer Schale Kaffee und einer Pfeife Taback einen ausführlichen Bericht von unserer Reise und unseren Verrichtungen abzustatten.

Wie nun dieser sogleich dazu bereit war, und ich merkte, daß die Reihe nicht so bald an mich kommen würde, Horn's Erzählung fortzuführen, ging ich unterdeß zu meiner Braut, meiner Schwester, Herrn Schmelzer und Herrn Litzberg in das Nebenzimmer, wo wir für uns allein eine

Kanne Kaffee tranken, und uns vertraulich unterhielten. Mir war auf der Welt nichts so angenehm, als daß meine Cordula und meine Schwester in so kurzer Zeit einander begerüstet lieb gewonnen hatten, daß sie sich nicht aus den Armen ließen und einander nicht satt küssen konnten. Bei dieser Gelegenheit versprachen Herr Schmelzer und ich, daß wir uns nächstens und zwar an einem Tage mit unseren Geliebten durch Priesters Hand trauen lassen wollten. Den übrigen Theil des Abends unterhielt uns Herr Litzberg durch eine angenehme Musik, bis wir uns zur Ruhe legten.

Den folgenden Tag war gerade Kirchtag, und also Vormittags Gottesdienst. Nach der Mahlzeit machten wir uns etwas Bewegung im Freien, wo mir denn Herr Litzberg zeigte, wie fleißig die Einwohner gewesen waren, indem sie nicht allein unter der Zeit hinter der Albertsburg das große Magazin oder Kornhaus, wo hinein die überflüssigen Früchte geschüttet wurden, völlig aufgeführt, sondern auch noch einen großen Flügel an des Altvaters Wohnhaus angebauet hatten, so daß nunmehr fast noch einmal so viel Menschen in den reinlich zugerichteten Stuben und Kammern wohnen konnten, als vorher. Die übrige Zeit des Tages brachten wir, die Hauptpersonen, bei dem Altvater mit Erzählung alles dessen zu, was sich sowohl auf der Reise als in Europa zugetragen, wie wir unsere Sachen einge-

richtet, auch was wir eigentlich für Waaren eingekauft, und mit her gebracht hätten; worauf ich sowohl ihm als Herrn Horn ein Verzeichniß derselben, so wie auch eine Berechnung über die mitbekommenen Geldsummen und Kostbarkeiten überreichte. „Das letztere,“ sagte der Altvater, „ist nicht nöthig, mein Sohn. Was Ihr nicht habt anlegen können, werdet Ihr schon gehörig an Ort und Stelle zu bringen wissen. Wir wollen so genau nicht mit einander rechnen, ich will nur aus Neugier nachsehen, was Ihr uns Gutes mitgebracht habt.“ Er bezeugte über die meisten Sachen, die bisher auf die Insel noch nicht gekommen, aber doch sehr nuzbar waren, eine besondere Freude. Allein, als er in dem Verzeichniß auch ein paar Pauken, sechs Trompeten und sonst sehr viele musicalische Instrumente antraf, schüttelte er den Kopf und sagte: „Ei, diese Eitelkeiten hätten wir missen können.“ Als ich indeß zur Antwort gab, daß ich dieselben hauptsächlich zu Gottes Ehren bei der Kirchenmusik zu gebrauchen, mitgenommen, indem ja David sagte, daß man den Herrn mit Pauken und allerlei Instrumenten loben solle, neigte er sein Haupt und sprach: „Ihr habt wohl gethan, mein Sohn.“

Unsere übrigen mitgekommenen Landleute waren unterdeß spazieren gegangen, kamen auch nicht eher als zu Abend wieder, da wir denn die Mahlzeit einnahmen, uns

dann zur Ruhe legten, und des folgenden Tages früh die kurze Reise an die See zu Herrn Wolfgang antraten, der noch immer beschäftigt war, die Sachen aus dem Schiffe herauf bringen zu lassen. Es waren demnach nicht nur unsere mitgebrachten jungen Zuchtpferde, das Rind- und andere Vieh nebst dem Geflügel bereits, theils nach Alberts- theils nach Simons-Raum geschafft, sondern auch schon ziemliche Kasten in die Höhe gewunden worden. Wir hatten kalte Küche mitgenommen, um diesen Mittag am Fuße des Felsens mit Herrn Wolfgang zu speisen, fanden es aber bei ihm besser, indem er schöne Fische absieden, und zweierlei Fleisch braten und kochen, daneben einen guten Vorrath von Wein und Bier holen gelassen hatte. Es war hier eine Lust anzusehen, wie fleißig die Felsenburger arbeiteten, ja sie waren so gefällig, des Kapitain Horn's Sclaven nicht einmal zu erlauben, daß sie mit Hand anlegen durften, sondern sie sollten durchaus von der bisherigen Reise ausruhen und sich etwas zu Gute thun. So hieß es denn hier wohl mit Recht: Viel Hände machen bald der Arbeit Ende.

Etwa ein paar Stunden vor Sonnen Untergang begaben wir uns wieder auf den Rückweg zur Albertsburg, wo wir gerade zur Abendmahlzeit eintrafen, nachher uns aber der Müdigkeit halben zeitig zur Ruhe legten.

Des folgenden Tages, da der jüngere Herr Schmelzer

und Herr Hermann auf ihre Predigten studiren wollten, unternahm ich mit meiner Braut, meiner Schwester, den übrigen Mitgebrachten und anderen guten Freunden einen Spaziergang durch den großen Garten nach dem Gottesacker oder Begräbnißplaz der Felsenburger, und besahen daselbst die Grabmäler und Dencksteine. Während ich nun begierig war zu sehen, was für Personen seit meiner Abreise verstorben, und daher zu den neuen Gräbern hinging, um die Leichensteine derselben näher zu betrachten, wendeten sich die Andern zu den großen Gedächtnißsäulen und lasen die Inschriften.

Ehe ich mich es nun versah, entstand bei des seligen van Leuwen's Grabsäule ein kleiner Tumult. Ich eilte sogleich dahin, und sah, daß Herr van Blac vor derselben stand, immerfort in die Hände schlug, und ausrief: „O welch ein Verhängniß! O welch ein Schicksal!“ Er wiederholte diese Worte mehr als zwanzigmal, weshalb ich, da die Andern still standen, und nicht wußten, was ihn etwa angefochten hätte, endlich zu ihm trat und sagte: „Mein Herr, warum wollt Ihr Euch diese Sache, die vor so langen Jahren geschehen ist, so gar sehr zu Gemüthe ziehen? Es ist zwar eine Geschichte, die einen jeden rechtschaffenen Menschen zum Jammer bewegen kann, allein nunmehr doch nicht zu ändern.“ — „Ach, mein Herr!“ antwortete van Blac,

„ich sage noch einmal: O welch ein Verhängniß! o welch ein Schicksal! Glaubet Ihr denn wohl, daß dieser van Leuwen, der die Concordiawärts aus England entführt hat, der leibliche und jüngste Bruder des Großvaters meiner Mutter gewesen ist? Denn meine Mutter ist eine geborene van Leuwen gewesen, und ich weiß von dieses Franz von Leuwen's Historie gar viel; unsere Vorfahren aber haben geglaubt, daß er mit seiner Concordia im Meer ertrunken sei.“ Ich sah hierauf den van Blac mit verwunderungsvollen Augen an. Er aber sagte: „Mein Herr, ich will so lange nichts weiter von dieser ganzen Sache erwähnen, bis ich mein Felleisen, das in eine Eurer Kisten gepackt ist, vom Schiffe bekomme, dann will ich Euch mein Geschlechtsregister und einige dabei aufgezeichnete Geschichten zeigen, so werdet Ihr sehen, daß ich nicht lüge, weil mir meine Betrauer und Mörder doch diesen Schatz nicht haben mit hinweg nehmen können.“ — „Mein Herr,“ versetzte ich, „zu Euren Worten habe ich ein großes Vertrauen, welches freilich noch weit stärker werden wird, wenn Ihr darüber einige Urkunden aufweisen könnet. Allein diese Begebenheit ist so merkwürdig, daß wir sogleich zurückkehren und sie dem Aeltern erzählen.“ Er war damit zufrieden, bat sich aber aus, erst noch die Inschriften an den andern drei Gedächtniskäulen zu lesen, wobei er denn fortwährend in die Hände

schlag, und wohl funfzigmal die Worte: „O Verhängniß! o Schicksal!“ wiederholte.

Hierauf gingen wir sämmtlich zurück nach des Altvaters Zimmer, bei welchem die Kapitaine Horn und Wobley allein waren und denselben mit Gesprächen unterhielten. Ich führte den van Blac an der Hand hinein und sagte: „Liebster Herr und Vater, es hat sich abermals eine Wundergeschichte auf dieser Insel zugetragen. Dieser Mann hier muß unstreitig mit zu unserem Geschlechte gerechnet werden; denn seiner Mutter Großvater ist ein leiblicher Bruder des hieselbst jämmerlich ermordeten Carl Franz von Leuwen gewesen, und er sagt, daß er darüber schriftliche Zeugnisse in seinem Felleisen, das noch auf dem Schiffe verwahrt liegt, bei sich habe.“ Der Altvater schlug die Hände zusammen und sagte: „Sollte dies wohl möglich sein können?“ — „Ja, gebietender Herr,“ erwiderte van Blac, „es ist möglich und wahr, und wenn ich es nicht vollkommen erweislich mache, will ich mich aus dieser Insel hinausstaußen oder gar in die See stürzen lassen.“ — „So strenge Gerichte,“ versetzte der Altvater, „haben wir hier nicht; allein, wie weit könnet Ihr Euer Geschlecht von mütterlicher Seite herrechnen?“ — „Sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite über dreihundert Jahr, welches ich, wie gesagt, mit alten Schriften beweisen will.“ — „Habt Ihr wohl,“

fragte der Altvater, „von einem Anton Florentin van Leuwen gehört?“ — „Ja wohl,“ antwortete van Blac, „dieser ist ein berühmter Obrister in den alten Kriegen unter den Truppen der vereinigten Niederländer gewesen. Es wurde ihm aber mit einer Stückkugel der rechte Arm abgeschossen, weshalb er sich nach Antwerpen begab, um in Ruhe zu leben. Er hatte zwei Töchter und vier Söhne. Der erste hieß Anton Florentin, wie der Vater, und blieb in einer Schlacht; der andere, Jan Adrian, rettete von einem Kriegsschiffe, das in die Luft gesprengt wurde, kaum sein Leben, und nichts weiter, ging sodann in seine Heimath zurück, und suchte ebenfalls die Ruhe. Dies ist meiner Mutter Großvater gewesen. Der dritte Sohn hat, wo mir recht ist, Richard Severin geheissen, ist auch ein großer Kriegsofficier gewesen, jedoch zuletzt so übel zugerichtet worden, daß er niemals hat heirathen können. Der vierte Sohn endlich ist der auf dieser Insel verunglückte Karl Franz gewesen, der vorher die Concordia Plüß aus England entführt hat. Das Geschlecht dieser letzteren ist noch in sehr blühendem Zustande; denn ich selber habe die Ehre gehabt, mit Vielen ihrer Anverwandten umzugehen und von dieser Geschichte mit ihnen zu sprechen, kann aber versichern, daß die Voreltern nicht anders geglaubt, als daß Karl Franz, Concordia, ihr mitgereiseter Bruder und alle Uebrigen sammt



dem Schiffe untergegangen seien, weil nachher Niemand weiter etwas von ihnen erfahren können.“

Der Altvater reichte dem van Blac die Hand und sagte: „Ich habe die größte Ursache, Euch in allem völligen Glauben beizumessen; denn die angegebenen Namen und Umstände haben ganz ihre Richtigkeit. Da ich nun die Asche meines seligen Herrn, Karl Franz von Leuwen, noch im Grabe verehere, und Ihr solchergestalt ein Auserwandter von ihm seid, so will ich Euch versichern, daß Ihr meinen eigenen Befreundeten und Abkömmlingen gleich gehalten werden sollet. Damit Ihr aber doch sehen möget, woher ich weiß, daß Eure Neben zutreffen, so will ich Euch ein Buch zeigen, welches der selige Karl Franz von Leuwen mit eigener Hand geschrieben, und worin nicht allein sein ganzes Geschlechtsregister, sondern auch viele andere besondere Umstände, und endlich sein, fast bis an seinen Todestag fortgeführtes Tagebuch anzutreffen ist.“ Bei diesen Worten öffnete der Altvater seinen Bücherschrank, und langte ein geschriebenes Buch heraus, blätterte ein wenig darin herum, und sagte endlich: „Ja, es ist wahr, die Namen treffen zu; doch die Namen der beiden Schwestern habt Ihr nicht angegeben, ich will sie Euch daher sagen. Die erste hat geheissen Antonia Salome, die andere aber Esther Benigna.“ — „Ich glaube, daß es so sein wird, mein Herr,“

erwiederte van Blac; „allein ich kann aus dem Kopfe nicht alles so ordentlich hersagen, sondern muß erst meine Schriften dazu nehmen.“ Auf dieses überreichte ihm der Altvater das Buch, und sagte: „Da sehet Ihr die eigene Handschrift des jüngsten Bruders Eures Aeltervaters.“ Van Blac empfand darüber theils Freude, theils Betrübniß, überlas etliche Seiten darin, gab es aber bald wieder zurück, und bat bloß um die Erlaubniß, es dereinst ganz durchlesen zu dürfen, sobald er seine alten Urkunden würde daneben legen können. Der Altvater versprach ihm dies, doch unter der Bedingung, daß er ihm sodann seine eigene Lebensgeschichte und die seines Vaters erzählen möge.

Unter diesen Gesprächen war der Abend herangerückt. Herr Wolfgang kam vom Schiffe zurück, und berichtete, daß diesen Tag abermals bedeutende Lasten an's Land gebracht worden seien, so daß hoffentlich noch vor Ende der nächsten Woche das sämmtliche Schiffsgut sich auf der Insel befinden würde. Nach der Abendmahlzeit wurde Betstunde gehalten, worauf wir uns zur Ruhe niederlegten.

Der folgende Sonntag wurde mit Gottesdienst zugebracht, die nächste Woche aber mit Herausschaffung der noch übrigen Sachen aus dem Schiffe. Die sieben europäischen Ankömmlinge aber wurden nach den verschiedenen Drtschaften vertheilt, und legten daselbst zur großen Freud'

der Einwohner ihre Werkstätten an, so daß die Aeltesten sehr bald sich überzeugten, daß wir keine Müßiggänger, sondern fleißige Arbeiter mitgebracht.

Mittlerweile wurde es bekannt, daß Herr Schmelzer der Jüngere sich mit meiner Schwester, und ich mich mit seiner Schwester am nächsten Michaelisfeste würde trauen lassen. Daher erwachte gar bald nicht bloß in vielen andern Felsenburgern, sondern auch in einigen der mit uns gekommenen Europäer die Lust zum Heirathen. Selbst Herr van Blac hatte an der jüngsten, etwa achtzehnjährigen Schwägerin des Herrn Magister Schmelzer so viel Gefallen gefunden, daß er endlich um ihre Hand anhielt. Diese hatte an seiner Person nichts auszusagen; doch ehe noch das Verlöbniß geschah, nahm ihn der Altvater eines Abends vor, und bat ihn, da jetzt eben Zeit wäre, uns seine Lebensgeschichte zu erzählen, welches er bereits vor einigen Wochen zugesagt habe. Herr van Blac ließ sich nicht lange nöthigen, sondern fing seine Lebensgeschichte, nachdem er zuvor einige Bücher und Brieffschaften aus seiner Kammer geholet, folgendermaßen zu erzählen an.

---

G e s c h i c h t e  
d e s H e r r n v a n B l a c.

---

„Im Jahr 1698 den 24. October bin ich zur Welt geboren worden, und zwar auf dem sogenannten Deutschen Meere, weshalb ich nicht weiß, ob ich mich einen geborenen Deutschen oder Holländer nennen soll. Mein Vater und meine Mutter waren nämlich beide in Holland geboren und erzogen; der erstere hieß Soost Henry van Blac und war Kapitain eines holländischen Schiffes, meine Mutter aber Maria Angelica van Leuwen, deren Vater ebenfalls ein berühmter Schiffskapitain gewesen war. Die besondere Lust zu Seereisen und sodann die herzlichste Liebe gegen meinen Vater hatte meine Mutter angereizt, gleich nach ihrer Verheirathung verschiedene Reisen mit demselben in mehrere europäische Reiche zu thun. Auf der Rückreise von Norwegen nach Holland begegnete es ihr, daß sie Antwerpen, woselbst wir unser Wohnhaus hatten, nicht mehr

erreichen konnte, sondern ihr Wochenbette mit mir im Schiffe aufschlagen mußte, und eben deswegen kann ich mich keines Menschen Landsmann, wohl aber Seemann nennen. Bei alle dem kamen wir, nämlich meine Mutter und ich, dennoch glücklich und gesund in Antwerpen an, und wurden von meiner Großmutter, die noch lebte, wohl empfangen und gepflegt.

Mein Vater hatte sich schon nach wenigen Tagen wieder zu Schiffe begeben müssen, und war diesmal ein halbes Jahr, nachher aber oft acht, zehn, ja bis gegen achtzehn Monate außen geblieben. Obwohl er jedesmal große Geldsummen mit auf die Reise genommen, so brachte er doch nie irgend einen erheblichen Gewinn wieder mit nach Hause. Woran die Sache eigentlich lag, weiß ich nicht, meine Mutter aber, die ihn herzlich liebte, auch damals noch ihr gutes Auskommen hatte, ließ ihn in allen Stücken nach Belieben schalten und walten.

Ich blieb übrigens nicht das einzige Kind, sondern bekam immer mehr Geschwister, so daß in meinem vierzehnten Jahre Unserer schon neun waren, worunter sich auch ein paar Zwillinge befanden. Meine Mutter sparte keinen Fleiß, uns sämmtlich gut zu erziehen, und besonders mich, ihren erstgeborenen und liebsten Sohn, in den nöthigen Wissenschaften unterrichten zu lassen, und ich hatte auch

wirklich eine besondere Lust zum Studiren. Indes in meinem funfzehnten Jahre, als so eben mein Vater wieder nach Hause gekommen war und sich etwa einen Monat bei uns aufgehalten hatte, gab er zu vernehmen, daß er mich mit zu Schiffe nehmen wollte. Zwar setzte sich meine Mutter sehr dagegen, und wendete vor, daß es ewig Schade sein würde, mich jetzt in meinen besten Jahren vom Studiren abzuziehen, da ich, dem Zeugniß meiner Lehrer zufolge, schon so weit vorgerückt sei; allein, er schmeichelte ihr, daß er noch einmal so fröhlich und vergnügt leben würde, wenn er wenigstens eines seiner Kinder bei sich hätte, und ihr Ebenbild darin betrachten könnte; überdies befände sich auf seinem Schiffe ein grundgelehrter Mensch, der sich eines in Frankreich gehalten Unfalls wegen auf die See begeben müßten, und der nicht allein meine bereits erlernten Wissenschaften mit mir wiederholen, sondern auch mich viel weiter bringen könnte, da wir auf dem Schiffe Zeit genug dazu hätten. Auf diese Vorstellungen gab endlich meine Mutter ihren Willen darein, und ließ mich mit ihm abreisen, nachdem er noch eine gewaltige Geldsumme in Antwerpen aufgenommen, und meiner Mutter vorgeredet hatte, daß er binnen acht oder neun Monaten viermal so viel dafür zurück bringen wolle. Indes, es war nicht an dem, daß er diesmal so bald wieder kommen konnte; denn wir nahmen un-

seren Lauf nach Ostindien zu. Uebrigens befand ich es wahr, daß ich auf dem Schiffe von dem erwähnten Studiosus, der sich Bredder nannte und früher einige junge Barone durch die meisten Reiche und Länder Europa's geführt hatte, eben so viel, ja noch mehr lernen konnte, als zu Hause; denn mein Vater hatte nicht allein viele nützliche Bücher für mich mitgenommen, sondern Herr Bredder hatte auch eine ziemliche Menge derselben bei sich, um mich in den vornehmsten Sprachen Europa's gründlich zu unterrichten und vollkommener zu machen. Außerdem trieb er die Geschichte, Erdbeschreibung, und einige Stücke aus der Mathesis, besonders Alles das, was die Schiffsbaukunst betrifft, mit mir sehr fleißig. Kurz, er brachte mich binnen drei Jahren, die wir unterwegs und in Ostindien zubrachten, durch seinen und meinen unermüdeten Fleiß so weit, daß ich oben erwähnte europäische Hauptsprachen nicht nur fertig lesen und schreiben, sondern auch verstehen und reden konnte, und da sich nun Leute von verschiedenen Nationen auf unserm Schiffe befanden, so hatte mein Vater eine besondere Freude darüber, daß ich fast mit einem Jeden mich in seiner Muttersprache zu unterhalten wußte.

Mein Vater war diesmal in seinem Handel und Wandel so glücklich gewesen, daß er ein großes Gut erworben hatte. Daher reiste er denn auch mit großem Vergnügen

zurück, um meiner Mutter, die sich, wie leicht zu erachten, unter der langen Zeit unserer Abwesenheit genugsam gekränkt, eine besondere Freude zu machen. Indes wen das Verhängniß einmal zum Unglück ausersehen hat, der muß wohl unglücklich sein und bleiben. Dies erfuhr unter Allen, die wir auf dem Schiffe waren, mein Vater am meisten.

Als wir nämlich auf dem Rückwege zwischen den Canarischen Inseln und den Afrikanischen Küsten hinfuhren, überfiel uns einer der grausamsten Stürme. Das Schiff scheiterte an den Klippen, und wurde in die Tiefen des Meeres versenkt; mein Vater, der Informator und ich nebst noch sechs Personen aber wurden an die Afrikanischen Küsten getrieben, wo wir zwar unser Leben retteten, doch die Freiheit verloren, indem wir uns den Maroccanern als Sklaven ergeben mußten.

Der einzige Trost in diesem Jammerstande wäre nun noch der gewesen, wenn mein Vater, der Informator und ich hätten beisammen bleiben können; so aber kaufte mich wenige Tage nach unserer Anlandung ein vornehmer Bedienter des Kaisers von Marocco den Menschenfischern ab, und nahm mich in seinem Geleite mit an den kaiserlichen Hof nach Mequinez. Es hielt mich dieser mein Herr, um den ich täglich sein mußte, ziemlich gut, auch bekam ich bessere Kleidung und Speisen als seine übrigen Sklaven, weil



ihm nicht allein meine äußere Gestalt besser als die der Andern gefiel, sondern auch es ihm Vergnügen machte, daß ich verschiedene Sprachen zu reden wußte. Bloß Eines war mir sehr verdrießlich, daß er nämlich, so oft er speisete und ich neben ihm knicete, seine an den Speisen beschmutzten Finger allzeit an meinen lockigen, damals noch blonden Haaren abwischte; denn die Maroccaner brauchen weder Messer, Gabel, noch Löffel, sondern essen bloß mit den Fingern, und zwar auf der Erde sitzend.

Eines Abends sagte er zu mir, ich sollte mich in dieser Nacht mit allem Fleiß baden, reinigen und salben, weil ich morgen früh neue Kleidung anziehen sollte, indem er Willens sei, mich mit an den kaiserlichen Hof zu nehmen. Ich folgte seinem Befehle, und begleitete des andern Tages seine Person, wußte aber nicht, was er mit mir vorhatte, bis ich sah, daß er nach gehabter Audienz mich an den alten drei und siebenzigjährigen Kaiser Muley Ismael verschenkte. Es war mir vorher gesagt, daß ich mich vor demselben auf die Erde und zwar auf den Bauch niederlegen müßte, welches ich denn auch that. Da aber der alte Kaiser einige Fragen, zuerst in spanischer, nachher in englischer Sprache, an mich gethan, und ich dieselben in beiderlei Sprachen beantwortet hatte, indem ich gleich einem Hunde den Kopf nur ein wenig in die Höhe hob, hieß er mich endlich aufstehen. Mein

bisheriger Herr gab mir nun zwar einen Wink, auf den Knien vor dem Kaiser liegen zu bleiben; doch dieser war so gnädig, mit der Hand ein Zeichen zu geben, daß ich gerade auftreten sollte. Hierauf fragte er mich abermals in spanischer Sprache: aus welchem Lande ich gebürtig, wozu Standes und Herkommens, und auf was für eine Art ich in die Sklaverei gerathen wäre? Ich beantwortete Alles der Wahrheit gemäß, und wurde endlich, nachdem er ein besonderes gnädiges Wohlgefallen an meiner Person bezeigt, auch in maroccanischer Sprache Befehl gegeben, wie ich verpflegt werden sollte, in ein Zimmer geführt, wo noch drei andere europäische Knaben, nämlich zwei Spanier und ein Portugiese, die alle drei kaum sechzehn Jahr alt, sich unter der Aufsicht eines maroccanischen Lehrmeisters befanden, der sie in dassetiger Staats- und Rechtsgelehrsamkeit, in Grammatik, Poesie, Sternscher- und Sterndeuterkunst, wie auch in vielen andern Wissenschaften, hauptsächlich aber in der arabischen Sprache unterrichtete.

Diese drei Burschen freuten sich ungemein, einen Mitgenossen ihres Unglücks zu bekommen, und da wir alle vier gut mit einander sprechen konnten, wurden wir gar bald gute Freunde. Ich bekam sogleich eine eben so kostbare Liverei als sie hatten; übrigens wurden wir von zwei Mohrenknaben bedient, speiseten nebst unserem Lehrmeister als

lein, und hatten bei jeder Mahlzeit acht Gerichte nebst dem besten Getränke, aber keinen Wein. Die Maroccaner dürfen nämlich, wie es heißt, keinen Wein trinken, ungeachtet so vortreffliche Weinstöcke in diesem Lande anzutreffen sind, daß oft zwei Männer kaum einen Weinstock umklastern können, und die Beeren an den Trauben oft größer als die Hühnereier sind. Da ihnen nun aber dieses edle Gewächs sehr angenehm vorkommt, so kochen sie die Trauben, und bereiten daraus ein besonderes Getränk, das sie unter einem andern Namen als ein herrliches Labfal zu sich nehmen.

Um indeß auf meinen und meiner Gefährten Zustand zurückzukommen, so wurden wir solchergestalt nicht anders, denn als wirkliche Leib-Pagen des Kaisers gehalten, thaten aber sehr wenig Dienste, sondern hatten in der Woche kaum drei- oder viermal einige Stunden die Aufwartung, bloß damit uns der Kaiser zuweilen zu sehen bekam. Außerdem mußten wir alle Morgen eine Stunde vor Sonnen Aufgang aufstehen, uns reinigen und völlig ankleiden; denn es schiefen immer zwei und zwei von uns in einem Kabinett auf herrlichen Betten und Matragen, der Mohrenknabe aber lag auf der Erde zu unsern Füßen auf einer schlechten Matrage wie ein Hund, unser Herr Hofmeister schief auch in einem besondern Kabinett, und neben ihm sein Bedienter. Gleich mit oder um die Zeit des Sonnenaufgangs

sing unser Hofmeister in unser Gegenwart an, das Morgen-  
gebet nach Art der Mohamedaner zu thun, verlas hierauf  
ein Stück aus dem Koran, erklärte die schwersten Punkte  
desselben, und gab sich viele Mühe, uns allen Vieren die  
Hauptstücke der mohamedanischen Religion beizubringen.  
Indess, wie ich bald merkte, war keiner unter uns, der zu  
diesem Glauben Lust hatte. Wir hörten zwar alles mit  
an, fasten seine Lehre, und gaben auf seine Fragen richtige  
Antwort; allein, ohne allen Ernst. Doch durften wir nicht  
das geringste Gespött daraus machen, wenn wir nicht aufs  
Strengste gezüchtigt werden wollten, welches meine drei Ka-  
meraden öfters erfahren hatten.

Nachdem die Andachtsstunde vorüber war, gingen die  
Uebungen in den verschiedenen Wissenschaften an, welche  
drei Stunden währten; nachher hatten wir die Freiheit, uns  
im Garten, oder auf dem Spielplaz, oder, wenn es garstige  
Wetter war, auf dem Spielsaale, mit allerhand Spie-  
len zu ergözen. In der Mittagsstunde speisten wir, durften  
uns nachher wieder eine Stunde Bewegung machen, mußten  
sobann abermals drei Stunden die Lectionen abwarten, hat-  
ten hierauf bis zu Sonnen Untergang wieder Erlaubniß zu  
spielen, endlich aber nochmals eine mohamedanische Bet-  
stunde, worauf wir zu Bette gehen mußten.

So war meine Lebensart damals beschaffen. Aber

schon in den ersten Wochen vergoß ich tausend Thränen, theils über meinen Vater, von welchem ich nicht wußte, wo er hingekommen war, theils wegen meiner Mutter, die solchergestalt ihres Mannes, Sohnes, und so vieler schönen Güter auf einmal beraubt war, theils über mich selbst, daß ich in einen solchen Zustand gerathen, und meine Wissenschaften nicht nach Europäischer Weise fortstudiren, viel weniger mich in meinem Christenthume üben konnte, indem ich kein einziges christliches Buch besaß. Gleichwohl schrieb ich mir die vornehmsten Glaubensartikel, Gebete und Gesänge, um sie nicht zu vergessen, alle auf, wiederholte sie mir in Abwesenheit unseres Hofmeisters oder sonst an einem geheimen Orte, erfreute auch meine Kameraden damit, ungeachtet sie römischkatholischer Religion waren, und noch nie, wie ich schon so oft, das heilige Abendmahl empfangen hatten; welches Letztere bei diesem meinen Zustande immer mein bester Trost war.

Mittlerweile bezeigte unser Hof- und Lehrmeister eine besondere Freude über mich, daß ich die arabische und maroccanische Sprache so leicht faßte, und ehe ein Jahr verging, beide ziemlich fertig reden und schreiben, auch die in denselben geschriebenen Bücher ganz wohl verstehen konnte. Bei den übrigen Wissenschaften spürte er ebenfalls keinen unfähigen Kopf an mir, ja ich kann, ohne Ruhm zu mel-

den, wohl sagen, daß er noch Vieles mit großer Begierde von mir erfragte und lernte. Da ich ihm jederzeit sehr höflich begegnete, liebte er mich vor den übrigen Allen am meisten, und sagte öfters: „Blac, Ihr könnet in wenigen Jahren an unseres Kaisers Hofe einer der ersten Minister werden, wenn Ihr Euch zu unserer Religion bekennen und Euch beschneiden lassen wollet. Allein so oft ich von diesem letzteren hörte, erstarrte mir alles Blut in meinen Adern.

Kurze Zeit nachher hatte eben dieser unser Hof- und Lehrmeister seiner eigenen Ehre wegen verlangt, daß über uns, seine vier Zöglinge, ein Examen angestellt werden möchte, welches denn auch geschah, indem sich sechs der gelehrtesten Maroccaner — die wenigstens dafür gehalten wurden — bei uns einfanden, und das Zeugniß erteilten, daß wir es Alle schon sehr hoch, ich aber es am allerweitesten gebracht hätte.

Allein eben dieses Examen zog sehr traurige Folgen nach sich. Denn etliche Tage darauf wurde zuerst der jüngste Spanier, des andern Tages der Portugiese, am dritten Tage der ältere Spanier beschnitten und verschnitten, am vierten Tage aber sollte die Reihe an mich kommen, welches mir der Kisler Aga — d. h. der Oberste unter den Verschnittenen, der über die Weiber und Beischläferinnen des Kaisers, auch über deren verschnittene Diener, die Aufsicht

hat — durch einen Bedienten ansagen ließ. Ich aber gab demselben sogleich zur Antwort, daß ich mich eher in tausend Stücke zerhauen oder mit den grausamsten Martern quälen, als dergleichen mit mir wollte vornehmen lassen; denn ich sei völlig entschlossen, meinen Glauben niemals zu verleugnen, sondern als ein Christ zu leben und zu sterben, auch stünde mir nicht an, ein Verschnittener zu sein, sondern wollte, wie gesagt, lieber sterben.

Diese kurze Abfertigung des Bedienten hatte unser bisheriger Hofmeister in seinem Kabinett gehört, kam daher heraus und sagte: „Wisset Ihr auch, daß Euch diese Worte noch diesen Abend das Leben kosten können? Denn der Kaiser Aga ist ein gewaltiger Mann, in dessen Händen vieler Menschen Leben und Tod steht. Aber das will ich Euch zu Eurem Vortheil sagen. Wenn diejenigen ankommen sollten, die Euch etwa zu erwürgen oder auf andere Art zu ermorden befehligt wären, so rufet nur den Namen unseres Kaisers Muley Ismael etlichemal aus; denn solchergestalt könnet Ihr Euer Leben so lange fristen, bis Ihr den Kaiser zuvor selbst gesprochen, und er hernach Befehl gegeben hat, daß man seinen Namen Euretwegen nicht ferner mehr respectiren, sondern Gewalt brauchen soll.

Ich faßte dies zu Ohren; es kam aber diesen Tag Niemand weiter zu mir. Dagegen konnte ich in der folgenden

Nacht vor Kummer und Sorgen kein Auge schließen, besann mich jedoch auf allerlei Ausflüchte, um dadurch im Nothfall nicht nur mein Leben zu retten, sondern auch der schändlichen Ver- und Beschneidung zu entgehen.

Früh Morgens, etwa zwei Stunden nach Sonnen Aufgang, kam der zweite Abgesandte und trug mir vor, wie der Kisler Aga meine trohige Antwort sehr übel aufgenommen, jedoch, da ihm bewußt, daß der Kaiser eine ganz besondere Gnade auf mich geworfen, habe er seinen Zorn gemäßiget, von dem Kaiser aber Befehl erhalten, mich heute verschneiden zu lassen; wollte ich nun die Gnade des Kaisers nebst meinem zukünftigen Glück nicht muthwillig verschmerzen, so sollte ich mich nicht ferner widerspenstig bezeigen, sondern die wenigen Schmerzen mit Standhaftigkeit ausstehen, indem ich so vielleicht Hoffnung bekäme, in wenigen Jahren ein großer Mann zu werden, und was dergleichen tröstliche Worte mehr waren. Allein ich blieb bei meinem ersten Entschlusse, lieber zu sterben, als meine Religion zu verändern und als ein Verschnittener zu leben. Der Abgesandte gab sich hierauf nebst meinem bisherigen Hofmeister und Informator viele Mühe, mich in Güte zu diesem heillosen Schritt zu bewegen, da aber nichts an schlagen wollte, gerieth der erstere endlich in Harnisch und sagte: „Nun, so muß man dem Befehl zufolge Gewalt brauchen!“ Mit dies-



sen Worten ging er aus dem Zimmer und rief vier bewaffnete Mühren herein, nebst noch zwei andern, welche die Instrumente, um mich zu kastriren und zu beschneiden, bereits in den Händen trugen. Die vier Bewaffneten fingen sogleich an, nach abgelegtem Gewehr, sich meiner zu bemächtigen, und wollten mich auf den Tisch legen, damit die geschickten Operateurs ihre Kunst an mir ausüben könnten. Ich wehrte mich mit aller Gewalt, wurde indeß ermahnt, mich mit Geduld darein zu geben, oder mit es selber zuzuschreiben, wenn der Schnitt mir zum Schaden oder gar zum Tode gereichte. Da ich nun sah, daß ich mich ihrer nicht mehr erwehren konnte, bat ich nur um ein bequemeres Lager und etwas Zeit zum Verschrauben. Es wurde mir gewillfahrt und zugleich angerathen, mich auf mein Bette zu legen, wo der Schnitt eben so füglich verrichtet werden könnte. Mittlerweile aber hatte ich Zeit, in meine Tasche zu greifen und ein starkes Federmesser aus der Scheide zu ziehen, welches ich dem Operateur, so bald er sich von neuem an mich machte, dergestalt tief in das Herz hinein stach, daß er augenblicklich zu Boden sank. Hierüber wurden die andern bestürzt, ich aber bekam Frist, um aufzuspringen, und sagte: „Nun will ich mit Freuden sterben, da ich doch weiß, warum? Doch hoffe ich die Gnade zu haben, vor meinem Ende den Kaiser Muley Ismael erst noch

einmal zu sprechen.“ Worauf ich noch etlichemal den Namen Muley Ismael ausrief.

Diese kurze Appellation wirkte so viel, daß die Schwarzen keine ferneren Gewaltthätigkeiten an mir verübten, sondern mich nur in genauer Verwahrung hielten, bis der Abgesandte, der nebst meinem bisherigen Informator wegging, nach Verlauf von etwa zwei Stunden wieder zurückkam, und die Nachricht brachte, daß man mich vor den Kaiser führen sollte. Dies geschah denn auch, und die vier Mohren hielten ihre entblößten Schwerter in den Händen, in der Meinung, daß sie in Gegenwart des Kaisers ein Stück Arbeit bekommen und mich Elenden in Stücke zerhauen würden.

Der Kaiser Muley Ismael saß auf einem kostbaren Stuhle, und sobald ich mich vor ihm niedergeworfen und die Erde geküßt hatte, begann er mit eben nicht gar zornigen Gebärden also zu reden: „Verfluchter Christ, wie bist Du auf die Gedanken gerathen, die Dir bisher erzeugte und noch fernerhin zuge dachte Gnade mit Füßen von Dir zu stoßen? Denn ich hatte beschlossen, gleich nach Heilung Deiner Wunde und nach Annahme des mohamedanischen Glaubens Dich zum Schach Zabeler Aga — das ist derjenige Officier unter den Verschnittenen, der über des Kaisers Kinder die Oberaufsicht hat und in großem Ansehen steht

— zu machen, und Dein Glück noch weiter zu befördern; nun aber wirfst Du nicht allein wegen Deiner Widerspenstigkeit, sondern auch wegen des an einem meiner Unterthanen begangenen Mordes, des schmachlichsten Todes sterben müssen. Rede, Hund!"

So sah ich nun meinen Tod vor Augen. Denn obgleich Muley Zamael seit einigen Jahren her nicht mehr so grausam gewesen war als vorher, so konnte ich mir doch leicht denken, daß mir auf dieses mein Verbrechen die Todesstrafe zuerkannt werden würde. Dessenungeachtet spürte ich in meinem Herzen nicht die geringste Furcht vor dem Tode, sondern brachte meine Antwort in folgenden freimüthigen Worten in maroccanischer Sprache vor:

„Größter Kaiser! Dich hat Gott der Allerhöchste zu einem Gott auf Erden gemacht, weshalb ich mich für verpflichtet halte, den Staub zu Deinen Füßen aufzulecken. Dein Reichthum ist unschätzbar und Deine Macht unaussprechlich; und bei alle dem pflegst Du mehr zu geben, als zu nehmen. Erwäge demnach selbst, warum Du jetzt so begierig bist, mir den christlichen Glauben aus dem Herzen, und das, was mir Gott und die Natur geschenkt, aus dem Leibe reißen zu lassen. Ich bin zwar durch ein besonderes Schicksal unter Deine Gewalt gebracht, doch durch die unverdient genossene Gnade bewogen worden, Dir Zeit Lebens ge-

treu und redlich zu dienen, so weit sich mein Wissen und Vermögen erstreckt. Größter Kaiser, glaube mir, daß derjenige, der an seinem Gott und Glauben ungetreu wird, auch seinem Herrn niemals getreu sein kann, und wo will ein solcher, der mit Gewalt verstümmelt und verschnitten wird, die Lust hernehmen, sein ihm aufgetragenes Amt mit Freudigkeit und ohne heimlichen Kummer und Widerwillen zu verrichten. Ich elende Kreatur versichere Deine Majestät, daß ich als ein Christ viel lieber ein ewiger Slave bleiben, denn als ein verstümmelter Mammelucke, ein Erbe Deiner Reiche und Länder werden wollte. Wende Deine Augen auf meine Treue und Standhaftigkeit; denn, wirst Du mich mit Gewalt beschneiden und kastriren lassen, so wisse, daß der erste Dolch, Messer, Strick, oder ein anderes Mordinstrument, ein Mittel sein wird, mich aus dem Reiche der Lebendigen in's Reich der Todten zu versetzen, weshalb ich denn bei Gott im Himmel Vergebung zu erlangen hoffe.“

(Hier fiel mir, unterbrach Herr van Blac seine Rede, eine in voriger Nacht ausgedachte Nothlüge ein, die ich folgendermaßen vorbrachte:)

„Allmächtigster Kaiser, ich habe mich zwar anfangs für den Sohn eines Schiffskapitains ausgegeben, allein, dies ist nur darum geschehen, um mit der Zeit etwas an meinem Lösegelde zu ersparen. Ich bin nämlich ein gebe-

rener Graf aus Holland, dessen wohlbemittelte Eltern vermuthlich noch am Leben sind. Die allzu große Lust an Seereisen hat mich durch Schiffbruch hierher gebracht. Wird mir mein Leben und das, warum ich schon gebeten, gelassen, so kann ich vielleicht binnen kurzer Zeit mit baarem Gelde ausgelöst werden; ist aber keine Hoffnung zu meiner Freiheit vorhanden, so will ich Zeit Lebens Dein getreuester Slave bleiben, jedoch als ein Christ und Unverschnittener. Sonst will ich eher erdulden, daß man meinen elenden Körper in tausend Stücke zerhacke, und denselben den Hunden vorwerfe. Jedoch was werden, größter Kaiser, Deine allergnädigsten Augen und Gedanken für ein besonderes Vergnügen an diesem Jammerspiele haben? Daher erhö're meine Bitte, und begnadige Deinen treuesten Knecht und Slaven; doch, soll ich ja sterben, so laß nur mein Haupt mit einem einzigen Schwertschlage zu Deinen Füßen legen."

Dies war — fuhr Herr van Blac weiter fort — ungefähr der Inhalt meiner Rede, die ich an den Kaiser hielt. Er hörte mir so wie alle bei ihm Stehenden sehr aufmerksam zu, und ging darauf mit dem Kislar Aga und einigen andern Ministern in ein Nebenzimmer, aus welchem nach Verlauf einiger Minuten der Kislar Aga zurück kam, und zu meinen Begleitern sagte: „Der Slave soll sterben; doch

hat ihn der Kaiser in so weit begnadigt, daß ihm unten auf dem Plage bloß der Kopf abgeschlagen werden soll.“

Demnach führte man mich hinunter auf den Platz. Ich betete unterwegs die trostreichsten christlichen Gebete, die mir nur einfielen, und mußte nachher unten auf dem Plage unter des Kaisers Fenstern mich auf einen viereckigen Stein setzen, und den Streich erwarten. Unterdeß kam ein Berschnittener gelaufen und brachte die Nachricht: der Kaiser sei noch gesonnen, mir das Leben zu schenken, wenn ich mich nur beschneiden lassen und die mahomedanische Religion annehmen wollte; mit der Beschneidung aber sollte ich verschonet bleiben. Da ich mich aber schon ganz zum Sterben vorbereitet hatte, so gab ich zur Antwort: Der Tod sei mir lieber, als dies. Hierauf drückte ich meine Augen fest zu, und betete laut in holländischer Sprache, um mitten im Gebet mein Haupt zu verlieren. Endlich, nachdem ich sehr lange gefesselt, ergriffen mich zwei Mohren am Arm, führten mich auf das Zimmer eines Thurms, welches ziemlich reinlich, doch mit eisernen Thüren und Fensterstäben wohl verwahrt war, und ließen beim Weggehen so viel verklingen, daß ich wegen meines Eigensinnes hier eine größere Strafe und Marter zu erwarten hätte.

Ich stellte Alles in Gottes Hände, und blieb bei dem  
Zellenburg. IV. 11

festen Entschlusse, lieber alle Martern auszustehen, als meinen christlichen Glauben zu verleugnen und ein Mohammedaner zu werden. Inzwischen hatte ich an guten Speisen und Getränken keinen Mangel; überdies hatte ich auch noch meinen vorigen, ungefähr vierzehn Jahr alten Mohrenknaben zur Aufwartung bei mir, der auf ein mit einer Klatsche gegebenes Zeichen fast so oft heraus und herein kommen konnte, als ihm beliebte. Die öfteren Besuche meines bisherigen Informators und einiger Officiere der Verschnittenen gereichten mir in dieser meiner Einsamkeit mehr zum Verdruß als zum Vergnügen, indem ihre einzige Absicht war, mich zum Mammelucken zu machen; doch machte es mir viele Freude, daß mir mein bisheriger Informator nicht nur verschiedene, von mir selber ausgewählte Bücher, sondern auch Dinte, Federn und Papier mitbrachte und schickte.

So konnte ich mir denn manche Grille dadurch vertreiben, und meine christlichen Gebete, biblische Sprüche und Gesänge, die ich auswendig wußte, aufzeichnen. Nachdem ich aber länger als drei Wochen in diesem Verhältnisse gewesen, kam eines Abends mein Mohrenknabe und reichte mir, sobald er das Abendessen aufgesetzt, eine sehr unansehnliche hölzerne, versiegelte Büchse in die Hände, und sagte zugleich — da er für meine Geschenke und andere ihm erzeigten Wohlthaten sehr treu an mir hing — daß seine

Schwester ihm bei Lebensstrafe anbefohlen habe, mir dieselbe ingeheim zu überbringen.

Ich ließ Essen und Trinken stehen, ging an ein Fenster, und fand oben verschiedene große Geldstücke, in der Mitte einen zusammengelegten Brief, unten aber ein in Gold eingefasstes Bildniß eines sehr wohlgebildeten Frauenzimmers. Ich war sehr neugierig, den Inhalt des Briefes zu lesen, und fand denselben also lautend:

Werthester Herr Landsmann!

Ich schätze es mir für ein besonderes Glück und Vergnügen, Euch in Wahrheit versichern zu können, daß meine Fürbitten bei dem Kaiser Euch allein das Leben erhalten haben. In dem Nebenzimmer habe ich nämlich nicht nur Eure, an den Kaiser gehaltene Rede von Wort zu Wort angehört, sondern auch durch ein kleines Glasfensterlein Eure Person selber gesehen. Daher jammerte es mich, daß Ihr sterben solltet, und ich brachte durch einen Zufall und heftiges Bitten es bei dem Kaiser, der mir bisher fast keine einzige Bitte versagt hat, dahin, daß er Euch sogleich das Leben schenkte, und mit dem angedrohten Kopfab schlagen bloß Eure Beständigkeit probiren wollte. Bleibet daher beständig bei Eurem christlichen Glauben, da Ihr bereits eine so starke Probe abgelegt, und kehrt Euch an nichts; denn



auf mein Angeben seid Ihr zwar gefangen gesetzt, doch hoffe ich, Eure Freiheit nächstens mit guter Manier zu befördern. Von meiner eigenen Person will ich Euch für jetzt bloß so viel eröffnen, daß ich Unglückselige die Ehegattin eines holländischen Kaufmanns, auf der Fahrt nach Ostindien aber vor drei Jahren von den Seeräubern gefangen und hierher geführt worden bin, da man mich denn unter die Zahl der kaiserlichen Frauen gebracht. Jedoch der Himmel ist mein Zeuge, daß der Kaiser mich noch nie fleischlich berührt hat, sondern ich habe mein bestes Kleinod noch bis diese Stunde unverfehrt erhalten. Ob mein Mann aus der Slaverei errettet, und noch am Leben ist, habe ich nicht erfahren können, jedoch durch Euch hoffe ich es auszukundschaften, sobald ich Eure Freiheit zuwege gebracht. Mittlerweile will ich auch auf Mittel bedacht sein, Gelegenheit zu verschaffen, daß wir einander einmal auf eine Stunde mündlich sprechen können. Da ich glaubte, daß Ihr vielleicht eben nicht mit vielen Mitteln versehen sein möchtet, so habe ich einige Goldstücke beigelegt, damit Ihr Euch ein oder das andere Beliebige dafür könntet einkaufen lassen, zu unterst aber liege mein Bildniß, damit Ihr an demselben möchtet kennen lernen

Eure

redlich gesinnte

L a n d s m a n n i n .

N. S. Findet Ihr Euch im Stande, mir auf dieses zu antworten, so könnt Ihr das Schreiben in ein ausgehöhltes Wachslicht einhüllen, und Eurem Kleinen Mohren anvertrauen; denn er ist getreu, so wie auch seine Schwester bei mir. Diesen Brief aber verbrennet, oder verwahret ihn wenigstens sorgfältig nebst dem Bildnisse, damit wir nicht beide unglücklich dadurch werden.

---

Nach mehrmaliger Ueberlesung des Briefes befah ich das Bildniß etwas genauer, und fand dessen Gesichtszüge sehr schön. Ich küßte es aus herzlichster Dankbarkeit gegen meine Lebensretterin, wäre auch wohl noch lange in tiefen Gedanken am Fenster stehen geblieben, wenn mich nicht mein Aufwärter erinnert hätte, etwas von den aufgesetzten Speisen zu genießen. Ob ich nun gleich etwas von denselben genoß, so blieb ich doch beständig in tiefen Gedanken über diese Begebenheit, und konnte nicht mit mir eins werden, ob, wie, oder was ich antworten sollte. Endlich legte ich mich zur Ruhe. Da ich um Mitternachtszeit merkte, daß mein kleiner Mohr sehr fest eingeschlafen war, stand ich wieder auf, und faßte folgendes Antwortschreiben in holländischer Sprache ab:

Madame!

Für Dero besondere Gnade und Güte, die Sie an mir Etendem zuerst ohne mein Wissen, nachher aber durch offenbare Merkmale bewiesen, schätze ich mich verbunden, Ihnen mit meinem Blute zu dienen, werde es auch bis auf die letzte Minute meines Lebens mit dankbarem Herzen zu erkennen bemühet sein. Wollte der Himmel, daß es Ihnen möglich wäre, mich in Freiheit zu setzen, und mir das allgemeine Vergnügen zu verschaffen, nur eine kurze Zeit mündlich mit Ihnen zu sprechen, so würde es nach gemüthlicher Abrede mir vielleicht nicht unmöglich sein, Sie und mich in völlige Freiheit und in unser Vaterland zu versetzen; denn ich habe verschiedene, nicht so gar unwahrscheinliche Mittel und Wege dazu erdacht, die ich aber doch zuvor mit Ihnen überlegen müßte. Dero wertheste Seilen zu verbrennen, ist mir unmöglich, weil sie der einzige Trost in meinem Jammerstande sind; ich werde aber dieselben nebst dem Bildniß meiner verehrungswürdigen Lebensretterin schon so zu verbergen wissen, daß keine Verrätherei daraus entstehen kann. Uebrigens erwarte ich Dero fernerweitige Befehle, empfehle mich Ihrer beständigen Gnade, und verharre Zeit Lebens

Dero

gehorsamster Knecht.

Für das erstemal mehr zu schreiben, hielt ich nicht für rathsam, da ich von den Gedanken und Gesinnungen dieser Person noch nicht vollkommen unterrichtet war, sondern erst abwarten wollte, wozu sie sich in Zukunft entweder schriftlich oder mündlich weiter erklären, und wie sie es mit meiner Loslassung halten würde. Demnach versteckte ich das ganze subtil zusammengerollte Papier in ein Stückchen ausgehöhltes Wachslicht, und gab es meinem kleinen Mohren, um es seiner Schwester einzuhändigen, mit dem Bedenken, daß dieselbe dies Stück Wachslicht eben derjenigen Person zurückgeben sollte, die mir die hölzerne Büchse zugeschiedt habe.

Tages darauf bekam ich die erfreuliche Nachricht, ebenfalls in ein Stückchen Wachslicht eingehüllt, daß unser Briefwechsel diesmal glücklich abgelaufen sei. Vier Tage nachher wurde ich vor den Kaiser geführt, der, nachdem ich mich vor ihm niedergeworfen, also zu mir sprach: „Höre, Slave! aus besonderen Ursachen habe ich Dir nicht allein das Leben geschenkt, sondern auch zugegeben, daß Du hinfort nicht mehr ein Gefangener sein sollst. Es ist Dir erlaubt, ein Christ zu bleiben, und Dir eine christliche Sclavin zur Frau auszusuchen, sobald dergleichen eingebracht werden. Allein aus meinen Diensten lasse ich Dich nicht, sondern Du sollst vielmehr eine sehr gute Stelle erhalten,

auch, wenn Du Dich dabei gut aufführst, weiter befördert werden.“

Sobald der alte Kaiser aufgehört hatte zu reden, berührte ich mit meiner Stirn dreimal den Erdboden zum Zeichen meiner Dankbarkeit, und versprach, solchergestalt Zeit meines Lebens der treueste Knecht des Kaisers zu bleiben. Hierauf wurde ich unter die Zahl der Geheimschreiber und Dolmetscher aufgenommen, auch zugleich zum Untersatze des Bauwesens bestellt, im Uebrigen erhielt ich die Freiheit, in der ganzen Residenzstadt herum zu wandeln, wohin ich wollte, jedoch nur außer der Zeit meiner Amtsverrichtungen, die hauptsächlich darin bestanden, daß ich zuweilen des Morgens wenigstens zwei bis drei Stunden bei dem Kaiser mit zur Aufwartung sein mußte. Wenige Tage nachher brachte mir mein kleiner Mohr abermals im Wachslicht ein Papier, worauf folgende Zeilen geschrieben standen:

Mein Herr,

Ich bin nunmehr versichert, daß Ihr erfahren habt, wie viel meine Fürsprache gilt, und daß Ihr dadurch in Freiheit gesetzt worden seid. Nunmehr bin ich begierig, Euch persönlich zu sprechen. Da sich dies aber nicht so leicht schicken will, so ziehet meine Mohrenslavin, die Schwester Eures Bedienten, durch Geschenke an Euch, und

laßt Euch von derselben so weit führen, bis Ihr den rechten Eingang zu meinem Zimmer sehet und nicht mehr fehl gehen könnet. Dann will ich Euch ferner schriftliche Nachricht geben, zu welcher Zeit es sich schicken kann, mich zu besuchen; doch werdet Ihr Euch gefallen lassen, die Kleidung meiner Mohrin anzuziehen, weil die Wache der Verschnittenen keine Mannsperson vorbei passiren läßt. Anbei sende ich Euch abermals in einer hölzernen Büchse hundert Bechinen, die Ihr zur Ausführung Eures Vorhabens, dafern Euch etwas daran gelegen ist, anwenden könnet. Binnen drei Tagen sollt Ihr nähere Nachricht von mir haben &c.

---

Niemals hat mir eine Zeit so lange gewährt, als die drei Tage. Unterdeß suchte ich Gelegenheit, den Eingang zu ihrem Zimmer auszuspiiren. Gegen Abend des dritten Tages kam endlich meines Aufwärters Schwester, und brachte mir sowohl mündlich als schriftlich die Nachricht, daß ich ihre Kleider anziehen und ein Tuch vor das Gesicht halten möchte, als ob ich große Zahnschmerzen hätte — indem es diese getreue Sclavin im Herausgehen auch schon so gemacht — und so durch die Wache der Verschnittenen zu meiner Landsmännin gelangen sollte.

Ich stürzte mich allerdings hiedurch in eine augenschein-

liche Todesgefahr, dennoch war ich entschlossen, Alles zu wagen, um nur meine Lebensretterin zu sehen und zu sprechen. Demnach zog ich bei anbrechender Dämmerung der Mohrin Kleider an, schwärzte mein Gesicht, Arme und Hände nach Mohrenart, ließ dann die Mohrin in meinem Zimmer bei ihrem Bruder bleiben, folgte ihrer Anweisung, und begab mich auf den Weg. Ich kam glücklich, ungefragt und unbefichtigt, durch die Wache hindurch bis an das Zimmer meiner Landsmännin. Diese mochte Alles abgepaßt haben, hatte aber doch eine alte bei ihr sitzende schwarze Wartfrau nicht los werden können. Allein, sobald ich die Thür öffnete, nahm mich die Dame bei dem Arme und sagte: „Du armes Thier, hast Du denn noch immer so große Schmerzen? Komm nur, und lege Dich in Diner Kammer zu Bette.“ Unter diesen Worten führte sie mich in eine Nebenkammer, und wies mir wirklich ein Bette an, worein ich mich legen und verhüllen sollte. Ich gehorchte ihren Wünschen, sie aber blieb wohl noch eine Stunde lang munter, schwatzte binnen der Zeit mit der alten Mohrin, und schaffte sie endlich mit guter Manier auf die Seite.

Es ist leicht zu crachten und zu glauben, daß mir damals das Herz gewaltig gepocht haben müsse. Jedoch, da meine Frau Landsmännin endlich kam, und mir Muth einsprach, daß wir nunmehr nichts Gefährliches zu besorgen hätten,

sondern bis gegen Tages Anbruch vertraut mit einander sprechen könnten, ließ ich alle Zaghaftigkeit fahren, erzählte auf ihr Bitten meine ganze Lebensgeschichte, und vernahm sodann die ihrige, womit fast die ganze Nacht zugebracht wurde. Zuletzt wurde die Abrede so genommen, daß sie mir für etliche tausend Thaler Gold und Kleinodien zuschicken wollte, vermittelt deren ich etwa einen jüdischen oder christlichen Spion erkaufen könnte, der uns beide in verstellter Kleidung entweder auf ein christliches Schiff oder wenigstens durch einen Umweg nach der an der afrikanischen Küste gelegenen Festung Ceuta brächte.

Da indeß der Tag anzubrechen begann, mußte ich mich für diesmal, da es noch dämmerte, eiligst fortmachen. Meine Landemännin hatte die Vorsicht gebraucht, mir ein ziemlich großes Gefäß in die eine Hand zu geben, begleitete mich auch bis in die Thür des Saals, wo die Wache der Verschnittenen stand, und sagte, um dieselben vom Fragen abzuhalten, während ich hurtig fertiging: „Bleibe nicht allzu lange aus, und zerbrich mir ja das Gefäß nicht!“ So kam ich denn glücklich hindurch, und ohne daß mich Jemand anredete, in meinem Zimmer an, gab der Mohrin ihre Kleider nebst dem Gefäß, welches sie mit frischem Wasser füllte, und sodann wieder zu ihrer Gebieterin ging. Ich aber brachte über eine gute Stunde zu, ehe ich die schwarze



Farbe wieder von Gesicht und Händen los werden konnte.

Die übrige Zeit dieses ganzen Tages stellte ich mich etwas unpäßlich, damit ich in meinen Gedanken desto flüchtiger wiederholen könnte, was ich in der vergangenen Nacht mit meiner Landsmännin gesprochen hatte; denn wir hatten in Wahrheit ein schweres Werk vor uns, das, wenn es wäre entdeckt worden, beiden die größten Martern und den unfehlbaren Tod würde zugezogen haben. Jedoch, weil sie mir versprochen hatte, fleißig um die glückliche Ausführung unseres Vorhabens zu beten, so nahm ich meine Zuflucht auch zum Gebet, und spürte dabei, daß mir mein Herz immer leichter wurde. Während der folgenden Tage nahm ich mir vor, mich außer der kaiserlichen Residenz in der Stadt umzusehen. Es wird vielleicht nicht mißfällig sein, wenn ich eine kleine Beschreibung davon mache.

Das kaiserliche Schloß, Accassave genannt, ist ein sehr prächtiges Gebäude, welches mit den vortrefflichen Gärten, die dazu gehören, eine gute Meile Weges im Umfange hat. Es ist auch darin das Seraglio oder Frauenhaus, in welchem sich ehemals, außer den vier Gemahlinnen, noch zweitausend Beischläferinnen befanden. Denn, obgleich der Kaiser nicht mehr als vier wirkliche Gemahlinnen haben darf, so ist ihm doch erlaubt, so viele Beischläferinnen zu haben als er will. In der Hauptstadt, welche mit ziemlich vielen

Palästen der Großen angefüllt ist, finden sich aber auch viele geringere, ja ganz schlechte Häuser; es wohnen auch sehr viele Juden darin, jedoch in einem besonderen Revier, welches des Nachts verschlossen wird. Außerdem liegt noch eine andre ganz große Stadt an der Nordwestseite, die aber nicht sonderlich gut gebaut ist, und von lauter ganz schwarzen und gelben Mohren bewohnt wird. In dieser habe ich mich niemals sehr umgesehen, weil ich gehört hatte, daß wenige oder gar keine Christen oder Juden darin angetroffen würden.

Da ich nun merkte, daß mir sehr viele Freiheit gelassen wurde, indem mich kein Mensch unbescheiden fragte, weder, wo ich hin wollte? noch, wo ich herkäme? oder wo ich gewesen wäre? so stellte ich mich ganz dreist an, und gab hie und da bei den höheren Hofbedienten zu vernehmen, daß ich nur darum ausginge, um eine mir anständige Christensclavin anzutreffen, dieselbe zu kaufen, und mit derselben eine Heirath und eigene Wittthschaft zu stiften, damit ich nachher meine Dienste desto ordentlicher und lustiger verrichten könnte. Ja, ich war einst so verwegen, eben dies dem Kaiser selbst, da er eben bei guter Laune war, aufzubinden, und merkte, daß ihm meine Absicht sehr wohl gefiel; denn er versprach, wenn ich mir auch die schönste und beste Sclavin ausläse, mir dieselbe zu schenken. Mittlerweile lernte ich nun, mich meiner Freiheit immer besser und besser zu bedienen, ließ

aber keine zwei oder drei Tage vorbeistreichen, ohne daß ich meiner Lebensretterin, Landsmännin und Wohlthäterin regelmäßig Nachricht von allem gegeben hätte, und zwar vermittelt einer besonderen Schrift, die Niemand außer uns beiden lesen und verstehen konnte, und worüber wir mit einander eins worden waren. Inzwischen schickte sie mir gewaltige Geldsummen und sehr kostbare Kleinodien zu, so daß mir recht angst und bange darüber wurde, weil ich noch keinen einzigen guten Freund angetroffen, dem ich mein Herz recht hätte offenbaren, und ihm wenigstens die Hälfte von Allem offenbaren können.

Meiner Nachlässigkeit konnte ich dieses nicht Schuld geben; denn ungeachtet ich in Mequinez einen und den andern Holländer und Engländer gesehen, so schien mir doch keiner unter diesen geeignet, um durch ihn meine und meiner Landsmännin Freiheit erlangen zu können; denn, aufrichtig zu reden, sie kamen mir alle zu dumm vor.

Eines Tages aber, da ich durch die Judenstadt ging, kam ein etwa dreißig Jahr alter Jude so eben zu seiner Thür heraus, und fragte, ob mir nicht beliebt, ihm etwas von Galanteriewaaren abzuhandeln. Ich fragte in maroccanischer Sprache: was er besonderes hätte? und ging auf sein Bitten mit in's Haus, wo er mir denn allerhand artige Sachen, von Silber, Gold und anderen Metallen kost-

bar verfertigt, vorzeigte und mir die Lust erweckte, für mehr als funfzig Zechinen von ihm zu kaufen, das ich aber Alles sehr leicht in meinen Taschen verbergen konnte, denn es waren sämmtlich kleine Sachen. Endlich zeigte er mir eine saubere goldene Repetiruhr für 120 Zechinen, wofür ich ihm ohne langes Handeln das geforderte Geld hinzählte, jedoch mit dem Bedinge, daß, wofern ich dieselbe binnen acht Tagen falsch befinden sollte, er mir das Geld wieder zurück zu geben schuldig sei; denn ich sei ein Diener des Kaisers und könnte mir bald Hilfe schaffen. Der Jude war damit zufrieden, sagte zugleich, daß er heute über acht Tage den ganzen Tag über in seinem Wohnhause verbleiben und auf mich warten wollte, und begann sodann von freien Stücken: „Mein Herr, Ihr habt mehr Mittel, als ich bei Euch gesucht hätte; allein, wenn ich rathen soll, so seid Ihr ein geberener Christ und vielleicht durch Unglück hierher in die Sklaverei gekommen.“ — „Ja wohl,“ versetzte ich, „habt Ihr es errathen. Nicht bloß ich, sondern auch meine liebliche Schwester, die noch ein paar Jahr älter ist als ich, wir sind aus einem vornehmen Geschlecht aus Holland gebürtig, und haben unsere reichen Eltern noch am Leben, die uns gern mit etlichen tausend Thalern loskauften, wenn sie nur wüßten, wo wir wären. Allein, wir sind darin unglücklich, daß, ungeachtet ich schon zweimal Briefe nach Holland mit-

gegeben, wir dennoch keine Antwort zurück erhalten haben, weshalb zu glauben ist, daß die Briefe nicht hingekommen, sondern verloren gegangen sind.“ — „Wenn Ihr,“ erwiderte der Jude, „eines Andern und nicht des Kaisers Sklaven wäret, so wäre wohl noch Rath zu finden, Euch loszukaufen; indeß für Geld pflegt der Kaiser seine Sklaven nicht zurück zu geben, und daher ist wenig Hoffnung zu Eurer Befreiung da, wenn Ihr Euch nicht etwa mit List aus dem Lande hinaus schleichen könnet. Jedoch Ihr wisset hier nicht Bescheid, und ein Anderer, es sei Christ oder Jude, wird sich ohne Verheißung eines großen Lohnes nicht leicht in dergleichen Sachen mischen, weil, im Fall die Sache verrathen würde, das Leben eines Jeden so gut wie verloren ist.“ — „Das ist leicht zu erachten,“ war meine Antwort, „inzwischen muß man auf die Hilfe des Allmächtigen hoffen. Auf ein paar tausend Zechinen sollte es mir übrigens nicht ankommen, wenn sich ein redlicher Mensch finden wollte, der uns beide wieder unter die Gesellschaft unserer Landsleute bringen könnte.“ Hierauf sagte der Jude: „Wenn Ihr redlich sein, mich nicht verrathen, und mir meine Mühe wohl bezahlen wollet, will ich für Eure Befreiung, welche listiger Weise angestellt werden muß, Sorge tragen. Allein, wo befindet sich Eure Schwester? hat sie auch, so wie Ihr, die Freiheit hinzugehen, wo sie hin will?“ — „So viel

Freiheit," versetzte ich, „ist ihr nicht gestattet, als mir; doch wäre es eben keine unmögliche Sache, sie zur Nachtzeit ein paar Meilen von Mequinez hinweg zu bringen.“ — „Wenn sie nur erst zur Nachtzeit hierher in mein Haus gebracht werden könnte," sagte der Jude, „so würde sich nachher schon Alles machen; denn ich bin im Stande, Euch alle beide etliche Wochen an einem geheimen Orte darin aufzubewahren, wo Euch die Mohren nimmermehr finden können, sie mögen suchen, wo sie wollen. Obschon das Revier, worin wir Juden wohnen, bei Nachtzeit verschlossen wird, so wissen doch viele von uns solche Schliche, daß wir aus und ein kommen können, wenn wir wollen.“

Ich wußte anfangs nicht, was ich darauf antworten sollte, und blieb daher eine ziemliche Zeit in tiefen Gedanken sitzen. Mittlerweile brachte der Jude eine Flasche Wein auf den Tisch, und fragte mich: ob ich auch Wein tränke? Ich that ihm Bescheid, und fand den Wein so köstlich, als ich ihn nur jemals getrunken hatte. Nachdem ich einige Gläser ausgeleeret, fuhr der Jude in seinen Reden also fort: „Mein Herr, ich merke wohl, daß Ihr auf meine Reden kein besonderes Vertrauen setzet; allein glaubet sicherlich, daß wir Juden hier zu Lande es mehr und weit lieber mit den Christen halten, als mit den Mohren und andern Nationen. Die Klausente wissen auch selbst, daß wir es alle-

zeit redlicher mit ihnen meinen, als mit den Maroccanern, indefs müssen wir uns doch sehr behutsam dabei benehmen. Damit Ihr aber dessen vollkommen überzeugt werdet, so kommet nach zweien Tagen wieder zu mir, dann will ich Euch einem christlichen Kaufmanne aus England vorstellen, der ein Komtoir in Gibraltar und öfters bedeutenden Verkehr hierher gehabt hat. Da derselbe nunmehr entschlossen ist, in sein Vaterland, nämlich nach England, zurück zu reisen, so ist es vielleicht möglich, daß Ihr beide von ihm in-geheim mitgenommen werden könnet; wo nicht, so werde ich ein anderes Mittel zu erfinden wissen, denn, wie schon gesagt, wir Juden dienen den Christen gern für ein billiges Geschenk, welches aber schon etwas bedeutender sein muß, wenn Lebensgefahr bei der Sache zu besorgen ist.“

Hierauf trank ich noch etliche Gläser Wein, zahlte dem Juden eine Rechnung dafür, versprach, die Sache mit meiner Schwester zu überlegen, und am dritten Tage in der Mittagsstunde wieder bei ihm zu sein, zugleich auch, wofern er sein Wort halten und uns zur Freiheit verhelfen könnte, ihm seine Mühe besser zu bezahlen, als er sich wohl einbilden möchte. So ging ich denn dies erstemal in tiefen Gedanken, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, von ihm, setzte mich des Nachts in meinem Zimmer hin, und berichtete meiner Landemännin schriftlich, wie ich nunmehr die

erste Hand an das Werk unserer Befreiung gelegt, und hat mir auf übermorgen früh ihre Meinung und ferneren guten Rath darüber aus.

Sie war nicht saumselig, sondern schickte mir gleich am dritten Tage in aller Frühe ein Antwortschreiben, worin sie äußerte, meine Anstalten wären nicht übel, indem es bekannt, daß die Juden den Christen gegen eine gute Belohnung ungemein treu wären; inzwischen mußten wir dennoch die ganze Sache noch etliche Wochen weiter hinaus schieben, bis die Nächte etwas länger und finsterner geworden, binnen welcher Zeit sie mir denn auch ihre übrigen Kostbarkeiten vollends zusenden und vielleicht noch einmal mündliche Abrede mit mir nehmen könnte.

Demnach begab ich mich um die bestimmte Zeit zum andernmal zu meinem treuen Juden, und fand wirklich einen vornehmen englischen Kaufmann bei ihm, dem der Jude bereits so viel von meiner Geschichte erzählt hatte, als er selbst davon wußte; ich aber erzählte ihm noch so viel dazu, als ihm von meinen Umständen zu wissen nöthig war. So wie uns der Jude einen Augenblick allein ließ, redete mich der Kaufmann also an: „Mein werther Freund, ich kann zwar nicht leugnen, daß ich seit etlichen Jahren verschiedenen Christensclaven, die entweder gar keine Mittel gehabt, sich loszukaufen, oder für Geld nicht einmal haben loskommen



können, zu ihrer Freiheit verholten, und sie heimlicher und listiger Weise mit mir fortgeführt, und zwar bloß auf Angabe dieses verschlagenen Juden, der so geschickt ist, daß er vermittelst eines gewissen Saftes binnen zwei oder drei Stunden einem Menschen sogleich eine ganz andere Gesichtsbildung geben kann, so daß ein Jüngling oder ein Mädchen von sechzehn, achtzehn oder zwanzig Jahren so alt und runzelig aussehn, als ob es Personen von sechzig oder achtzig Jahren wären, je nachdem er nämlich mit seinem Saft oder seiner Tinctur die Haut mehr oder weniger einbeizt. Allein bei alle dem ist es eine sehr gefährliche Sache für mich, und solltet Ihr bei mir ertappt werden, so könnte es mir mein Leben oder wenigstens alles mein Gut kosten; der Jude aber, wenn es heraus käme, müßte unfehlbar mit dem Leben büßen. Da ich nun ohnehin nicht weiß, ob ich noch etwa vier, sechs oder acht Wochen hier bleiben muß, so kann ich mich Eurerwegen zu nichts erklären, wie gern ich auch sonst meinem Mitschrisfen alle mögliche Dienste leiste.“

Ich wurde bei dieser Anrede ziemlich kleintlaut, und sagte mit Seufzen: „Mein Herr, wenn meine und meiner Schwester Freiheit mit Gelde zu erkaufen wäre, so wollte ich gleich morgendes Tages für drei bis viertausend Ducaten werth an Geld oder Kleinodien in Eure Hände liefern, denn ich habe so viel und wohl noch mehr in meinem Be-

sü. Indes, hieran zu denken, ist eine vergebliche Sache, und wenn wir unsere Personen nicht durch eine besondere List aus diesem Reiche bringen, so werden wir vor Kummer hier sterben müssen.“

„Für meine Sorge und Mühe,“ versetzte der Kaufmann, „auch nur eines Schillinges werth zu verlangen, würde ich mir ein großes Gewissen machen; allein, wenn alles glücklich ablaufen sollte, so würden ungefähr funfzehnhundert Ducaten dazu erfordert werden, damit der Jude erst zwei andere fremde Slaven für mich kaufen, Pässe auf dieselben lösen, Manchen bestechen, das übrige aber für seine Mühe behalten könnte. Nachher müßte er diese Slaven unter der Hand erst anderwärts wieder verhandeln, damit, wenn der Jude endlich Eure Kleider wohl verändert, und Eure Gesichtser verwandelt, ich Euch beide an deren Stelle laut des gelöseten Passes mit zu Schiffe nehmen dürfte. Inzwischen, wie gesagt, die Sache ist noch vielen Gefährlichkeiten unterworfen.“

Das wußte ich mehr als zu wohl, und ließ mir daher die Hauptsache in Bezug auf meine Landsmännin um so weniger merken, sondern legte desfalls, so zu sagen, alle meine Worte auf die Goldwage.

Nachdem der Kaufmann noch ein paar Flaschen Wein mit mir ausgetrunken hatte, und der Jude wieder zu uns

gekommen war, meinte der erstere, daß wir nach weiterer Ueberlegung diese Sache in etlichen Tagen ferner besprechen könnten. Der Jude aber schlug vor, daß es besser wäre, wenn wir in Zukunft in einem andern Judenhause, welches er uns zeigte, zusammen kämen und daselbst, um allen Verdacht zu meiden, auf einer besondern Stube unsere ferneren Unterredungen hielten.“ — —

---

So weit war Herr van Blac für diesmal in seiner Erzählung gekommen, als die Glocke zwölf Uhr schlug, und uns erinnerte, den Altvater nicht länger von seiner Ruhe abzuhalten; weßhalb derselbe den Herrn van Blac bat, am folgenden Abend uns den noch übrigen Rest seiner wunderbaren Geschichte mitzutheilen, worauf wir uns Alle zur Ruhe begaben.

Des folgenden Tages besorgte ein Jeder das Seine, und Abends zu bestimmter Zeit fanden wir uns wieder bei dem Altvater ein, um die Fortsetzung der Lebensgeschichte des Herrn van Blac anzuhören.

---

„Ich habe — fuhr derselbe in seiner Erzählung weiter fort — wohl gemerkt, daß ich gestern Abend etwas zu weitläufig gewesen bin; indeß einerseits besitze ich nicht die besondere Gabe, mit wenigen Worten viel zu sagen, anderseits

wußte ich nicht, was ich sonderlich hätte weglassen können, wenn ich einen vollständigen Bericht von meinen Begebenheiten abstatten soll. Jedoch von nun an will ich mich beflüssigen, Alles auf's Kürzeste vorzutragen.

Bei jeder neuen Zusammenkunft schien mir der englische Kaufmann immer gewogener zu werden, zumal, als ich ihm einige Juwelen von hohem Werth zeigte. Meine Landsmännin hatte mir nämlich binnen drei Wochen mehr als für zehntausend Thaler an Gold und Geldeswerth zugesandt, und außer ihren Kostbarkeiten bloß so viel an Goldstücken bei sich behalten, als sie in ihren Kleidern selber mit fortzubringen sich getraute. Endlich, da der Kaiser sehr unpäßlich und fast Jedermann darüber bestürzt war, hatte sie es abermals angestellt, daß ich ganzer vier und zwanzig Stunden bei ihr bleiben und einen vollständigen mündlichen Bericht von meinen gemachten Anstalten abstatten konnte. Ich hatte nämlich nicht allein dem Kaufmann für den Juden bereits funfzehnhundert Ducaten gezahlt, sondern ihm auch das Meiste von den Reichthümern meiner Landsmännin, in einer besonderen Kiste versiegelt, anvertraut, dagegen von ihm die Versicherung erhalten, daß er für Alles sorgen wolle, wir müßten uns aber dabei gefallen lassen, nicht nur des Juden Rath in allen Stücken zu befolgen, sondern wir müßten auch beide, sowohl meine Schwester als ich, jedes

ein Maulthier bis nach Arzilla treiben, wohin er seine Güter zu schaffen Erlaubniß habe, und bis dahin sollte uns auch der Jude begleiten.

Solchergestalt war ich und meine Landsmännin über die getroffenen Anstalten vollkommen vergnügt. Nur das Einzige lag mir auf dem Herzen, wie sie aus dem Seraglio heraus und in das Judenhaus zu bringen sein würde. Jedoch sie machte sich darüber keine sonderliche Bedenklichkeit, sondern sagte, wie sie bei dunkler Nacht mit leichter Mühe hinunter in einen der Gärten, auch zu einer verborgenen Thür durch die Mauer kommen könnte, zu welcher sie den Schlüssel schon vor Jahr und Tag dem Muley hinweg genommen habe; so dürfte sie weder an der Wache noch an irgend etwas vorbei passieren, sondern könnte sowohl in die Stadt als in das freie Feld kommen. Demnach schöpfte ich wieder Muth, zumal da mit der Jude schon die Schliche gemiesen, wie und wo wir uns bei nächtlicher Weile in die Judenstadt und in sein Haus schleichen könnten.

Der alte Sultan hatte zu derselben Zeit wirklich einen sehr gefährlichen Zufall, der wohl mehrentheils von dem hohen Alter herrühren mochte, und ungeachtet er nachher noch mehrere Jahre gelebt, so war es uns beiden doch damals ungemein vortheilhaft, daß er eben so gar sehr schwach war, weil deshalb meine Landsmännin nebst mir etwas mehr

Freiheit hatte. Als nun endlich die dunkelsten Nächte herankamen und auch das Mondenlicht ausblieb, hielten wir es nicht für rathsam, unsere Sachen länger aufzuschieben, sondern wagten das Neuzerste.

Sie schrieb mir, daß ich in einer bestimmten Nacht, etwa eine Stunde vor Mitternacht, mich vor der bezeichneten verborgenen Pforte außerhalb einfänden, vorher aber alle Gelegenheit wohl erkundigen sollte; um ihre Ankunft dürfte ich nicht besorgt, sondern versichert sein, daß sie gewiß in der Mitternachtsstunde die Pforte eröffnen, bei mir sein, und sich von mir weiter führen lassen würde.

Da begann mir das Herz abermals gewaltig zu pochen. Unterdeß hatte ich einen guten Säbel, ein paar treffliche Pistolen und auch ein paar Taschen-Puffer angeschafft, und befah demnach binnen dieser Zeit etlichemal die bezeichnete Gegend, und maß fast alle Zustritte ab. So kam denn die festgesetzte Nacht heran. Kaum hatte ich eine Stunde an der verborgenen Pforte gelauert, so kam meine werthe Lebensretterin heraus getreten, schloß die Thür leise hinter sich zu, umarmte mich züchtig, und sagte: „Gott Lob! so weit bin ich nun frei. Sodann bat sie mich, die Strickleiter, welche sie seit etlichen Wochen von starken seidenen Schnüren selber verfertigt, und woran sie sich herunter gelassen hatte, zu tragen. Wir konnten theils vor

Freude, theils vor Angst und Zittern, wenig mit einander sprechen, bis wir an den Ort kamen, wohin ich den Juden bestellt hatte. Dieser führte uns durch einen beschwerlichen Weg, jedoch glücklich und unbemerkt, in sein Haus, und in demselben in ein Zimmer, wo zwischen zwei Wänden kaum eine Person bequem sitzen konnte und so wenig Tageslicht zu sehen war, daß man auch bei hellem Tage ein Licht darin anzünden mußte. Oben waren bloß einige schief laufende Löcher darin angebracht, damit der Dampf und Dunst heraus gehen könnte; übrigens war der Länge nach für drei Personen zum Liegen Platz genug. Gleichwohl sagte meine Landsmännin: „Wenn ich hier lange bleiben soll, so bin ich unfehlbar des Todes.“

Unterdess hatte der Jude Alles sehr klug eingerichtet, und da binnen dreien Tagen weder Hausfuchung geschah, noch sonst etwas anderes erfolgte, so ließ er uns zuweilen etliche Stunden in einem Nebenzimmer Luft schöpfen. Eines Abends bestellte er den englischen Kaufmann zu uns, der meiner sogenannten Schwester mit besonderer Höflichkeit begegnete, und nochmals betheuerte, daß er zu unserer Befreiung alle Sorge und Mühe anwenden wolle, wofern wir nur noch einige Wochen uns gedulden möchten.

Dies war nun freilich ein übler Ton für die Ohren meiner Freundin; jedoch was war bei der ganzen Sache

weiter anzuwenden, als Geduld und gute Hoffnung. Gleich am folgenden Tage fing der Jude an, durch seine Tinctur unsere Gesichter zu verwandeln, und machte dieselben binnen vier und zwanzig Stunden dergestalt häßlich, daß wir einander selber fast nicht mehr kannten, versicherte aber zugleich, daß es nicht schadete, sondern nachher mit einem gewissen Spiritus Alles wieder abgewaschen und in die vorige Gestalt gebracht werden könnte. Auch sorgte er dafür, uns Sclavenkleider zu verschaffen, wofür wir ihm unsere guten Kleider gaben, die er augenblicklich aus einander schneiden und wohl verwahren ließ. So warteten wir denn in dieser abermaligen Gefangenschaft mit Schmerzen auf die Stunde unserer Erlösung. Mittlerweile erfuhren wir, daß der Jude für den Engländer vier Sclaven erkauf, sich mit diesen und dem Engländer selber zu dem Pascha begeben, welches der oberste Minister des Kaisers ist, und sowohl für den Engländer und seine Waaren als auch für die vier Sclaven und vier Maulthiere einen freien Passierzettel erlangt, indem der Engländer dem Pascha ein nicht geringes Geschenk gemacht.

Nachdem wir also sechs Wochen und vier Tage in des Juden Hause eingesperrt gewesen, wurden wir endlich nebst noch zwei Sclaven heraus und in des Engländers Quartier geführt. Des Nachts packte man die vier Maulthiere auf,



die von uns vier Sklaven sollten getrieben werden, und früh Morgens mit anbrechendem Tage ging die Reise fort. Nach etlichen Tagereisen erreichten wir glücklich den Hafen Arzilla, wo des andern Tages der Engländer nebst seinen übrigen Sachen ebenfalls eintraf, und nach vorgezeigtem Passierzettel uns vier Sklaven mit den Waaren einschiffen, die Maulthiere verkaufen, und den Juden wieder zurückwandern ließ, nachdem er denselben für seine gehabte Mühe zufrieden gestellt hatte. Was der Jude mit den zwei übrigen Sklaven angefangen, weiß ich nicht; wir aber dankten dem Himmel, daß er uns günstigen Wind schenkte, weshalb der Kaufmann nicht länger säumen wollte, sondern die Segel aufziehen ließ. Nach wenigen Tagen liefen wir demnach in den Hafen zu Gibraltar ein.

Wie froh meine Freundin und ich über unsere nunmehr völlig wieder erlangte Freiheit waren, ist nicht auszusprechen. Unser Retter, der englische Kaufmann, wurde nicht allein mit allen nur ersinnlichen Danksayungen und Lobsprüchen überhäuft, sondern wir wollten ihm auch unsere Dankbarkeit durch ein Geschenk an baarem Gelde bezeigen; allein er weigerte sich, etwas anzunehmen. Endlich ließ er sich zum freundlichen Andenken zwei ziemlich kostbare Kleinodien von uns fast aufzwingen.

Nachdem wir unsere Kiste von dem Kaufmann zurück

erhalten hatten, suchten wir uns wieder ordentliche Kleider anzuschaffen, und unsere Gesichter und Hände von der häßlichen Farbe zu reinigen. Dies Letztere machte uns wohl drei bis vier Tage lang die größte Mühe. Denn anfangs wollte weder Spiritus, noch Lauge, Wasser oder Seife etwas davon wegnehmen, weshalb wir glaubten, daß wir Zeit Lebens gelbe Mohren bleiben würden; allein endlich begann fast das ganze Oberhäutlein von unseren Gesichtern und Händen sich abzuschälen, und binnen drei Wochen war Alles wieder so rein, daß wir wieder so aussahen, wie vorher. Mittlerweise trafen wir in Gibraltar zwar verschiedene Holländer an, konnten aber von ihnen Allen, eben so wenig als früher in Mequinez, erfahren, ob meiner Freundin Ehemann, und dann auch mein leiblicher Vater, noch in der Fremde oder schon in ihr Vaterland zurück gekommen wären. Da nun unser Engländer gesonnen war, wenigstens noch drei oder vier Monate in Gibraltar zu bleiben, hielten wir es für das Rathsamste, uns nach einem anderen Schiffe umzuthun, welches nach England oder Holland absegelte. Denn was hatten wir in Gibraltar zu schaffen? Zwar fanden wir in der Festung bei verschiedenen vornehmen Leuten, die, um unsere Geschichte zu hören, uns zu sich einladen ließen, manchen vergnügten Zeitvertreib; allein die Sehnsucht, die meine Freundin nach den Ahrigen und ich nach

den Weinigen empfand, bewog uns täglich auf Mittel und Wege zu denken, um unsere Abreise zu beschleunigen. Zu unserer größten Freude fand ein von Genua zurück kommender Holländer sich genöthigt, einige Tage im Hafen vor Gibraltar anzuhalten. Ich eilte sogleich zu ihm und erlangte so viel, daß er uns beide mit nach Amsterdam zu nehmen versprach. Da er nun kein Zauberer war, sondern seine Geschäfte eiligst besorgte, so bekamen wir sehr bald die angenehme Nachricht, daß, wenn wir mit nach Holland wollten, keine Zeit zu verlieren sei, uns einzuschiffen. Wir nahmen daher von unserem Engländer, der uns so redlich aus der Barbarei geführt hatte, zärtlich Abschied, beurlaubten uns bei anderen guten Gönnern und vornehmen Personen, die uns nicht allein Proviant, sondern auch andere Kostbarkeiten auf die Reise verehrten, und gingen mit vieler Freude unter Segel.

Sobald wir die Straße von Gibraltar passiret, und die furchterlichen Küsten der Barbarei nicht mehr zu sehen waren, sing meine werthe Freundin an, immer heiterer zu werden. Alle ihre Gespräche und Reden wurden fröhlicher, ihre Wangen rötheten sich, und die Rosen ihrer Lippen blühten immer vollkommener auf, denn sie hoffte, nun bald den Hafen ihres Vergnügens zu erreichen. Um so verdrießlicher aber wurde sie, als sich der Patron des Schiffes verlauten

ließ, daß er in den Hafen von Lissabon einlaufen, und dafelbst erst noch eine bestellte starke Ladung einnehmen müsse. Auf mein Zureden indeß gab sie sich zufrieden, und sobald wir im Hafen zu Lissabon angelangt waren, ließ sie es sich gefallen, mit in's Boot zu steigen, und diese sehenswürdige Stadt in Augenschein zu nehmen; denn sie zeigte sich in der Ferne und von außen so prächtig, daß man glauben mußte, sie könne innerlich nicht anders als schön sein. Da es nun eben sehr angenehmes Wetter war, und unser Patron sagte, daß wir auf's Wenigste binnen vierzehn Tagen oder drei Wochen nicht von dannen segeln würden, so nahm ich einen Führer an, der meiner Freundin und mir die Hauptmerkwürdigkeiten zeigen sollte, und so brachten wir denn die Zeit von Morgen bis Abend damit zu. Doch da ihr das Gehen etwas beschwerlich zu werden anfing, nahmen wir an den folgenden Tagen eine Chaise, um die allzu weit abgelegenen Merkwürdigkeiten zu besichtigen.

Während wir nun eines Tages auf einem großen Plage still hielten, um eine dafelbst errichtete kostbare Bildsäule in Augenschein zu nehmen, um welche bereits mehrere Personen, die wie Ausländer ausfahen, umherstanden, bemerkte ich, daß eine Mannsperson von etwa dreißig Jahren beständig seine Augen auf meine Freundin richtete, auch während er die Figuren und Aufschriften rings um die Bild-

säule betrachtete, ihr immer gegen über blieb, bald blaß, bald roth wurde, etlichemal mit dem Kopfe schüttelte, und sonst noch viele Zeichen der Verwunderung von sich gab. Meine Freundin wurde nichts davon gewahr. Jedoch, da ich sah, daß sich dieser neugierige Mensch einige Schritte entfernte, und mit einem andern, der ebenfalls ein gelblich Kleid gleich ihm anhatte, in ein vertrauliches Gespräch einließ, beide aber sich öfters nach meiner Begleiterin umfahen, näherte ich mich ihr und sagte ihr in's Ohr: „Madame, sehet, jene beiden Gelbrocke sprechen von Niemand anders als von Euch, und wenn ich meine Vermuthung sagen soll, so ist wenigstens dem einen Eure Person bekannt.“ Meine Freundin faßte mich mit den Worten bei der Hand: Kommt, mein Freund; wenn ich sie gleich nicht kenne, so werden wir doch vielleicht merken oder erfahren können, ob es welche von unseren Landsleuten sind.“ Ich führte sie jetzt gerades Weges auf beide Personen zu, weil unser Wagen in der Gegend stand. Als wir aber noch etwa dreißig Schritte von ihnen entfernt waren, kehrten sich zuerst beide uns entgegen, wendeten sich dann links um, und gingen etliche Schritte weiter bis nahe an den Wagen, von welchem sie nicht wußten, daß er unser war. Meine Begleiterin drückte mir die Hand und sagte: „Ich bin fast außer mir; denn beide sind mir gar wohl bekannt. Der alte, etwa

fünfzigjährige Mann heißt Cornelius Dostart, der jüngere aber, der meines Vaters Ladendiener gewesen, Jan Pancratius Rackhuyzen. Sie haben mir beide Verdruß genug verursacht, und eben deswegen haben die Schelme kein gutes Gewissen, um sich zu erkennen zu geben.“ — „So wollen wir,“ versetzte ich hierauf, „ihnen zum Torte gerade auf sie zugehen und fragen: ob sie nicht Holländer wären, denn sie schienen uns bekannt zu sein.“ — „Mir geschieht,“ antwortete meine Dame, „dadurch eben kein besonderer Verdruß, denn ich kann auch wohl mit meinen Feinden sprechen.“

Demnach führte ich sie zuerst seitwärts an den beiden Holländern, die noch immer im ernsthaften Gespräch begriffen waren, vorbei, drehte mich aber mit ihr dann auf einmal um, so daß wir die beiden Männer plötzlich im Angesicht hatten. Der jüngste schlug nunmehr die Augen nieder, ungeachtet er meine Freundin vorher bei der Bildsäule mit der größten Verwunderung betrachtet hatte. Der ältere aber, den ich hatte Dostart nennen hören, ging meiner Dame entgegen, und sagte mit bestürzter Miene: „Madame, was soll ich denken? sind Sie des Herrn Bredal's Tochter oder deren Geist?“ — Meine Freundin stellte sich sehr heiter und antwortete: „Man sieht bald, daß ich kein Geist bin, indem ich Fleisch und Wein habe, auch den Herrn Dostart

so wie den Herrn Raskhysen noch besser kenne, als mich dieser letztere kennen will, ungeachtet wir doch länger als sechs Jahre an einem Tische gespeiset haben.“ — „Madame,“ versetzte hierauf der letztere, „Sie vergeben mir, daß ich vor Verwunderung über das besondere Glück, Dieselben hier so vergnügt anzutreffen, ganz außer mir gerathen bin, und mich nicht sogleich fassen kann.“ — „Es ist nichts Ungewöhnliches,“ erwiderte die Dame, „daß Menschen in der Fremde, Berg und Thal aber desto seltener zusammen kommen. Allein, können Sie, meine Herren, mir nicht sagen, ob meine Eltern noch am Leben, und ob mein Ehegatte wieder aus der Sklaverei zurück nach Leuwarden gekommen ist?“ — „Nein, Madame,“ gab Raskhysen zur Antwort, „darüber kann ich keine Nachricht geben, weil ich bereits über dritthalb Jahr von Holland abwesend und erst vor etlichen Tagen aus Ostindien hier angekommen bin; Herr Dostart aber wird Ihnen vielleicht die Wahrheit sagen können, weil er erst vor wenigen Wochen von Leuwarden abgegangen ist.“ Sie wandte hierauf ihre Augen auf den alten Dostart, welcher sie, nachdem er mir ein höfliches Kompliment gemacht, etliche Schritte von uns hinweg führte, und mit ihr eine ziemlich lange Unterredung anfing. Mittlerweile sprach Raskhysen zu mir: „Mein Herr, Sie sind vielleicht ein Bekreundeter von dieser Dame?“ — „Nein,

mein Herr," gab ich zur Antwort, „ich habe sie sonst in Holland niemals gesehen, denn ich bin von Antwerpen, sie aber ist von Leuwarden gebürtig. Doch schätze ich mir es zu einem großen Vergnügen, daß sie durch meine geringe Person heimlich aus der Sklaverei und sogar aus des maroccanischen Kaisers, Muley Ismael's Seraglio befreit worden.“ — „Das gestehe ich!“ war seine verwunderungsvolle Gegentrede. Er blieb hierauf eine lange Weile in tiefen Gedanken stehen, und wollte sodann noch allerlei von mir ausfragen. Allein, ich wendete das Gespräch auf eine geschickte Weise, und fragte selber nach seinen Verhältnissen, und was ihm auf der ostindischen Reise Besonderes begegnet sei. Worauf er mir denn zu antworten nicht wohl abschlagen konnte, bis endlich die Dame und Dostart wieder zurück kamen. Unter der Zeit hatte ich übrigens meine Augen mehrmals auf die Dame hingeworfen, und bemerkt, daß sie zu verschiedenen Malen die Hände gen Himmel erhob, sie faltete und rang, auch sonst allerlei klägliche Gebärden machte. Daher nahm es mich eben nicht Wunder, daß sie nach ihrer Zurückkunft sehr wehmüthig ausah und zu mir bloß so viel sagte: „Mein Herr und Freund, die Hitze ist zu groß, laßt uns zurück in unser Quartier fahren. Diese beiden Herren werden übrigens, wosfern es Ihnen gefällig, uns morgen zum Kaffee besuchen; denn ich habe dem Herrn



Dostart schon zugesagt, wo wir anzutreffen sind.“ — „Niles zu Dero Diensten,“ antwortete ich, machte den beiden Herren mein Kompliment und nöthigte sie nochmals, hob dann die Dame in den Wagen, setzte mich neben sie, und befahl dem Kutscher, nach unserem Logis zu fahren.

Unterweges klagte sie über Kopfschmerzen, und redete überhaupt wenig. Sobald wir aber in unser Logis kamen, legte sie sich gleich im Kabinett mit den Kleidern auf ihre Bette, weigerte sich, das Geringste zu essen, und bat nur um ein paar Schalen Kaffee. Ich machte mich selber auf, theils um denselben desto hurtiger fertig zu schaffen, theils um sie mittlerweile ein wenig ruhen und abkühlen zu lassen; denn es war wirklich ein sehr heißer Tag. Als ich aber mit dem Kaffee kam, den ihr schon in Gibraltar angenommenes holländisches Aufwartemädchen trug, und ich meine werthe Freundin heftig weinend antraf, konnte ich mich nicht enthalten, aus besonderer Theilnahme zu fragen: „Madame, ist mir erlaubt, nach der Ursache Dero heftigen Betrübnißes zu fragen, so bitte ich, mir dasselbe zu entdecken. Kann ich Ihnen gleich nicht vollkommen helfen, so ist doch vielleicht ein guter Rath und Trost nicht gänzlich zu verwerfen.“ — „Ach, mein werther van Blac,“ sagte sie, „ich bin und bleibe eine unglückselige Person auf dieser Welt. Der Himmel hat geholfen, daß meine Ehre, Leben

und Gesundheit in und aus der Barbarei glücklich erhalten und errettet worden; indeß in meinem Vaterlande werde ich vielleicht Alles mit einander einbüßen müssen.“ — „Das wolle der Himmel nicht,“ erwiderte ich, „wie kommen Sie auf solche Gedanken?“ — „Ach,“ fuhr sie in ihrer Rede fort, „meine alten Eltern sind beide gestorben. Mein Mann hat schon seit einem Jahre wieder geheirathet, und zwar eine Person, mit welcher er seit vielen Jahren her ein geheimes Liebesverständniß gehabt, dabei sich verlauten lassen, daß er mich nicht wieder annehmen wolle, und wenn ich auch ein ganzes Dragschiff voll Diamanten, Perlen und Goldklumpen mitbrächte, weil ihm eine von den Barbaren geschändete Person kein Vergnügen geben könnte. Aber, o du gerechter Himmel, du allein weißt meine Unschuld und Ehre, und hast dieselbe wunderbar auch unter den Barbaren zu erhalten gewußt, bist auch der beste Zeuge, daß ich seit meines Lebens mit Niemandem als mit meinem Ehe- manne vertraulichen Umgang gehabt habe.“

Bei diesen letzten Worten schossen ihr die Thränen in solcher Menge aus den Augen, daß ich nicht mehr im Stande war, ihr zuzureden. Ich ließ den ersten Strom vorüber, und stellte ihr nachher vor, daß man sich nicht sogleich an die erste fliegende Rede kehren müsse; vielleicht sei das Meiste davon unwahr, und Ihr Mann, der sie ehemals so sehr ge-

liebt, würde vielleicht, wenn er sie nur erst wiedergesehen, und Ihre Geschichte und Betheurungen angehört, auf ganz andere Gedanken kommen. Auf solche und ähnliche Neben schieß sie sich ein wenig zu besänftigen, trank auch ein paar Schalen Kaffee, und sagte sodann: „Ich kenne meines Mannes Gemüth am besten, zumal da er nunmehr diejenige Person im Ehebette hat, die er vor mir längst hinein haben wollte. Aber ich bitte sehr, Herr van Blac, lasset mich ein paar Stunden ruhen, und schlafet auch Ihr. Diesen Abend will ich mich mit Euch an den Tisch setzen, und meine ganze Geschichte erzählen. Denn, da ich weiß, daß Ihr mir nie im geringsten lasterhaft, sondern stets redlich und treu begegnet habt, so kann ich Euch auch wohl mein ganzes Herz offenbaren, damit Ihr ein Licht in der Sache bekommt. Wißet aber, daß morgen früh um neun Uhr Dostart sich einen ganz geheimen Besuch bei mir ausgebeten und daneben verlangt hat, daß ich Euch auf ein paar Stunden entfernen möchte; allein, das ist mein Wille nicht, sondern ich will Euch in diesem Kabinett die Zeit über verschlossen halten, damit Ihr alle seine Reden mit anhören könnt.“

Ich küßte ihr hierauf die Hand, verschloß das Kabinett, und legte mich außen in der Stube hinter einer spanischen Wand auf meinem Bette auch ein wenig zur Ruhe. Allein anstatt des Schlafes stiegen mir allerlei Gedanken in

den Kopf. Ich dachte nämlich: wenn der eigensinnige Mann in Leuwarden seine Frau nicht wieder haben wollte, sollte das nicht eine schöne Gelegenheit für mich werden können? denn sie war in der That eine ungemein schöne Person, und mit Recht eine von den schönsten Frauen in ganz Holland zu nennen. Auch hatte ich mich gleich anfangs, als ich ihr Bildniß empfing, noch mehr aber, als ich sie selber sah, sterblich in sie verliebt; allein ihre strenge Tugend, Gottesfurcht und Frömmigkeit, nebst unserer gefährlichen Lage, hatten mich bisher beständig abgehalten, auch nur das Geringste von dem in meiner Brust verborgenen Feuer merken zu lassen, sondern ich hatte ihr jederzeit mit der sitzsamsten Aufrichtigkeit und Treue begegnet. Kurz, da sie von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft und unseres Umgangs an, nicht die geringste leichtfertige Miene, sondern stets die sichtbarsten Zeichen der Sittsamkeit und Züchtigkeit blicken ließ, so ahmte ich ihr in allen Stücken nach, und unterdrückte die bisweilen in mir aufsteigenden Neigungen, nicht sowohl aus Blödigkeit, sondern vielmehr aus großer Hochachtung gegen eine so tugendhafte Seele, was mich denn in eine solche Gunst bei ihr setzte, daß sie öfter, jedoch in ihren Kleidern, wie schon zu Mequinez im Judenhause geschehen, ganz ruhig und sicher an meiner Seite schlief. Dies Alles kam mir, wie gesagt, auf ein-

mal in meine Gedanken, nachher aber wußte ich nicht, ob ich wünschen möchte, daß sie von ihrem Manne wieder angenommen, oder verstoßen und mir zu Theil werden sollte. So blieb denn der Schlaf bei mir ganz aus, dagegen stellten sich mir die Annehmlichkeiten meiner schönen Freundin immer mehr und mehr vor meine Augen, so daß ich bis auf den höchsten Grad in sie verliebt wurde, und weiter an nichts anders dachte, bis sie endlich ihr Kabinett öffnete, durch die Stube ging, und ihr Aufwartemädchen rufte, die sich ebenfalls in einem kleinen Kabinett zur Ruhe gelegt hatte und sogleich zum Vorschein kam.

Ich stand ebenfalls sogleich auf und fragte: wie sie sich befinde? und ob sie wohl geschlafen hätte? — „Es ist,“ antwortete sie, „kein Schlaf in meine Augen gekommen, sondern ich habe nur meinem zukünftigen Schicksale beständig nachgedacht, doch zuletzt Alles der Fügung des Himmels anheim'gestellt, und mich gefaßt gemacht, alles Unglück mit der größten Gelassenheit zu ertragen, wenn ich nur bleiben kann, wo Christen sind, um mich mit Gottes Wort und dem Rathe guter Freunde zu trösten.“ — „Dies ist ein Entschluß,“ versetzte ich, „den nur tugendhafte Seelen, wie die Ihrige ist, fassen können. Bleiben Sie dabei, und lassen Sie im übrigen den Himmel walten. Allein, was ist zu Dero Diensten? denn ich habe gehört, daß Sie der Magd

gerufen. — „Nichts weiter,“ antwortete sie, „als daß sie in die Apotheke gehen und mir ein Herzpulver holen soll; denn ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich so gar matt bin.“

Ich bat mir sogleich aus, daß ich ihr diesen Dienst selber verrichten und ihr etwas bringen dürfte, wodurch der Leib wiederum gestärkt und das Gemüth aufgeheitert würde; zog auch sogleich meinen Oberrock an, und ließ mich durch sie nicht an meinem hurtigen Fortgehen hindern. Bei der Wirthin bestellte ich zuvor eine delicate Abendmahlzeit nebst ein paar Flaschen des allerbesten Weins, ging sodann in die Apotheke, ließ eine herrliche Herzstärkung bereiten, und brachte es ihr so hurtig als möglich zurück.

„Ihr seid allzu dienstfertig, Herr van Blac,“ sagte sie hiezu, nachdem sie einige Löffel voll davon zu sich genommen und es kräftig befunden hatte, „und wenn es noch so lange währen sollte, als es gewährt hat, dürfte mein ganzes Vermögen nicht zureichen, Euch Eure Liebe und Treue zu belohnen.“ Diese letzten Worte bewirkten, daß mir die Thränen in die Augen stiegen. Ich wendete mich, um dies nicht merken zu lassen, zu einem Fenster, und vermochte bloß die Worte vorzubringen: „Madame, ich verlange keine Vergeltung von Geld und Gut, sondern bin vergnügt, wenn Sie nur bei dem Glauben bleiben, daß ich redlich bin.“

Sie mochte etwas von meiner inneren Bewegung merken, nahm daher noch ein wenig von der Herzstärkung, und begab sich sodann stillschweigend in ihr Kabinett. Ich aber besann mich, sah nach der Küche, ging dann eine Zeitlang im nahe daran liegenden Garten umher spazieren, und verirrte mich so tief in meinen Gedanken, daß ich mich nicht heraus finden konnte, bis mich endlich die Wirthin rufte und fragte: ob sie das Essen auftragen solle? Ich befahl ihr, nicht damit zu säumen, weil wir heute wenig genossen, ging sodann hinauf, und fand meine Freundin in der Stube herum gehend und dem Scheine nach ziemlich heiter. Es gefiel ihr, daß ich einige gute Speisen hatte zurichten lassen, und sie versuchte alle mit ziemlichem Appetit.

Wie sauer es ihr aber, vielleicht nur meinethwegen, werden mochte, ihre Bekümmerniß zu verbergen, eben so schwer kam es auch mir an, meine Neigung zu unterdrücken. Allein, als wir erst eine Flasche von dem vortrefflichsten Weine getrunken, wurden wir beiderseits etwas gesprächiger; doch redeten wir nur von ganz gleichgültigen Dingen, bis sie endlich, nachdem Alles abgetragen, und das Mädchen auch zur Ruhe gegangen war, von selbst anfang und sagte: „Herr van Blac, ich habe Euch heute etwas zu erzählen versprochen, daher vernehmet jetzt die Geschichte meines Lebens.“

---

## G e s c h i c h t e

## der Charlotte Sophie van Bredal.

„Ich bin unter elf Kindern meiner Eltern das jüngste, und deren erste und letzte Tochter; denn meine Vorgänger sind sämmtlich Söhne gewesen, deren ich bei meiner Abreise noch acht am Leben gesehen. Mein Vater trieb zwar die Handlung, hatte aber wenig Mittel, so daß er Alles sehr genau einrichten mußte. Denn bei einer so starken Familie waren, wie leicht zu erachten, auch große Ausgaben erforderlich, zumal da sich kein einziger von meinen Brüdern zur Handlung bequemen, sondern lieber ein Handwerk lernen wollte, weshalb mein Vater fremder Leute Kinder zu Lehrlingen und Handelsdienern nehmen mußte. Ich will mich indeß hiebei nicht lange aufhalten, sondern nur von meiner Person so viel erwähnen, daß ich in einem Alter von kaum dreizehn Jahren bereits von manchen Leuten für sehr schön ausgegeben wurde. Daher fanden sich fast täglich nicht nur die Söhne der reichsten Kaufleute, sondern auch noch vor-



nehmere junge Männer, bei meinen Brüdern ein, um zu sehen, ob an mir etwas Schönes anzutreffen wäre. Ich weiß nicht, was dieser oder jener an mir etwa gefunden haben mag, doch bekam ich bald von diesem, bald von jenem nicht nur die zärtlichsten Briefe, sondern auch verschiedene Galanteriesachen zum Geschenk.

Ich armes Kind wußte gar nicht, was dies zu bedeuten haben sollte, klagte es daher meiner Mutter und zeigte ihr Alles offenherzig. Diese lächelte dazu und sagte: „Meine Tochter, zerreiße die Narrenbriefe; die Geschenke aber kannst Du als ein Andenken aufheben, damit die Personen, welche sie Dir geschickt, es nicht für einen Hochmuth auslegen. Inzwischen entziehe Dich ihrer aller Gesellschaft, so viel Du kannst, und mache Dich mit Niemandem zu sehr gemein, er sei so reich als er immer wolle.“

Ich folgte diesen Lehren meiner Mutter, kam aber bald in das Geschrei, als ob ich mir auf mein Gesicht viel einbildete und gewaltig eigensinnig wäre. Dessen ungeachtet gaben sich die reichsten und vornehmsten jungen Männer viele Mühe, sich in meine Gunst zu setzen; allein ich fühlte damals in meinem Herzen auch nicht die geringste Regung der Liebe, ob schon mein funfzehntes Jahr beinahe verstrichen war. Da man mich aber um diese Zeit schon für mannbar halten mochte, so meldete sich eben dieser, bereits ziemlich

bejahrte Kaufmann Dostart bei meinem Vater, und hielt um mich an. Mein Vater mochte nun zwar wohl den großen Abstand unserer Jahre erwogen haben, indem ich die 1 vor der 5, er aber die 1 bereits hinter der 5 hatte; weil er aber ein sehr bemittelter Mann, auch ohne Kinder und andere Erben war, so wurde mir gar bald angetragen, denselben zu meinem künftigen Ehemanne zu wählen.

Fast hätte ich über diese Zumuthung des Todes sein mögen, da ich mich selber noch wie ein Kind betrachtete; aber ich wurde noch mehr bestürzt, da meine Mutter selbst mir nicht allein zu dieser Heirath rieth, sondern auch die besten Lehren gab, wie ich mich künftighin im Ehestande zu verhalten hätte. Bei so gestalten Sachen war meine erste Ausrede, daß ich mich als ein Kind unmöglich schon zum Heirathen entschließen könnte, sollte es aber ja mit der Zeit einmal geschehen, so würde ich gewiß meine Freiheit nicht an einen so alten eigensinnigen Mann verkaufen; denn es fanden sich ja wohl noch jüngere und feinere Mannspersonen, wenn sie auch nicht so viel Mittel hätten, als der alte Dostart. Dies rüdete ich so in meiner Einfalt und Aufrichtigkeit hin. Da ich indeß auf meiner Eltern fernere Vorstellungen und Zureden immer bei dieser Meinung blieb, wurde mein Vater endlich strenger, gab mir auch Dostart's wegen einmal wirklich ein paar Ohrfeigen, wodurch denn die

Liebe zu diesem Manne um so weniger geweckt wurde, sondern vielmehr ein wirklicher Haß gegen ihn in mir entstand. Bei alle dem aber ließen meine Eltern nicht ab, mir Lust zum Heirathen, und besonders zu dem verhaßten Manne einzuflößen, den ich gleichwohl durchaus nicht leiden konnte, weswegen mein Vater endlich Miene machte, mich mit Gewalt zu dieser widerwärtigen Heirath zu zwingen. Es konnte nicht fehlen, daß die Sache stadtkundig wurde, und daß viele Leute großes Mitleiden mit mir hatten.

Eines Tages, da ich mit zweien meiner Brüder von einer Anverwandtin in ihren Garten eingeladen war, fand sich unter andern jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die, um die Lust vollkommen zu machen, Musik bestellt hatten, auch eines Kaufmanns Sohn dabei ein, den ich zwar oft von ferne gesehen, aber noch nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte. Er hieß Emanuel van Steen, und war sehr wohl gebildet und gut gewachsen. Für diesmal aber verrieth sein ganzes Wesen etwas melancholisches, denn er fand durchaus kein Vergnügen an der Musik, sondern ließ die andern scherzen und tanzen, und stimmte also ganz mit meinem damaligen Humor überein, denn auch ich konnte an dem Tage unmöglich lustig sein. Um von der lustigen Gesellschaft, die sowohl ihn als mich mehrmals aufzog, loszukommen, ging er weit hinweg und spazierte in einem entle-

genen Theile des Gartens umher, ich aber ging mit einem älteren Verwandten auf der andern Seite des Gartens umher, bis endlich meine Anverwandte den van Steen an der Hand zu mir geführt brachte und sagte: „Ich kann kein besseres Werk stiften, als wenn ich Jene bei ihrer Lust lasse, und diese beiden Traurigen zusammen bringe, vielleicht kann einer den andern trösten.“ Demnach führte sie uns zusammen in eine grüne Laube, blieb eine Weile bei uns, ging dann unter dem Vorwande einiger Berrichtungen hinweg, und ließ mich mit dem van Steen allein sitzen. Dieser begann mit niedergeschlagenen Augen folgendes Gespräch mit mir: „Mademoiselle, warum nehmen Sie denn keinen Theil an den Lustbarkeiten bei der Musik?“ — „Mein Herr,“ erwiderte ich, „ich weiß selbst nicht, warum ich heute keinen Hang zu dergleichen Lustbarkeiten habe, da ich doch sonst eben keine Verächterin, sondern vielmehr eine große Liebhaberin der Musik bin.“ — „Ich wollte,“ versetzte er, „die Ursache davon wohl errathen; kann aber zugleich versichern, daß eben der Kummer, welcher Sie drückt, mich doppelt quält.“ — „Ich wußte eben nicht,“ war meine Antwort, „was mich für ein Kummer quälte.“ — „Ich weiß es aber wohl,“ erwiderte er, „und bitte, meine Freimüthigkeit nicht übel aufzunehmen, wenn ich bemerke, daß wohl nichts anderes als die verdrießliche Heirath, die

Sie gezwungener Weise mit dem Dostart eingehen sollen, Schuld daran ist. Daher leiden wir an einer und derselben Krankheit, und zwar ich doppelt, weil diejenige Person, welche ich mir ausersehen, nunmehr bereits in eines Andern Armen sich befindet, und ich von meinen Eltern ebenfalls, so wie Sie, bestürmt werde, eine zwar reiche, aber desto häßlichere Ehegattin zu wählen.“

Als ich mich nun bei diesen Reden etwas betroffen fühlte, und nicht gleich eine passende Antwort finden konnte, fuhr er weiter fort zu fragen: „Habe ich nicht Recht, Mademoiselle, daß wir beide fast einetlei Schicksal haben?“ — „Mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „meine Noth haben Sie wohl errathen, weil sie kein Geheimniß mehr ist, doch soll mich keine menschliche Gewalt zu einer widerwärtigen Heirath zwingen. Von Ihren Angelegenheiten aber habe ich nicht die geringste Kenntniß.“ Er begann hierauf eine weitläufige Erzählung von seiner Liebesgeschichte mit einer gewissen Helena Learks, wovon ich in der Kürze nur so viel sagen will. Er hatte nämlich dieselbe, die zwar nicht sonderlich schön von Gesicht, aber doch von sehr lebhaftem Geist und guter Gestalt, vor anderen Frauenzimmern geliebt, auch Hoffnung bekommen, von ihr keinen Korb zu erhalten; allein die beiderseitigen Eltern hatten in diese Heirath nicht willigen wollen, und so war denn Helena vor wenigen Wo-

chen an einen Procurator verheirathet worden. Er dagegen sollte dem Willen der Eltern zufolge eine gewisse Katharina von Nerding heirathen, die ihm eben so zuwider war als der Tod.

In diesem Augenblick sahen wir meine Anverwandte von ferne auf uns zu kommen, wechhalb er in seinem Gespräch abbrach, und nur noch dieses hinzufügte: „Mademoiselle, die dritte Ursache meiner heutigen Unruhe will ich Ihnen wosern es mir erlaubt ist, morgen schriftlich melden; denn ich merke, daß heute wenig Gelegenheit vorhanden sein wird, unser Gespräch fortzuführen.“ Ich konnte hierauf nicht antworten, da nicht allein meine Anverwandte, sondern auch andere von der Gesellschaft schon in unsere Nähe gekommen waren, und nicht abließen, uns zu nöthigen, bis wir mit ihnen zu der übrigen Gesellschaft uns begaben, die das Tanzen bereits eingestellt hatte, und nur noch einer angenehmen Musik zuhörte, wobei einige Arien gesungen wurden.

Mit Anbruch der Dämmerung brach ich auf, konnte aber dem van Steen nicht abschlagen, mich in Begleitung meiner Brüder nach Hause zu führen, die ihn für den folgenden Tag zu sich in unser Haus einluden, da ohnehin unsere Eltern zu einem Hochzeitschmause fahren wollten.

Van Steen stellte sich, wie er versprochen, zu gehöriger  
Zeitenburg. IV.

Zeit ein. Meine Brüder hatten unter sich und für die dazu erbetenen Gäste ein Lustspiel angestellt; ehe sich aber van Steen in dasselbe eintief, paßte er eine gute Gelegenheit ab, mit einem Brief in die Hände zu spielen. Der Inhalt desselben war: er könne als ein aufrichtiger Mensch zwar nicht leugnen, daß er seit einigen Jahren seine Augen auf die Helena geworfen, allein es sei dies zu einer Zeit geschehen, wo er noch nicht gewußt, daß meine Gestalt und ganzes Wesen — wie er sich ausdrückte — weit angenehmer, vollkommener und liebenswürdiger sei, als das der Helena. Hierbei that er mir zugleich einen förmlichen Liebesantrag, und versicherte, wofern ich mich wollte erbitten und bewegen lassen, statt des alten Dostart's ihn, den van Steen, zum Geliebten anzunehmen, er es mit guter Manier und Beihülfe meiner eigenen Eltern in kurzem dahin bringen wolle, daß wir ein paar Eheleute würden. Anderer beigefügten Schmeicheleien oder verliebten Thorheiten zu geschweigen, will ich nur dies Eine noch erwähnen, daß er einen hohen Eidschwur hinzufügte, wie er nicht gesonnen sei, mich zu hintergehen, sondern ganz redliche Absichten habe, indem er gestern gleich beim erstenmal, als er mich gesehen, die Helena ganz vergessen, und nach ferner eingezogener Erkundigung sich völlig in mich verliebt habe.

Er war, wie schon gesagt, dem äußern Anscheine nach,

ein schöner, artiger und wohlgestitteter Mensch, darum fühlte ich von Stund an in meinem Herzen viele zärtliche Regungen gegen ihn. Sobald er dessen vergewissert war, ragte er sich an meine Eltern, und da er noch mehr Vermögen als der alte Postart zu hoffen, sein Vater auch unverhofft mit dem alten van Nerding zerfiel, und dieser mein Liebhaber, Emanuel, bei der Gelegenheit zu verstehen gab, daß er nunmehr keine andere als mich zur Ehe haben, widrigenfalls in die weite Welt gehen und nie mehr wiederkommen wolle, wurden seine und meine Eltern mit einander einig, und wir mit einander versprochen; der alte Postart aber bekam den Korb, unter dem Vorwande, daß ich ihn so wenig liebte, als mich mein Vater dazu zwingen könnte.

Unterdeß war unser Hochzeitfest noch auf etliche Wochen hinaus verschoben. Mein Bräutigam hatte oft Gelegenheit, etliche Stunden ganz allein bei mir zu sein, und begann immer dreister zu werden, muthete mir auch solche Dinge zu, von denen ich zu der Zeit noch ganz und gar keine Kenntniß hatte. Wenn ich ihm nun hierüber eine einzige schlechte Miene machte, kam er zuweilen in acht Tagen nicht wieder, so lange, bis ihm seine üble Laune vergangen war. Dann aber stellte er sich desto freundlicher, machte jedoch immer neue Versuche, daß ich ihm seinen lästerhaften Willen erfüllen möchte, was indeß von mir durch-



aus nicht zu erlangen war. Denn unter diesen Umständen kehrte ich mich wenig an sein Kommen und Weggehen, hätte auch fast lieber gesehen, er wäre gar nicht wiedergekommen.

Mittlerweile nähete unser bestimmter Hochzeittag heran. Mein Bräutigam war acht Tage lang, seinem Vorgeben nach, verreiset gewesen, kam aber am zweiten Abend zuvor wieder nach Hause, und in meines Vaters Haus, da mein Vater so eben ein paar gute Freunde bei sich hatte und mit ihnen Karten spielte. Nachdem mich nur mein Geliebter, vielleicht aus falschem Herzen, ein wenig geliebkoset, ließ er sich mit in's Spiel ein, bat sich aber aus, daß ich neben ihm sitzen und seine Kasse führen möchte. Auf Befehl meines Vaters gehorchte ich. Er spielte bis ohngefähr um halb zwölf Uhr mit Lust, zog dann seine Uhr heraus, wurde auf einmal verdrießlich, und sagte, daß es nunmehr Zeit sei, nach Hause zu gehen, indem er sehr müde von der Reise sei. Ich bemerkte, daß er mit der Uhr zugleich ein Briefchen herauszog, und dasselbe unversehends auf den Boden fallen ließ, weshalb ich mein Schnupstuch darauf warf, und beides zugleich aufnahm. Mein Geliebter wurde dies nicht gewahr, sondern eilte hurtig fort; ich aber verfügte mich geschwind in meine Schlafkammer, wickelte das versiegelt gewesene Briefchen auf, und fand darin Fol-

gendes geschrieben, was ich mir fast auswendig gelernet und nimmermehr vergessen werde.

### Mein Allerliebster!

Vier Nächte habt Ihr zu meinem größten Vergnügen bei mir zugebracht; aber wo denn die drei darauf folgenden? Bei Eurer Geliebten nicht, das weiß ich gewiß, und wollte wohl errathen, wo sonst. Allein ich will für jetzt die Liebe mehr als die Eifersucht über mich herrschen lassen, und bitten, daß Ihr mir die Gefälligkeit erzeiget, und um zwölf Uhr zu mir kommt; denn die Thür ist offen, und Alles wohl bestellet, da mein Widersacher wenigstens in drei Tagen nicht wieder kommt. Vergnüget nur mich und das, was ich von Euch unter dem Herzen trage, diese Nacht noch einmal zu guter Leyt, weil ich ja doch glaube, daß Ihr nachher von Eurer Eheliebsten nicht viel werdet abkommen können. Seget dem Störer unseres Vergnügens noch ein tüchtiges Horn auf, ehe Ihr selber in die Schlaverei gerathet, die ich eben so wie mein eigenes Schicksal täglich beweine, denn Ihr wißt, daß ich bin wie immer

Eure

Getreue.

Wiewohl ich nun von Liebeshandeln wenig oder gar keine Kenntniß hatte, so verursachte mir doch dieses Schreiben ein schmerzliches Nachsinnen; da es aber schon ziemlich spät war, legte ich mich sogleich zu Bette. Anfangs war ich so glücklich, daß mir sehr bald ein süßer Schlaf die unruhigen Gedanken vertrieb; bald darauf aber war ich so unglücklich zu empfinden, wie die Hand einer Mannsperson zum erstenmal meine Brust betastete, worauf sodann ein Kuß erfolgte. Ich fuhr augenblicklich in die Höhe, und fing an zu schreien, konnte aber vor Angst keinen lauten Ton von mir geben. In diesem Augenblick faßte mich Jemand bei der Hand und sagte: „Um Gottes willen, Mademoiselle, schreien Sie nicht. Ich bin Dero aller getreuester Knecht, und habe mich in diese Gefahr bloß darum gewagt, um Ihnen ein Geheimniß zu eröffnen, worauf die Glückseligkeit Ihres ganzen Lebens beruht.“ Nunmehr erkannte ich wohl an der Sprache, daß es Niemand anders sei, als unser Handelsdiener Nachhuyfen. Ich riß daher meine Hand zurück und sagte: „Welcher Satan hat Euch Verwegenen in meine Kammer geführt?“ — „Kein Satan,“ antwortete er, „sondern die Tüme und Neblöckheit gegen Ihre Person und ganze Familie. Wo habe ich anders Gelegenheit finden können, mit Ihnen ohne Verdacht ingeheim zu spre-

chen, und Ihnen mit Wahrheit zu offenbaren: daß Ihr Geliebter, mit dem Sie übermorgen getrauet werden sollen, der lasterhafteste und liederlichste Mensch von der Welt ist. Denn er hat nicht nur vier ganze Tage und Nächte bei der Helena versteckt gelegen, sondern nachher noch drei Nächte bei einer Jedermanns\* \* \* zugebracht, und für jetzt weiß ich gewiß und will meinen Kopf zu Pfande setzen, daß er wieder bei der Helena sich befindet; denn ihr Mann ist verreiset, und sie hat ihn zu sich bestellt.“ — „Ei,“ sagte ich, „laß set ihn liegen, wo er will, und begeben Euch aus meiner Kammer.“ — „O Himmel,“ entgegnete er, „wie können Sie sich so gnädig gegen einen unwürdigen, und so undankbar gegen einen treuen Menschen erzeigen?“ Ich weiß nicht, was er sonst noch Alles vork brachte. Doch bei so vielen, sich durchkreuzenden Gefühlen verging mir Hören und Sehen, bis Nachhusten endlich so weit sich erdreißete, daß er mich nicht nur küssen, sondern auch fernerer Freiheit sich bedienen wollte. Indesß ich fing plötzlich überlaut an zu schreien, weshalb er sich wieder durch das Fenster, durch welches er hereingestiegen, zurück begeben wollte. Allein er mochte mit seinen Kleidern inwendig an einem Haken hängen bleiben, weswegen mein Vater, der meine Kammer mit dem Hauptschlüssel schnell öffnete, und nebst meiner Mutter mit dem

Lichte herein trat, ihn noch traf und nur froh war, daß er, ohne den Hals zu brechen, auf der angelegten Leiter glücklich hinunter kam.

Ich erzählte meinen Eltern den Frevel dieses zudringlichen Menschen, so wie auch die ganze Geschichte meines Bräutigams, zeigte den gefundenen Brief, und sagte: „Liebster Vater, allem Anschein nach hat das Schicksal beschloffen, mich Arme durch Heirath unglücklich zu machen.“ Er las den Brief mit ziemlicher Bestürzung, wußte indeß sehr bald eine andere Auskunft zu finden, indem er sagte: „Meine Tochter, das ist eine falsche Karte. Euer Bräutigam ist unschuldig; aber Nachhuyfen ist ein Schelm, und hat unfehlbar die ganze Sache auf die Art eingerichtet, auch diesen falschen Brief gemacht, denn ich habe gemerkt, daß er sich vorigen Abend immer etwas um den van Steen zu thun gemacht. Kehret Euch an nichts. Ich will genaue Erkundigung einziehen, wo Euer Bräutigam diese Nacht zugebracht hat; der frevelhafte Nachhuyfen aber soll, so bald der Tag anbricht, mein Haus verlassen.“

So war ich denn wieder beruhigt, und damit ich desto sicherer schlafen könnte, mußte sich meiner Mutter Aufwartemädchen zu mir in die Kammer legen.

Früh Morgens vor Tage hatte sich Nachhuyfen mit allen seinen Sachen bereits aus der Stadt fortgemacht,

worüber mein Vater sich etwas verdrücklich stellte, obwohl es eben nicht sein Ernst sein mochte. Mittlerweile überredete er mich, er habe augenblicklich nach meines Bräutigams Behausung geschickt, und erfahren, daß derselbe unschuldig, auch gerades Weges von uns nach Hause gegangen, und von unserem Lehrburschen in seinem Bette fest schlafend angetroffen worden. Ich glaubte meinem Vater zu Gefallen Alles, was er mir vorredete, erfuhr aber kurze Zeit nachher, daß mein Vater sogleich drei Schildwächter ausgeschiedt, welche den van Steen selbiges Morgens früh bei anbrechendem Tage aus der Helena Behausung hatten heraus kommen sehen.

Inzwischen stellte sich van Steen an dem auf diese unglückliche Nacht folgenden Tage gleich nach der Mittagsmahlzeit bei uns ein. Mein Vater empfing ihn sehr freundlich, um keinen Spuk in die Hochzeit, welche des andern Tages vor sich gehen sollte, zu machen, oder weil er glaubte, daß, wenn wir nur erst beisammen wären, van Steen seine heimlichen Gänge von selbst unterlassen würde. Mir begegnete van Steen ungemein zärtlich und verliebt, so daß ich fast selbst auf die Gedanken gerieth, er sei unschuldig, und ihm also das vermeintlich angethane Unrecht in meinem Herzen abbat, auch ihn von nun an recht herzlich zu lieben anfing.

So trat ich denn folgendes Tages ziemlich ruhig und vergnügt in den Ehestand, wurde auch nachher sowohl von meinen Schwiegereltern als auch, wenigstens dem Scheine nach, von meinem Manne recht innig geliebt. Die ersteren betheuerten hoch, daß es ihnen nunmehr tausendmal angenehmer wäre, mich anstatt der Helena zur Schwiegertochter zu haben; mein Mann aber begegnete mir im Anfange etliche Monate lang so liebevoll, daß ich nicht im geringsten über ihn zu klagen hatte, auch war er in unserer neu errichteten Handlung so fleißig, daß seine und meine Eltern so wie auch ich ein großes Vergnügen darüber empfanden. Allein, ehe noch das erste Jahr verging, legte er sich auf die schlimme Seite, fing an mürrisch und verdrießlich zu werden, bekümmerte sich um die Handlung so wenig als um den Haushalt, ging fleißig zum Trunke und in die Spielhäuser, kam entweder gar nicht oder doch des Nachts sehr betrunken nach Hause, und brach die Ursache vom Zaune, um Zank und Streit anzufangen. Ich begegnete seinem wunderlichen Humor mit aller Höflichkeit, kam aber doch plötzlich mit ihm unvermuthet in heftigen Wortwechsel, so daß er dann und wann im Eifer, auch oft in Gegenwart unserer beiderseitigen Schwiegereltern, mir sehr übel begegnete. Da indeß, wie bekannt, in unserem Lande ein Frauenzimmer großes Recht hat, so schlugen sich mehrmals unsere beiderseiti-

gen Eltern dazwischen, und versöhnten uns wieder mit einander, damit die Sache nicht zu Weitläufigkeiten und übler Nachrede ausschlagen möchte.

Mir war nichts weniger in die Gedanken gekommen, als daß die Helena die einzige Ursache meines Unglücks sei; allein nachgerade kam ich dahinter, daß er diese Nichtswürdige, die ihm vielleicht einen Liebestrank eingegeben haben mochte, noch bei allen Gelegenheiten aufs Zärtlichste behandelte und, so oft es sich schickte, nächtliche Besuche bei ihr abstattete, bis ihn endlich ihr Mann einst bei derselben betraf, und ehe es Tag wurde, sehr zerschlagen und verwundet nach Hause bringen ließ.

Mein Mann überredete mich, daß er unter eine Compagnie falscher Spieler gerathen, und von ihnen so übel zugerichtet worden sei, was ich ihm denn anfangs glaubte. Indesß die wahre Geschichte wurde sehr bald stadtkundig, was sich denn seine und meine Eltern, besonders aber ich, sehr zu Gemüthe zogen. Doch ließ ich mich nicht gegen ihn merken, daß ich dies für eine gerechte Strafe erkannte, sondern begegnete ihm mit aller Freundlichkeit, in Hoffnung, daß er sich von nun an bessern würde, was er auch dem Scheine nach that, und eine Zeitlang gar nicht aus dem Hause ging. Da ihn aber nach und nach die Sehnsucht zu seiner lustigen Gesellschaft und deren Ausschweifungen wie-



der anwandelte, ging er wieder Tag vor Tag aus, kam aber meist sehr mißvergnügt nach Hause, indem er wegen der erwähnten verdrießlichen Geschichte fast in allen Gesellschaften aufgezogen und verspottet wurde. Aus Verzweiflung darüber kam er endlich auf den Gedanken, sich mit einem andern Kaufmann in Gesellschaft einzulassen und selbst eine Reise nach Ostindien anzutreten, in Hoffnung, daß man während seiner Abwesenheit seine Geschichten vergessen und ein anderes Gerede kommen würde.

Sowohl seine als meine Eltern waren mit diesem Entschlusse herzlich zufrieden, und ungeachtet ich die letzte war, die es zu wissen bekam, so gab ich doch nicht nur meinen Willen darcin, sondern ließ mich sogar bereden, mit ihm zu reisen, weil er vergab, daß er ohne mich nicht leben könne. Die Hauptursache meiner Nachgiebigkeit war, daß ich ihn von der üppigen und ränkevollen Helena losmachen, alles Vergangene in Vergessenheit bringen, und nunmehr unser Eheband desto fester knüpfen wollte. Allein wir hatten auf unserer Fahrt kaum die äußerste Spitze von Europa, nämlich das Kap S. Vincent, aus den Augen verloren, als wir plötzlich von einem Salceischen Seeräuber — ich weiß nicht, unter was für einem Vorwande, denn die Holländer standen ja damals mit dem Kaiser von Marocco ganz wohl — angegriffen und zu Sklaven gemacht wurden. Mein Mann

gebürdete sich bei diesem Unglück sehr kläglich, ich aber fiel darüber in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir selber kam, fand ich mich in Gesellschaft einiger Mohrenweiber.

Wie mir da zu Muth gewesen, werdet Ihr, mein Herr van Blac, selbst beurtheilen können. Allein ich hatte nicht viel Zeit, um meinem Schicksale nachzudenken, indem ich in Gesellschaft einiger Mohrenweiber sofort nach Mequinez an den kaiserlichen Hof geschafft wurde, auch mir gefallen lassen mußte, Tag und Nacht zu reisen. Man brachte mich bald darauf zu dem Kaiser Muley Ismael, dem der Räuber mit meiner Person ein Geschenk gemacht hatte, welches sehr wohl aufgenommen wurde; denn er hatte, wie mir nachher gesagt worden, sogleich befohlen, mich unter die Zahl seiner Frauen aufzunehmen. Demnach wurde mir ein kostbarer Palast nebst verschiedenen Kabinetten und Kammern angewiesen; die Speisen und Getränke waren königlich, von Aufwärttern aber hatte ich nicht mehr um mich, als ich gebrauchte und um mich leiden mochte.

Der Kaiser erwies mir schon in den ersten Tagen — seiner Meinung nach und wie ich von andern hörte — die besondere Gnade, mich in meinem Zimmer, das mir, so schön es auch war, wie ein unausgestrichter Käfig vorkam, persönlich zu besuchen, fand mich aber in der größten Verwirrung. Er küßte meine Hände und Stirne mit Gewalt,

den Mund indeß berührte er nicht, sondern ließ nur sein Schnupftuch zurück, welches er mir über die Schulter legte, und sodann wieder fortging. Ich wußte damals noch nicht, was dies zu bedeuten habe, legte es daher auf den Tisch, und dankte dem Himmel, daß der alte Greis so bald wieder weggegangen war. In diesem Augenblick bekam ich einen Besuch von einer seiner Weischläferinnen, die eine geborne Französin war, und sich in der Welt ziemlich herumgetummelt haben mochte. Diese wünschte mir gleich anfangs Glück zu der Ehre, daß ich diese Nacht zum erstenmal bei dem Kaiser schlafen sollte. Ich gab zur Antwort, daß ich davon nichts wußte, auch mich nimmermehr dazu verstehen würde, selbst wenn es mein Leben kosten sollte. „Ach, mein Herz,“ sagte diese, „leugnet nur gegen mich nichts, denn ich weiß es schon und sehe es auch, daß des Kaisers Schnupftuch auf Eurem Tische liegt, welches das sicherste Zeichen ist, daß Ihr diese Nacht an seiner Seite zubringen müßt.“ — „Verwünscht sei dieses Zeichen!“ versetzte ich, „mich bringt Niemand dahin, und sollte ich mich eher in Del sieden lassen.“ — „Ja,“ entgegnete sie, „anfangs war ich auch der Meinung; allein nachher bin ich dennoch überwunden worden.“

Unter diesem unserm Gespräch kam ein Officier von den Verschnittenen, und überbrachte mir ein sauberes Käst-

lein, nebst dem Befehl, daß ich mich diese Nacht gefaßt halten sollte, zu dem Kaiser abgeholt zu werden. Ich wußte vor Schrecken keine Antwort zu geben; der Verschnittene aber mochte glauben, daß ich wegen der besonderen Ehre und Gnade so bestürzt wäre, und ging also ungesäumt seine Wege.

„Habe ich es nicht gesagt,“ begann hierauf die Französin von neuem, „daß es seine Nichtigkeit habe und so kommen würde? Ihr seid glücklicher als ich, denn ich habe viel länger auf diese Gnade warten müssen.“ — „Verwünscht sei diese Gnade,“ war meine Antwort, „und ehe ich mich dazu bequeme, soll, noch ehe man mich aus diesem Zimmer bringt, ein Messer in meinem Herzen stecken.“ — „O,“ rief die Französin, „wer wollte so wunderbarlich sein in der Welt? Es ist der Menschen Schuldigkeit, sich in ihr Verhängniß schicken zu lernen. Was sich nicht will ändern lassen, muß man mit Geduld umfassen. Einmal für allemal haben wir, so lange dieser alte Kaiser lebt, keine Erlösung zu hoffen, denn er ist viel zu eigensinnig, als daß er einer von seinen Weischläferinnen die Freiheit schenken sollte, und warum sollte ich mich daher nicht überwinden können, binnen sechs, acht oder mehr Monaten einmal bei einem so alten Manne zu liegen, der nicht einmal mehr thun kann, was er gern will.“

Ich merkte aus diesen und noch anderen Neben, welche wiederzusagen ich mich schäme, nur allzu wohl, weß Geistes Kind diese französische Dame, und daß sie gar keine Kostverächterin sei, es möchte nun ein Christ, Heide, Jude oder Türke bei ihr eine Annäherung versuchen; denn sie hatte den guten Glauben, daß alle diese Leute ja doch ebenfalls Menschen wären, wie wir.

Inzwischen überredete sie mich, das mir überschickte Kästchen zu öffnen, und es fanden sich darin dreitausend Stück Zechinen nebst verschiedenen Kleinodien und anderem Geschmeide. Dies Alles leuchtete ihr weit mehr als mir in die Augen, so daß sie sagte: „Madame, ich nähme nur hundert Zechinen, und schliese diese Nacht für Euch bei dem Kaiser.“ Mir kam sogleich ein glücklicher Einfall in den Kopf, und ich sagte daher: „Madame, nicht hundert, sondern tausend will ich Euch hieher zählen, wofern Ihr mich durch eine kluge List von meinem Tode, wenigstens noch auf einige Zeit, befreien woltet. Denn, wie schon gesagt, lebend und gutwillig lasse ich mich nimmermehr an eines Unchristen Seite legen, sondern will mich lieber enthaupten lassen, wie es bereits mehreren andern vor mir ergangen ist.“ — „Ich höre, sehe und merke wohl,“ sagte die Französin, „daß Ihr eben so eigensinnig als schön seid. Ich hätte mich vor sechs Jahren auch nicht dazu verstanden, wenn mir mein

Leben nicht altzu lieb gewesen wäre; allein, da ich es einige-  
mal gezwungener Weise habe thun müssen, so ist nunmehr  
nichts weiter daraus zu machen, und da ich zumal seit län-  
ger als einem Jahre her von dem Kaiser fast ganz zurückge-  
setzt worden bin, so will ich Euch zum Vergnügen, ihm aber  
zum Pöffen, einmal einen lustigen Streich spielen, und diese  
Nacht statt Eurer mit verhülltem Haupte, wie dies gewöhn-  
lich ist, zu ihm gehen. Denn die Mohamedaner pflegen  
des Nachts das Werk der Liebe nicht bei brennendem Lichte  
zu verrichten. Auch gehet die Sache schon darum sehr gut  
an, weil wir beide durch unsere Kammerthüren alle Augen-  
blicke zusammen kommen und uns solchergestalt in den Per-  
sonen leicht verwechseln können."

Ich wußte vor innerlicher Freude nicht, was ich auf  
wiesen Antrag sagen sollte, sondern ging nur hin, zahlte ihr  
tausend Zechinen, und versprach, noch mehr zu thun, wenn  
sie meine Stelle vertreten und Alles wohl ausrichteten würde.  
Sie nahm den Beutel mit dem Golde zwar an, bat mich  
aber, denselben so lange in meiner Verwahrung zu behalten,  
bis sie mit anbrechendem Tage glücklich wieder zurück käme;  
übrigens, meinte sie, würde es Zeit sein, daß wir in eine Kam-  
mer gingen und die Kleider mit einander wechselten, denn  
die Verschnittenen würden bald kommen und mich abholen.  
Es geschah auch wirklich. Denn wir waren kaum fertig,

so meldeten sich auch schon die Unholde vor der Thür, und führten statt meiner die Französin, welche sich la Galere nannte, zum Kaiser.

In meine Augen kam diese ganze Nacht kein Schlaf, denn ich glaubte immer, der Betrug würde offenbar werden. Allein, sobald der Tag anbrechen wollte, kam la Galere wieder zurück, und erzählte mit vieler Freude, daß die Sache sehr glücklich abgelaufen und der Kaiser sehr vergnügt gewesen sei. Die übrigen Umstände, welche ich mich selbst von ihr anzuhören schämte, will ich vor Euren züchtigen Ohren verschweigen.

La Galere hatte schon am vorigen Abend einen ziemlichen Theil von dem schönen griechischen Weine, der mir zum Präsent geschickt worden, zu sich genommen, und hat sich nunmehr nach wohl ausgerichteter Sache noch ein einziges Gläschen aus, trank aber eine ganze Bouteille. Ich gönnte ihr sowohl dies als auch alles andere lieber als mir selbst; da ich aber bemerkte, daß sie den Schwindel bekam, brachte ich sie selber zu Bette, und legte mich denn zur Ruhe.

Mein Schlaf währte fast bis gegen Mittag, da mir denn meine zugegebene Mohrenslavin meldete, daß ein Officier nebst zwei Berschnittenen bereits über zwei Stunden vor der Thür warte, um mir ein Geschenk von dem Kaiser zu überbringen. Daher kleidete ich mich hurtig an, und

ließ den Officier herein kommen, der mir den Morgengruß vom Kaiser überbrachte, und zugleich meldete, daß der Kaiser mit mir sehr wohl zufrieden sei, und mir nicht nur zur Erfrischung allerhand Delicatessen, sondern auch noch ein besonderes Kästlein schicke. Dies letztere überlieferte er mir selbst in meine Hände, ich aber gab ihm nebst einem Geschenk von fünfzig Zechinen seine Abfertigung. Um die Leckerbissen bekümmerte ich mich wenig, weil ich ohnehin alles bekam, was ich nur forderte; da ich aber das versiegelte Kästlein eröffnete, fand ich abermals nebst dreitausend Zechinen ein kostbares Hals- und Armgeschmeide, wie auch einen Fingerring darin, der wegen der darein gefaßten Diamanten wenigstens tausend Zechinen werth ist.

Ungeachtet meiner damaligen unglücklichen Lage konnte ich mich dennoch des Lachens darüber nicht enthalten, daß eine Andere die schändliche Arbeit verrichtet, ich aber den ansehnlichen Gewinn davon gezogen hatte.

La Galere erfuhr von diesem Allen nichts, weil sie viel zu lange geschlafen hatte. Indes, da ich glaubte, daß es vielleicht die Noth erfordern möchte, sie noch öfter dergestalt in meinem Namen zu verschicken, machte ich ihr, als sie wieder zu mir kam, noch ein größeres Geschenk an Gelde, Galanteriewaaren und Delicatessen; überdies nahm ich sie zu meiner vertrautesten Freundin an, und wir saßen



beständig zusammen, indem ich zur selben Zeit noch mit Niemandem holländisch, mit dieser aber französisch sprechen konnte.

Ich mußte mehr als vier und zwanzig Stunden Zeit haben, wenn ich meine Geschichte mit allen gehörigen Umständen erzählen sollte. Daher will ich nur so viel sagen, daß die la Galere meine Rolle und die ganze Komödie so gut gespielt hat, daß weder der Kaiser noch die Verschnittenen das Geringste davon gemerkt, und obschon ich den größten Gewinn davon hatte, so ließ ich sie doch nicht leer ausgehen, sondern gab ihr, was billig war, habe auch niemals bemerkt, daß sie unzufrieden mit mir gewesen wäre.

Ein einzigesmal, da der Kaiser einige seiner Weisheitsrinnen in den Garten berufen ließ, wandelte ihn plötzlich die Lust an, mich in ein geheimes Kabinett zu führen. Sedoch, da ich ihm mit einer ernsthaften Miene versicherte, daß ich es versprochen hätte und mich eher umbringen lassen wollte, als bei hellem lichten Tage dergleichen zu thun, küßte er mich auf den Mund und gab sich zufrieden. Dies ist auch der erste und letzte Kuß gewesen, den ich von ihm empfangen und gezwungener Weise habe leiden müssen. Die folgende Nacht aber mußte meine la Galere wieder fort, und er mochte wenig wissen, wen er vor sich hatte, denn man sagte mir, daß er allezeit sehr berauscht zu Bette ginge.

Mittlerweile hatte ich erfahren, daß man einen jungen Holländer dem Kaiser zum Sklaven und Pagen vorgestellt, ich konnte aber nicht so glücklich werden, Euch, mein werther Herr van Blac, zu Gesicht zu bekommen, bis ich, eben zu der Zeit, da Ihr Eure großmüthige Rede vor dem Kaiser ablegtet, nebst noch fünf andern der vornehmsten Frauen des Kaisers, die wir zusammen in das Nebenzimmer berufen worden, Euch nicht allein zu hören, sondern auch das erstemal zu sehen das Glück hatte.

Sobald der Kaiser mit dem Rikter Nga und andern Ministern in das Nebenzimmer eintrat, fragte er, wie uns dieser verwegene Christ bedünke? Da ich nun merkte, daß er diesen Tag nicht übel gelaunt sei, wagte ich es plötzlich, fiel ihm zu Füßen und sagte: „Großmächtigster Kaiser, ich bitte um Gnade für diesen elenden Fremdling, in Betrachtung dessen, daß er eine europäische Standesperson und mein Landsmann ist.“ Die andern fünf Frauen fielen ebenfalls mit mir nieder, und stimmten meinen Bitten bei, obwohl sie keine Holländerinnen, aber doch aus Europa gebürtig waren.

Der Himmel mochte das Herz dieses sonst so grausamen Tyrannen diesmal ganz besonders lenken, so daß er mir zum Zeichen der Erhörung meiner Bitte seinen in Händen habenden Stab auf's Haupt legte, mir die Hand reichte,

und mich aufzustehen nöthigte. Nach diesem wurde zwar Eure Beständigkeit nochmals auf eine Probe gestellt, die ich mit zitterndem Herzen ansah, denn mir war immer bange, Ihr würdet Euch durch die Furcht vor dem Tode auf andere Gedanken bringen lassen; allein meine Freude war nachher um so größer, als ich merkte und augenscheinlich sah, daß Ihr in Eurer Religion unbeweglich waret. Da nun mein Herz mir im voraus andeutete, daß Ihr unfehlbar das mir vom Himmel zugesandte Rüst- und Werkzeug sein würdet, um meine Person, Ehre und Leben zu retten, und mich aus diesem verwünschten Lande hinweg zu führen, so machte ich mir eben nicht großen Kummer, sobald ich nur erst erfahren hatte, in was für ein Gefängniß man Euch gebracht, indem ich die stärkste Hoffnung hegte, Euch nächstens daraus zu erlösen.

Ihr wißt — fuhr die van Bredal weiter fort — die Anstalten, die ich hiezu gemacht, aus unseren vorigen Gesprächen vielleicht schon zur Genüge, daher will ich, da es ohnehin schon sehr spät ist, für dießmal meine Erzählung schließen. Doch werdet ihr morgen, wenn Dostart kommt, vielleicht noch mehr von meinen Schicksalen zu erfahren bekommen.“

Mit diesen Worten nahm sie gute Nacht von mir,

und legte sich in ihr Kabinett, ich aber mich hinter die spanische Wand schlafen.

---

Am folgenden Morgen kam Dostart zur bestimmten Stunde. Der Kaffee stand schon fertig, ich aber hielt mich in ihrem Kabinett versteckt und verborgen.

Er begegnete ihr ungemein höflich und freundlich, worauf sie sehr bald mit einander in's Gespräch kamen. Sie erzählte ihm nun alle ihre Begebenheiten seit der Abreise von Holland, wie sie in die Sklaverei gerathen, wie es ihr darin ergangen, und endlich, auf welche Art und Weise sie aus derselben befreit worden, zugleich auch, wie sie nicht nur so glücklich gewesen, ein ziemliches Vermögen, sondern auch, was die Hauptsache, ihre Ehre unverletzt wieder davon zu bringen. Hierbei vergaß sie denn auch nicht, ihm meine ganze Geschichte und die ihr bei der Befreiung geleisteten Dienste zu melden. Dostart, dem ich durch einen Nig in die Augen sehen konnte, war voll Verwunderung hierüber, wünschte ihr zu ihrer Rettung Glück, und sagte sodann: „Madame, Sie haben in ihren besten Jahren die schlimmsten Unfälle erlitten, Ihre Schönheit und Tugend hätte freilich ein besseres Schicksal verdient, aber dem Himmel sei Dank, daß das Böseste vorbei ist, das Andere, wollte ich Th-

nen wohl ratthen, sich nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen, denn“.....

Als er hier auf einmal in seinen Reden inne hielt, sagte die van Bredal: „Nun so sagen Sie mir doch, mein Herr Dostart, was ich wohl bei meiner Ankunft im Vaterlande dafelbst finden werde?“ — „Madame,“ gab er zur Antwort, „ich will Ihnen aufrichtig sagen, was sowohl Freunde als Feinde von Ihrer und Ihres Mannes Geschichte urtheilen. Es ist gleich anfangs aller Welt bekannt gewesen, daß Ihr Mann, der van Steen, von Jugend auf mit der Helena ein geheimes Liebesverständniß und zwar bergestalt gehabt, daß beiden unmöglich war, von einander zu lassen, ungeachtet sich beide nachher mit andern Personen verheirathen mußten.

Dem van Steen hatte es die ganze Welt vor übel, daß er, ungeachtet er an Euch eine weit schönere, tugendhaftere und lebenswürdigere Frau bekommen, als die Helena war, dennoch diese weit höher schätzte. Von seinen Ausschweifungen und gefährlichen Unternehmungen werdet Ihr zwar wohl vieles, aber doch gewiß nicht so viel als ich wissen. Indes, davon will ich für jetzt nichts mehr erwähnen, sondern nur so viel sagen, daß die meisten Leute, die um den ganzen Handel gewußt, der Meinung sind, er habe Euch auf Anstiften der Helena absichtlich an die Barbaren ver-

kaufte, und sich nur zum Scheine gefangen nehmen lassen, weil zu seiner baldigen Wiedererlösung schon vorher gute Anstalten gemacht gewesen. Ihr wartet mit Eurem Manne kaum etliche Monate hinweg, als Euer Unglück in Leuwarden schon stadtkundig wurde. Eures Mannes Kompagnen reisete also nach, um sowohl ihn als Euch loszukaufen, und dieser war kaum einige Wochen hinweg, als der Helena Ehemann, da er eines Tages sehr früh eine Reise antrat, unterwegs vom Pferde fiel und auf der Stelle todt blieb. Es wurde zwar ausgesprengt, daß ihn ein plötzlicher Schlagfluß betroffen, allein die Klügsten glaubten, und zwar nicht ohne Grund, daß ihm Helena selber ein subtiles Gift beigebracht, indem er seit der Zeit, da er nicht nur Euren Mann, sondern auch noch Andere zu verdächtigen Zeiten bei ihr getroffen, sehr mißvergnügt gelebt hatte.

Dem sei nun, wie ihm sei, da Helenen nichts bewiesen werden konnte, so wurde auch keine Untersuchung angestellt. Sie war dem Scheine nach sehr betrübt über diesen Unglücksfall, ließ sich aber sehr bald durch solche Tröster trösten, die ihren Zutritt nur des Nachts bei ihr hatten.

Kaum war ihr Trauerjahr verfloßen, als Euer Mann, aus der Gefangenschaft erlöst, wieder zurück kam, und selbst bekannt machte, daß Ihr unter die Frauen des Kaisers von Marocco aufgenommen worden wäret, worüber er denn sehr

kläglich that. Nachher indeß ließ er viele Zeugen abhören, welche alle einhellig aussagten, daß an Eure Auslösung nicht zu denken sei, und wenn man auch etliche Millionen daran wenden wolle, und so bekam denn van Steen, Euer Mann, bald die Erlaubniß, sich wieder anderweit zu verheirathen. Man hatte noch eben nicht erfahren, daß er nach seiner Zurückkunft bei Helenen aus- oder eingegangen wäre, als es plötzlich ruchtbar wurde, daß er mit derselben Verlöbniß gehalten, worauf er sich, ohne viel Zeit zu verlieren, in aller Stille mit ihr trauen ließ.

Kurz, van Steen lebte von nun an mit seiner neuen Ehegattin sehr vergnügt, und als er einst in einer Gesellschaft, wo ich ebenfalls zugegen war, gefragt wurde: was er denn aber machen wollte, wenn nun seine erste Frau Mittel und Wege fände, den Barbaren zu entfliehen, und wieder zu ihm käme? gab er zur Antwort: „Ich will ihr ihre Befreiung herzlich gönnen, wollte auch mit einer guten Summe Geldes dazu behilflich sein, wenn dieselbe zu bewirken wäre; allein in mein Ehebett soll sie nicht wieder kommen, und wenn sie auch ein ganzes Drlogschiff voll Gold, Perlen und Edelsteine mitbrächte. Wer wollte mir auch zumuthen, eine von den Barbaren geschändete Person wieder anzunehmen, ungeachtet ich sie ehedem und besonders, so lange sie meine Ehefrau gewesen, herzlich geliebt habe.“

Wie dies, Madame, Eure Eltern wieder erfuhren, zogen sie es sich dergestalt zu Gemüthe, daß sie bettlägerig wurden und binnen vier Wochen alle drei starben. Unterdeß ist Euch dennoch Euer Erbtheil bis auf eine gewisse Zeit aufgesetzt und ein Curator darüber bestellt worden, welches Ihr, so bald als Ihr kommt, werdet heben können. Inzwischen halte ich es für das größte Glück, daß Ihr mit dem van Steen, welcher Eurer Person niemals würdig gewesen, keine Kinder erzeugt habt."

Hiemit beschloß Dostart seine Erzählung und fragte nur noch dies: „Was meint Ihr nun, Madame, zu diesen Geschichten, und wie wollet Ihr die Sache mit Eurem ungetreuen Manne anstellen?“ Die van Bredal hatte die meiste Zeit unter seinem Erzählen geweint, konnte daher auch jetzt vor Thränen nicht sogleich antworten, doch endlich sagte sie: „Was will ich anders machen, als meine Sache dem Himmel befehlen? Ich will den van Steen in seinem Vergnügen durchaus nicht stören, wenn er mir nur mein wenigens zugebrachtes Gut zurückgibt. Will er auch dies nicht thun, so ist es mein geringster Kummer; denn es wird sich schon so viel finden, daß ich nachher an einem andern guten Orte, als eine einsame Wittwe, ehrlich bis an mein Ende leben kann.“ — „Nein, Madame,“ versetzte Dostart hierauf, „das sind nicht die rechten Wege, sondern van



Steen muß erst noch gezüchtigt werden. Es ist freilich gewiß, daß er sich nicht von seiner Helena trennen, und Euch wieder annehmen wird; allein, was wäre Euch auch mit einem so ungetreuen und lasterhaften Menschen gebietet, der seine ruchlosen Gänge niemals unterlassen kann, und bei welchem Ihr weder Eures Lebens sicher sein, noch auch Vergnügen haben würdet. Darum ist meine Meinung, daß die Sachen so gespielt werden, daß Ihr förmlich von ihm geschieden werdet, und dabei ebenfalls die Freiheit erlanget, zu heirathen, wen Ihr wollt. Demnächst wird er Euch nicht allein Euer zugebrachtes Gut wieder zurück geben, sondern auch noch mit einer Summe Geldes heraus rücken müssen, denn er allein ist ja Schuld, daß Ihr in die Sklaverei gerathen seid. Warum hat er Euch nicht zu Hause in Sicherheit gelassen. Ich wollte tausend Thaler verwetten, daß ich die Sache binnen wenigen Monaten dahin bringen würde, auch bin ich bereit, alle Kosten des Processes vorzuschießen und nichts wieder zurück zu verlangen, dafern er fehl schlagen sollte; doch müßte ich vorher wissen, ob, wenn Ihr von dem van Steen geschieden, ich sodann Euer Herz erlangen, und Euch in mein Ehebett zu führen das Glück haben würde, welches Glück Ihr mit vor einigen Jahren nicht gegönnet, obwohl Ihr binnen der Zeit in diesem Falle wohl tausendmal vergnügter gelebt hättet. Indeß wer weiß,

ob nicht der Himmel dies Alles darum geschehen lassen, damit wir dennoch ein paar Eheleute werden und vergnügt mit einander leben sollen. Ich für mein Theil kann Euch versichern, Madame, daß mich das Glück während Eurer Abwesenheit wenigstens um hundert tausend Thaler reicher gemacht hat, mein früherer Zustand aber ist Euch von Jugend auf bekannt gewesen.“

Die van Bredal wurde über diesen Antrag ungemein bestürzt, ich aber hätte im Kabinett vor Gift und Galle bersten mögen, wollte mich indeß doch nicht regen, sondern hörte, daß die van Bredal also antwortete: „Mein Herr, ich bin Ihnen sehr verbunden für die gute Zuneigung, zumal da ich von Jugend auf weiß, daß Sie ein guter Freund von meinem Vater gewesen sind. Können Sie nun etwas zu meinem Vortheil schaffen, so wird es mir höchst angenehm sein, jedoch in Kosten will ich Sie nicht setzen, sondern, wosfern es ja zum Prozesse zwischen mir und meinem gewesenen Manne kommen sollte, Alles aus eigenen Mitteln herschießen, auch Ihnen für Ihre Mühe noch besonders erkenntlich sein. Allein, ob ich, wenn ich auch gleich nach der Scheidung die Erlaubniß zu einer zweiten Heirath erhalten sollte, mich dazu entschließen könnte, dies glaube ich schwerlich, sondern halte es für das Beste, mein Leben dann an einem fremden Orte in Ruhe zuzubringen.“ — „Das wäre

ewig Schade," versetzte Doßart hierauf, „wenn Ihr dem ungetreuen van Steen zu Gefallen Eure besten Jahre auf diese Weise zubringen wolltet; vielmehr thut Ihr besser, wenn Ihr durch eine anderweite vortheilhafte Heirath ihm einen Wurm in das Herz setzet. Denn es ist gar nicht zu zweifeln, daß er in wenigen Jahren empfinden wird, was er sich für eine Ehegattin ausgesucht, und was er in Eurer Person von sich gestoßen und verloren.“ — „Mein Herr," sagte hierauf die van Bredal, „hierüber wird sich nachher erst sprechen lassen, wenn ich erst in meiner Vaterstadt angelangt bin. Für jetzt bedaure ich nichts so sehr, als daß ich mich nicht im Stande befinde, Euch zu einer guten Mittagsmahlzeit einzuladen. Denn weil ich die ganze Nacht über sehr schwach gewesen bin, mein Reisegefährte aber in seinen Verrichtungen ausgegangen ist und anderswo speisen wird, so habe ich nichts als ein wenig Suppe für mich bestellen lassen, will mir aber die Ehre ein andermal ausbitten.“

Ich — sagte hier Herr van Blac — war sehr erfreut, diese Worte zu hören. Doßart hätte gewiß sehr gern mit einer ganz geringen Bewirthung vorlieb genommen, wenn nicht die van Bredal unter Vorwendung heftiger Kopfschmerzen alle ferneren Komplimente vergessen und ihr Mädchen gerufen hätte. Er bat sich demnach das Vergnügen aus,

sie bald wieder besuchen zu dürfen, nahm höflichst Abschied, und erlösete mich mithin aus meiner kleinen Gefangenschaft. Mir war, ich weiß selbst nicht wie, zu Muth, und ich weiß auch nicht, was ich der van Bredal auf ihre an mich gerichteten Fragen geantwortet habe. Um meine Verwirrung besser zu verbergen, beurlaubte ich mich von ihr auf kurze Zeit, unter dem Vorwande, zu sehen, ob die Wirthin die Mahlzeit bald auftragen werde, indem mich sehr hungere.

Diese war sogleich bereit, wir setzten uns zu Tische und speiseten. Die van Bredal war sehr betrübt, und ließ oft Thränen fallen, ich aber blieb ebenfalls in meiner Verwirrung, so daß vielleicht wenige Worte unter uns gewechselt sein würden, wenn nicht ein fremder Knabe angekommen wäre und der van Bredal einen Brief überreicht hätte, den er Niemandem als ihr selber in die Hände geben wollte. Sie ging voll Verwunderung hin, ließ sich denselben geben, befahl dann dem Ueberbringer zu warten, und sagte zu mir: „Wo wird dieser Brief anders herkommen als von Dostart?“ Nachdem sie aber denselben erbrochen und gelesen, schüttelte sie den Kopf, und reichte mir den Brief, mit der Bitte, ihn ebenfalls zu lesen. Da ich nun auf vielfältiges Nöthigen dies nicht weiter ablehnen konnte, so fand ich den Brief folgendermaßen lautend:

Madame,

Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß Dieselben noch vielleicht einen alten Groll in Dero Herzen gegen meine Person tragen können; allein da das, was vor einigen Jahren zwischen uns vorgegangen, nicht aus Frevel, sondern meinerseits nur aus zu großer Treue und Liebe gegen Dero schöne Person geschehen, so bitte ich gehorfsamst, daß mir diesen Nachmittag um eine Ihnen beliebige Stunde möchte erlaubt werden, auf kurze Zeit Ihnen meine Aufwartung zu machen, um nicht nur meinen vormals begangenen Fehler zu entschuldigen, sondern überdies auch noch einige geheime Nachrichten mitzutheilen, woran Ihnen allerdings viel gelegen sein möchte. Könnte es sein, daß wir beide allein und ohne andere Zuhörer wären, so würde ich vielleicht desto dreister heraus sagen können, wer der Urheber Ihres bisherigen Ungemachs gewesen, und wie Sie vor der Hand Dero Angelegenheiten, den jetzigen Umständen nach, etwa einzurichten am besten thäten. In Erwartung einiger Antwortzeiten verharre ich

Madame

der Ihrige  
N a t h u y s e n.

Ich gab nach Durchlesung des Briefes denselben mit einer lächelnden Miene wieder zurück, sagte aber kein Wort dazu. Weßhalb sie von selbst anfing, und im Fortgehen sprach: „Ich werde mich dieses Besuches entschlagen und vorgeben, daß ich heute Frauenbesuch erwarte.“ — „Madame,“ rief ich ihr nach, „bedenken Sie wohl, was Sie thun. Bei ihren bedenklichen Angelegenheiten müssen Sie jezo viel anhören, sowohl von verschiedenen Umständen, als auch von guten Rathschlägen, damit Sie nachher sich desto besser darnach richten und das Beste auslesen können.“ — „Es ist wohl wahr,“ erwiederte sie, ging hierauf in's Cabinet, und schrieb folgende Antwortszellen zurück:

Mein Herr,

Mir wird es eben nicht zuwider sein, wenn Sie diesen Nachmittag um drei Uhr mich besuchen wollen, indem Niemand als meine Magd zugegen sein wird, die von meinen Unglücksfällen ohnehin nichts weiß. Um fünf Uhr aber habe ich versprochen, einer hiesigen Dame, mit welcher ich vor wenigen Tagen bekannt worden, einen Besuch abzustatten. Wäre Dero Brief ein paar Stunden eher gekommen, so hätte ich denselben bis morgen verschieben können. Uebrigens verbleibe ich

Ihre

aufrichtige Freundin.

Ich mußte diese ihre Antwort, noch ehe sie dieselbe dem Knaben zurück gab, zuvor durchlesen, worauf sie sagte: „Ihr werdet doch, Herr van Blac, mir die Gefälligkeit erweisen, und diesen Nachmittag abermals ein oder längstens zwei Stunden ein Gefangener sein?“ — „Madame,“ antwortete ich, „es kann Ihnen doch wenig Vortheil bringen, wenn ich gleich Alles, was Ihnen gesagt wird, mit anhöre. Daher wollte ich lieber bitten, mir zu erlauben, daß ich ein wenig dürfte spazieren ausgehen.“ — „Wenn Ihr ausgehen wollest,“ versetzte sie, „so gehe ich auch aus dem Hause, der Mensch mag kommen oder nicht; denn sein Neben wird mir ohnedem wenig nützen, da ich schon mehr erfahren habe, als mir lieb ist.“

Da ich nun merkte, daß sie abermals zu weinen anfangen wollte, erzeigte ich mich gefälliger, und sagte: „Madame, ich will Ihnen gehorsamen und zu Hause bleiben, weil ich bemerke, daß Ihnen etwas daran gelegen; und gewiß, es kann nicht undienlich sein, wenn Sie anhören, was auch dieser vorgiebt.“ Der Wirthin Ankunft störte uns in unserem Gespräch, und wir ließen uns gefallen, nach eingenommener Mittagsmahlzeit mit in ihren Garten zu spazieren, wo wir uns bis gegen drei Uhr aufhielten, und sodann wieder nach unserem Zimmer zurück gingen, woselbst ich

mich, sobald die Magd den Herrn Rackhuyfen meldete, in's Kabinett verſteckte.

Dieſer Mann ſtellte ſich anfangs ſehr höſſlich an, und deprecirte ſein ehemaliges Vergehen in einer ſehr langen Rede, die er unfehlbar des Abends zuvor aufgeſchrieben, und zu deren Auswendiglernung er gewiß die ganze Nacht, ja auch wohl noch den ganzen Vormittag angewendet haben mochte. Nachher erzählte er eben die Geſchichten, welche bereits Doſtart erzählt hatte, jedoch mit vielen Zuſätzen, die nun wohl wahr, aber auch erdichtet ſein konnten. Endlich machte er den Beſchluß auf eben die Art und Weiſe wie Doſtart, und ſchlug vor: wofern Frau van Bredal ſich verpflichten wollte, ihn, der ſie von Jugend auf herzlich geliebt, zu heirathen, ſo ſei er im Stande, nicht nur die Eheſcheidung von ihrem ohnehin ſchon verheiratheten Manne, ſondern auch ihr vollkommenes Glück auf dieſer Welt zu befördern, indem er nicht allein in Oſtindien großes Gut erworben habe, ſondern ihm auch während ſeiner Abweſenheit eine Erbschaft von zwölf- bis ſechzehn tauſend Thalern zu gefallen ſei, welches letztere er ſo eben hier in Liſſabon erſahren.

Die van Bredal gab ihm eine noch weit kaltſinnigere Antwort als dem alten Doſtart, worauf er mit allerlei hoch-



trabenden, theils auch niedrigen verliebten Worten und Narrenspößen aufgezogen kam, welche ich dergestalt belachte, daß ich mich fast selbst darüber vergaß.

Während ich nun in solche Gedanken verwickelt war, entstand ein kleines Geräusch; weshalb ich durch den Nig guckte, und wahrnahm, daß Herr Rackhuyfen die Dame mit Gewalt küssen wollte. Sie vertheidigte sich nach ihrem äußersten Vermögen, allein er ward ihrer mächtig, und warf sie auf einen im Winkel stehenden Schlafstuhl, kehrte sich nicht daran, daß sie ihn mit den Nägeln in's Gesicht und ziemlich blutrünstig gekratzt hatte, sondern wollte außer dem Küssen noch etwas mehr versuchen, während er ihr den Mund mit seinem Schnupstuche zubielt, und die tröstlichen Worte dazu sagte: „Still, Madame, was die Barbaren von Ihnen genossen haben, können Sie ja auch wohl einem Christen gönnen.“ Nunmehr merkte ich erst, daß die Arme nicht um Hilfe schreien konnte, weil Ihr der Mund zugehalten wurde, und daß sie, wofern meine Hilfe ausblieb, fast verzweifeln und ohnmächtig werden wollte, — denn ich konnte durch den Nig zwar Etwas, doch nicht Alles sehen. Daher sprang ich plötzlich aus dem Kabinett heraus, ergriff meinen an der Seite stehenden Degen, und hatte dem lustigen Bruder damit schon zwei Streiche über den Rücken gegeben, als er noch immer im Begriff war, der Dame das

Kleid aufzuheben. Als er aber den dritten und etwas stärkeren Hieb in die eine Wade — denn auf den entblößten Kopf durfte ich nicht hauen, weil ich sonst die Dame selbst mit verwundet hätte — empfing, ließ er von der hitzigen Arbeit ab, drehte sich herum, und langte nach seinem auf dem Stuhle liegenden Degen. Jedoch, ehe er denselben erreichen konnte, bekam er noch zwei Hiebe über den Kopf, und wurde von mir mit der bloßen Hand zu Boden gestoßen. Hierauf seyte ich ihm die Klinge auf die Brust, und fragte: ob er etwa in dieser Welt noch etwas zu erinnern hätte? „Nichts,“ war seine Antwort, „als daß ich um Gnade bitte, und meinen Fehltritt mit baarem Gelde zu bezahlen verspreche.“

Die van Bredal hatte sich unterdeß wieder erholt und diese Worte verstanden, weshalb sie hurtig vom Stuhle aufsprang und rief: „Verrucht ist Dein Geiß, Du nichtswürdiger Ehrenschränder! Denn das ist nun das andere Mal, daß Du mich listiger und gewaltsamer Weise um meine Ehre zu bringen gesucht; allein es wird doch auch hier in der Fremde noch Recht und Gerechtigkeit zu finden sein.“ Hiemit wollte sie die Wirthin rufen und nach der Wache schicken; indeß ich nahm beide Degen in meine Hand, hielt die erzürnte Frau zurück, und bat, daß sie sich besänftigen möchte, indem dergleichen Sachen — wie ich ihr heimlich in's Ohr

sagte — nur Weikläufigkeiten verursachten, wir aber schlechte Ehre davon hätten. Sie ging daher zurück, und verschloß sich in ihr Kabinett.

Nachhusten vergoß so viel Blut, daß es schon fast bis an die Thür gelaufen war, konnte sich auch vor Mattigkeit nicht aufrichten, weshalb ich ihm aufhalf und ihn in den Schlafstuhl setzte, worin er kurz zuvor seine Lust zu büßen gedachte. Der Magd hatte ich sogleich befohlen, nach einem Barbier zu gehen. Dieser kam auch, stillte das Blut, verband die Wunden, und berichtete mir, daß dieselben so gar gefährlich nicht wären, sondern in drei bis vier Wochen geheilt werden könnten. Ich ließ ihn in unserem Gasthose auf eine besondere Stube bringen, bat den Barbier bei ihm zu bleiben, weil ihm seine Mühe gut bezahlt werden würde, bestellte auch sonst noch Jemand zu seiner Aufwartung, und ging sodann etwas im Garten spazieren.

Etwa eine Stunde später schickte Nachhusten und ließ mich bitten, zu ihm zu kommen. Ich nahm kein Bedenken, ihm zu willfahren. Er lag im Bette, sah sehr blaß aus, reichte mir aber doch die Hand und sagte: „Mein Herr, Ihr habt mich heute so gezeichnet, daß ich mein Lebtag daran denken werde. Aber ich werde dergleichen Thorheiten Zeit Lebens nicht wieder begehen, würde auch heute

nicht darcin verfallen sein, wenn ich nicht ein Glas Wein zu viel im Kopfe gehabt hätte. Vergebet mir meinen Fehler; ich will mich dafür erkenntlich erzeigen, und bittet Eure Geliebte, daß sie mit denselben nur euch vergeben möge, denn ich will gern Zeit Lebens nicht wieder vor ihre Augen kommen, ungeachtet ich sie von Jugend auf mehr als meine Seele geliebt, ihrer Gegengunst aber niemals habe theilhaftig werden können. Vielleicht hätte ich diesmal ihre Person mit Güte ganz und gar gewinnen können, allein der Satan hat mich zu Gewaltthätigkeiten verleitet."

„Mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „vergebet mir das, was ich Euch angethan habe, um meiner Landsmännin und Reisefährtin Ehre zu beschützen und zu retten, welche der Himmel selbst in der Barbarei beschützt und gerettet hat. Ihr nennet sie zwar jetzt meine Geliebte, allein ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll, da sie bereits an einen Ehemann verbunden ist, und ich ihr nachsagen muß, daß sie ihre Keuschheit, Zucht und Tugend jederzeit mehr als zu genau in Acht genommen hat. Eure andern Reden verstehe ich nicht, will mich auch um die Geschichte meiner Reisefährtin so genau nicht bekümmern, sondern nur bitten, daß Ihr Euern Fehl.° bereuen möget, wie ich denn denselben bei ihr bestens zu entschuldigen suchen werde, wofür ich in Zu-

Kunft keine andere Erkenntlichkeit als eine reibliche Freundschaft von Euch verlange, wosern wir ja noch irgend einmal mit einander zusammen kommen sollten."

Er gab mir die Hand darauf, bat mich inständig, den alten Postart von dieser Begebenheit nur nichts wissen zu lassen, und morgen einen einzigen Gang nach seinem Logis zu thun, um seinen Diener herzuführen, damit er demselben einige Befehle in Bezug auf seine Handelsgeschäfte ertheilen könne, um nicht in allzu großen Schaden zu kommen. Ich versprach, ihm alle Gefälligkeiten zu erweisen, die er nur irgend von mir verlangen würde, wünschte ihm eine gute Nacht, und ging nach meinem Zimmer.

Ich glaubte, daß meine Reisegefährtin vor Verdruß schon eingeschlafen sein würde; allein ich traf sie noch ganz munter, und zwar in größter Betrübniß an, indem sie sehr weinte, und dabei über große Schmerzen in allen Gliedern klagte. Da ich hörte, daß sie auf den gehaltenen Schrecken nichts eingenommen hatte, so schickte ich die bei ihrem Bette sitzende Magd zur Apotheke, um ein Schreckpulver zu holen. Mittlerweile fing sie an: „Ist's nicht wahr, Herr van Blac, daß ich die unglücklichste Person von der Welt bin? Sehet, so wird meine Tugend bestürmt, auch an solchen Orten, wo ich mich sicher zu sein achte.“ — „Madame,“ gab ich zur Antwort, „wird die Tugend gleich bestürmt, so ist sie des-

halb doch nicht sogleich zu überwältigen. Dergleichen Stürme bringen mehr Ehre als Schande, wenigstens bei vernünftigen Leuten.“ — „Ach,“ fuhr sie weiter fort, „was soll ich in Holland machen, wenn ich keinen besseren Trost darin zu finden weiß.“ — „Wollen Sie denn nicht,“ erwiderte ich, „dem guten Rathe folgen, den Ihnen heute Herr Dostart gegeben, und sich dabei selbst zu den größten Gefälligkeiten anheischig gemacht hat? Sie schienen ja nicht abgeneigt, wie sich aus dem Schluß Ihres Gesprächs abnehmen ließ. Ich für mein Theil will Ihnen, Madame, nicht ferner hinderlich sein, sondern viel lieber einen anderen Weg wählen, als zu Dero Verdruß bei Ihnen bleiben.“ — „Ja, ja,“ versetzte sie, „ich habe es wohl gedacht, daß ich noch nicht genug gekränkt sei; nun aber, da auch Ihr anfangen wollet, mir Herzeleid zuzufügen, sehe ich wohl, daß mich die ganze redliche Welt verlassen will.“ Bei diesen Worten ließ sie ihr Haupt zurücksinken, und fing von neuem an bitterlich zu weinen, ja es schien, als wenn ihr eine Ohnmacht zustossen wollte, indem sie so blaß wie eine Leiche ward. Da nun nichts anders als frisches Wasser bei der Hand war, so lief ich sogleich hin, tauchte ein Schnupftuch ein und bestrich ihr damit Gesicht und Hände, wodurch sie wieder etwas zu sich kam, auch etwas von der Arznei einnahm, welche die Magd eben herzu brachte. Sie drehte sich sodann auf die

andere Seite und stellte sich, als ob sie schlafen wollte, in-  
 desß die Magd und ich trauten noch immer nicht, sondern  
 befürchteten, daß sie eine wirkliche Ohnmacht bekommen  
 könnte. Allein sie schlief sehr bald ganz sanft ein, weshalb  
 sich denn die Magd zu unterst des Bettes auf die Erde nie-  
 der legte, und gleich einer Mähe zu schnarchen anfing, ich  
 aber blieb vor dem Bette sitzen und wachte.

Etwa um Mitternacht fuhr sie, wie von einem schwe-  
 ren Traume erschreckt, zusammen, warf sich herum, und  
 sagte, da sie mich erblickte: „Seid Ihr noch da, Falscher?  
 Warum gebet Ihr Euch einer Unglücklichen wegen so viele  
 Mühe, Eure eigene Ruhe zu unterbrechen?“ — „Madame,“  
 antwortete ich, „meine Ruhe kann durch nichts stärker un-  
 terbrochen werden, als wenn ich weiß, daß Sie unruhig  
 sind und sich krank befinden.“ Sie seufzte hierüber, und  
 schloß die Augen wieder zu. Da ich aber gewahr wurde,  
 daß ihr dessen ungeachtet die Thränen herausdrangen und  
 über ihre Wangen liefen, wischte ich ihr dieselben mit einem  
 Tuche sanft ab. Bei dieser Arbeit wurde ich selber wehmü-  
 thig gestimmt, bekam gleichwohl aber, ich weiß selbst nicht  
 wie, das Herz, ihr einen derben Kuß auf den Mund zu-  
 drücken. Sie fuhr hierüber auf und rief: „Verwegener,  
 was soll das bedeuten?“ Ich war sogleich mit der Antwort  
 fertig, und betheuerte: daß es nicht etwa aus unzüchtiger:

Begier, sondern vielmehr aus Wehmuth und reiner Liebe geschehen sei; zugleich aber könne ich nicht leugnen, daß, wenn sie ja mit ihrem ersten Manne nicht wieder vereiniget, sondern geschieden werden sollte, ich mir auf dieser Welt kein größeres Vergnügen wünschen wollte, als mit ihr verchelichet, und sowohl dem Destart als auch allen andern Mannspersonen vorgezogen zu werden, wie ich denn schon so viele Mittel zusammen zu bringen gedächte, um einen ansehnlichen Dienst, wenn auch außer unserem Vaterlande, zu erlangen und sie ehrlich zu ernähren.

Sie schwieg hierauf eine lange Weile still. Da ich aber endlich ihre Hand küßte und sie fragte: ob sie mich denn gar keiner Antwort würdigen wolle? ermunterte sie sich, und gab mir folgende: „Herr van Blac, in meinem jetzigen Zustande, da ich mich noch für eine Verchelichte halten muß, wäre es eine große Leichtfertigkeit von mir, wenn ich mich mit Euch oder Jemand anders in verbotene Vertraulichkeit oder zum voraus in ein geheimes Liebesverständnis einlassen wollte. Seid demnach damit zufrieden, wenn ich Euch so viel verspreche, daß, wofern ich von meinem ungetreuen Ehemanne nicht wieder angenommen werde, und nach erlangter Freiheit auf die Gedanken gerathen sollte, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, ich Euch wegen Eurer erprüften Lieblichkeit allein und sonst Niemanden auf dieser Welt an



meine Seite will kommen lassen.“ Mit dieser gütigen Antwort war ich für diesmal vollkommen zufrieden, küßte ihre Hand, und bekam nach vielfältigen Vorstellungen dann und wann die Erlaubniß, auch ihren Mund zu küssen. Mittlerweile aber, da wir noch von diesem und jenem sprachen, verstrich allmählig die Nacht, und der helle Tag begann anzubrechen, weshalb ich sie nöthigte, noch einige Stunden zu ruhen, wie ich denn ebenfalls thun wollte. Sie hielt es selber für rathsam; daher wünschte ich ihr wohl zu ruhen, und legte mich zu Bette.

Allein — unterbrach hier Herr van Blac sich in seiner Erzählung — da ich eben der Ruhe erwähne, so merke ich wohl, daß es für jezt, besonders für den werthen Altvater, nicht dienlich sein möchte, denselben länger zu entbehren, zumal da es ohnfehlbar schon über Mitternacht sein wird. Daher will ich den Rest meiner Geschichte morgen Abend, wofern es gefällig, vollends erzählen.“ —

Wir jungen Leute hätten nun zwar gern bis zu Anbruch des Tages zugehört, denn van Blac wußte Alles sehr fei- vorzubringen, indeß um des Altvaters willen machten wir Stillstand. Nachdem wir am folgenden Tage unsere Geschäfte besorgt hatten, versammelten wir uns des Abends wiederum, um den Beschluß der Geschichte des van Blac anzuhören.

„Es wird Ihnen, meine Herren, — fing Herr van Blac seine Erzählung wieder an — vielleicht noch in frischem Andenken sein, wo ich gestern Abend geschlossen habe. Daher will ich nur gleich fortfahren und sagen, daß meine heimliche Geliebte, die Frau van Bredal, Mittags ziemlich besser war. Den ganzen Vormittag hatte ich sie nämlich unter der Aufsicht unserer Wirthin und der Magd gelassen um unsere eigenen Angelegenheiten sowohl, als auch der kranken Nachhursen besorgen zu können. Dieser letztere ließ sich noch vor Abends in ein anderes Quartier bringen, und ich habe ihn seitdem in Lissabon nicht wieder gesehen. Do stark ließ sich etlichemal bei uns melden, bekam auch Erlaubniß, zu uns zu kommen, da ich aber auf ausdrücklichen Befehl meiner Dame nicht von der Stelle gehen, sondern stets dabei bleiben mußte, brachte er in seinen Gesprächen nichts Besonderes vor. Endlich ließ uns, zu unserer größten Freude unser Schiffspatron sagen: wofern wir mit nach Holland wollten, so möchten wir uns eiligst am Bord einfinden, in dem er segelfertig sei, und bei jegigem guten Winde und Wetter nicht länger säumen wolle.

Wir machten uns demnach sogleich fertig, hatten eine sehr angenehme Fahrt, und erreichten die holländischen Küsten eher, als wir geglaubt hatten. Der Schiffspatron war so gefällig, uns in Hartingen auszusetzen, weil Frau van

Bredal von da nur noch einen kurzen Weg nach Leuwarden hatte. Anfangs waren wir eins worden, daß ich sie bis in diese ihre Geburtsstadt begleiten sollte, nachher aber, da wir dies besser überlegt, beschlossen wir, daß sie allein mit einer Extrapost dahin, ich aber zu Schiffe nach meiner Vaterstadt Antwerpen abgehen wollte. Wir blieben also nur zwei Tage in Harlingen, um von der Reise ein wenig auszuruhen, nahmen nachher beweglichen Abschied von einander, wobei sie mir versprach, daß sie, sobald sie glauben werde, ich sei in Antwerpen angekommen, mir von ihrem Zustande Nachricht geben wolle. Zugleich beschenkte sie mich noch mit tausend Ducaten und verschiedenen kostbaren Kleinodien. Da ich das Letztere anzunehmen mich weigerte, ließ sie nicht ab, mir es aufzunöthigen, und sagte dabei: „Nehmet mir zu Gefallen nur jezo dies Wenige zum Reisegelde; es komme künftig mit mir, wie es will, so werde ich Euch doch bedenken.“ Ich gab ihr nun zwar zu verstehen, daß mir an ihrer Person mehr gelegen sei, als an Geld und Gut; allein sie blieb bei ihrer, vormaligen, in Lissabon gethanen Erklärung, und fügte hinzu: sie hoffe, daß wir in wenigen Wochen einander wieder sprechen würden, es möchten nun ihre Sachen gut oder schlimm abgelaufen sein. Hierauf ließ sie ihre meisten Sachen zu Harlingen in Verwahrung, und reiste auf Leuwarden los, ich aber ging ebenfalls gleich am

folgenden Tage mit einem Middelburgischen Schiffe ab.

Ich war auf dieser ganzen Reise sehr betrübt und traurig; denn mein Herz sagte mir im voraus, daß ich wenig Vergnügen in meiner Vaterstadt antreffen würde. Es war auch wirklich so; denn mein Vater war nicht wieder zurück gekommen, sondern sicheren Nachrichten zufolge in dem ersten Jahr seiner Seclaverei gestorben. Da nun die Gläubiger demnächst zugegriffen und meiner Mutter all das Ihrige genommen hatten, so daß sie nebst ihren noch lebenden sechs Kindern, denn zwei davon waren bereits gestorben, zuletzt in einer Miethswohnung kaum noch so viel gehabt, um davon das Leben zu fristen, so hatte sie sich darüber dergestalt gegrämt, daß sie ungefähr ein halbes Jahr vor meiner Zurückkunft gestorben und unserer Großmutter, welche noch ihr einziger Trost gewesen, binnen drei Wochen im Tode nachgefolgt war.

Meine zwei jüngsten Geschwister hatte man aus Mitleid in's Waisenhaus aufgenommen, von den drei ältesten Brüdern lernten zwei Handwerke, der jüngere wartete einem Herrn auf, und die älteste Schwester war gleichfalls Kammermädchen bei einer vornehmen Frau geworden. Ich besuchte dieselben alle oder ließ sie zu mir kommen. Da ich aber sah, daß sie sich in ihre Lage ziemlich schicken gelernt und damit zufrieden waren, so ließ ich Jeden an seinem

Dre, zumal da ich noch nicht wußte, wie es mit meiner eigenen Person werden würde. Doch schenkte ich einem Jeden von meinen Geschwistern hundert Ducaten und dazu ein neues Kleid, mit dem Versprechen, daß, wenn sie fleißig für mich beten würden, damit mir eine gewisse Sache wohl gerieth, ich an ihnen in Zukunft noch mehr thun wolle.

Mittlerweile sah mich Jedermann, der mich in der Jugend in meiner Vaterstadt gekannt hatte, fast für ein Meerwunder an. Jedoch, nachdem ich den verständigsten Leuten, worunter sich auch viele Vornehme befanden, meine Katastrophen erzählt hatte, bekam ich unverhofft mehrere gute Gönner und Freunde, die sich sehr bemühten, mir eine gute Anstellung zu verschaffen, wobei ich ehrlich leben könnte. Allein ich sah mich nicht im Stande, vor der Hand etwas anzunehmen, sondern wollte erst noch Briefe von der van Bredal erwarten, die denn auch in der sechsten Woche nach meiner Ankunft in Antwerpen durch einen expressen Boten einliefen. Der Inhalt war folgender.

Mein werther Herr van Blac,

Wie ich mir immer prophezeiet habe, so ist es mir ergangen. Nehmet es mir nicht übel, daß ich Euch eine weitläufige Nachricht von meinen hiesigen Begebnissen schreibe.

Sobald ich nach Leuwarden kam, that ich, als ob ich

gar nichts von der anbertweitigen Verheirathung meines ungetreuen Mannes wußte, fuhr daher gerades Weges vor das Haus, worin ich sonst mit ihm gewohnt hatte, stieg ab, ging in die Wohnstube, und fragte sogleich nach van Steen. Er war ausgegangen, doch erschien seine Gemahlin, die Helena, auf der Stelle, und fragte: was mir beliebte? „Madame,“ gab ich zur Antwort, „ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, möchte aber gern meinen Chemann, den van Steen, sehen.“ Hierauf sah mir die Helena etwas tiefer in die Augen, und da sie mich sogleich erkennen mochte, wurde sie so blaß wie eine Leiche, und stand eine gute Weile wie ein steinernes Bild vor mir. Ich fragte weiter: „Madame, warum werden Sie so verwirrt? ist Ihnen etwa nicht wohl?“ Sie wußte anfangs nicht, was sie antworten sollte, endlich aber brach sie in folgende Worte aus: „Ist van Steen Euer Mann, so müßt Ihr wohl im Gehirn nicht wohl verwahrt sein. Denn ich habe ihn nun schon einige Zeit zur Ehe, auch ein Kind in der Wiege, und eines unter dem Herzen von ihm, wußte auch nicht, wer mir meinen Mann abdisputiren wollte, zumal da seine erste Frau in Marecco unter den Weischläferinnen des Kaisers sich befindet, und er deshalb hier Erlaubniß erhalten hat, sich als ein von ihr Geschiedener mit mir zu verheirathen.“ — „Madame,“ sagte ich, „ihr seid von der ganzen Sache entweder

gar zu viel oder gar zu wenig unterrichtet. Ich bin die erste Frau des van Steen, und habe noch niemals einen andern Mann als ihn erkannt, auch hat mich der Himmel davor bewahrt, eines andern Weischläferin zu werden. Wie es indeß um Eure eigene Ehre steht, können Ihr am besten erwägen und wissen.“ Kaum hatte ich dieß gesprochen, so fiel die Nichtswürdige wie eine Furie über mich her, wollte mich zu Boden reißen, und mir die Augen austragen; jedoch ich vertheidigte mich so gut und so lange, bis zuerst einige von den Hausgenossen und endlich van Steen selber herzu kamen und uns von einander brachten. Mir blutete zwar die Nase, allein meine Feindin hatte noch schlimmere Merkzeichen an Augen, Mund und Nase aufzuweisen, weshalb sie mich durchaus todt haben wollte. Doch in diesem Punkt war van Steen etwas vernünftiger, und sagte zu mir: „Madame, ich kenne Euch sehr wohl, bin auch sehr erfreut, daß Ihr aus der Slaverie entronnen seid; indeß vergehet mir, daß ich Euch nimmermehr wieder zu meiner Ehefrau annehmen kann. Dennoch will ich Euch alles das Eurige herausgeben und außerdem noch ein Uebriges thun, nur seid so gut, und begehrt Euch, um ferneres Unglück zu vermeiden, aus meinem Hause. Glaubet mir, daß es mir sehr schmerzlich fällt, Euch so abzufertigen; aber welcher Mensch ist so kräftig, sein Verhängniß zu besiegen?“ —

„Mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „ich habe schon in der Ferne gehört, wie die Angelegenheiten bei Euch stehen; daher will ich zuvor mit meinem Verhängnisse einen tüchtigen Kampf anfangen, ehe es mich vollkommen besiegen soll.“ Die erzürnte Helena mischte sich hiebei aufs Neue in das Gespräch, welches nach und nach so heftig wurde, daß wir einander wieder nach den Köpfen greifen wollten. Van Steen aber verhütete dies, und gab endlich Befehl, daß mich vier von seinen Leuten aus dem Hause führen mußten. Ich war nicht im Stande mich zu wehren, schwieg auch, um mich nicht ferner beschimpfen zu lassen, ganz still, stieg in meinen Wagen, und ließ mich in ein Gasthaus fahren, wo ich blieb. In dieser ersten Nacht schrieb ich einen beweglichen Brief an meinen ungetreuen Ehemann, worin ich ihm sein Verfahren von Anfang an bis auf diese Stunde vorrückte. Allein er würdigte mich nicht, mir schriftlich zu antworten, sondern schickte einen läppischen Kerl zu mir in mein Logis, der mir vorstellen mußte: daß ich ja, nachdem ich die Weiskläferin eines Barbaren gewesen, überdies lange Zeit mit einem jungen Holländer — worunter Ihr, mein redlicher van Blac, gemeint waret — in der Welt herum gereiset, unmöglich verlangen könnte, daß mich Herr van Steen wieder annehmen, und seine jetzige Frau, die er über Alles von der Welt liebte, von sich jagen sollte; inzwischen



bliebe er bei dem Entschlusse, daß er, wofern ich alle Weitläufigkeiten vermiede, mir nicht allein alles mein mitgebrachtes Gut baar bezahlen, sondern auch überdies noch tausend Thaler schenken wollte.

Ich nahm mir nicht einmal die Mühe, diesem Maulaffen gehörig zu antworten, sondern sagte nur: es sei Alles gut, er möchte seinen Principal wieder grüßen, ich würde meine Sache schon auszuführen und meine Ehre gegen ihn und seine jegige Frau zu retten wissen.

Nachher habe ich erfahren, daß van Steen mit dem ersten Abgesandten, der sich Mörzel nannte, und noch einem andern mich zweimal nach einander besuchen wollen, weil er entweder kein gutes Gewissen oder etwa bessere Gedanken bekommen hatte, allein seine Frau hatte es dennoch zu hintertreiben gewußt, so daß ich statt dessen die schändlichsten Reden von ihm hören mußte, wozu vielleicht der in Lissabon zurückgebliebene Rackhursen durch Briefe das Meiste beigetragen haben mag.

Von Desart höre ich, daß er bisher durch eine schwere Krankheit an seiner Zurückkunft verhindert worden sei. Obwohl ich ihn nun deßhalb sehr bedaure, so ist mir doch an seiner Gegenwart gar nichts gelegen, weil ich den Proceß gegen meinen ungetreuen Mann bereits einem geschickten Advocaten anvertrauet habe, der mir aber keinen andern

Trost giebt, als den, er wolle es binnen wenigen Wochen dahin bringen, daß ich erstens von demselben all mein mitgebrachtes Gut, ferner einen gerichtlichen Scheidebrief, mit der Erlaubniß, wieder zu heirathen, wen ich wollte, und drittens, wenigstens 5000 Floren für die Abtretung bekommen solle, jedoch nur insofern ich eidlich erhärten könnte, daß ich binnen der ganzen Zeit meiner Abwesenheit von keiner Mannsperson auf solche Art, wie mein ungetreuer Mann meint, berührt worden. Da ich nun dies Letztere mit reinem Gewissen alle Augenblicke thun kann, so bitte ich Euch, mein redlicher Herr van Blac, mir zu allem Ueberfluß zu Hilfe zu kommen, und ein Zeugniß über meine Aufführung, so viel Euch nämlich davon bewußt ist, abzulegen.

Ich versehe mich Eurer baldigen Ankunft mit Gewißheit, sende Euch zugleich hundert Ducaten Reisekosten, und verharre mit Aufrichtigkeit

Eure

getreue Freundin

Charlotte Sophie geb. van Bredal.

Gleich nach Lesung dieses Briefes, der mir höchst angenehm war, machte ich mich auf, um ein Pferd zu kaufen, und mit meinem angekommenen Boten die Reise zu Lande

nach Leuwarden anzutreten. Zu allem Glück aber begegnete mir der Schiffer, der mich von Harlingen mitgebracht hatte, und ließ sich verlauten, daß er gleich des folgenden Tages abermals dahin fahren wollte. Ich überlegte sogleich, daß ich auf diese Weise weit eher dahin gelangen würde, schloß also auf der Stelle den Accord mit ihm ab, und ließ meine Sachen zu Schiffe bringen, den Boten aber zu Lande dahin abreisen.

Ich kam früher in Leuwarden an, als es Frau von Wredal wohl geglaubt haben mochte, und da ich mein Logis in eben dem Gasthause nahm, worin sie sich befaß, erfuhr ich unter der Hand sogleich, daß sie mit einer Freundin auf ein Landgut gereiset, ihre Rückkunft aber unter vier Tagen wohl nicht zu hoffen sei. Demnach hielt ich es nicht für rathsam, ihr nachzureisen, sondern für besser, auf sie zu warten, ließ mich aber gar nicht merken, daß mir an ihrer Person irgend etwas gelegen sei.

Nachdem ich von der Reise völlig ausgeruht hatte, ging ich am dritten Tage vor die Stadt spazieren, trat in einen schönen Garten, und gerieth mit einer lustigen Gesellschaft von Spielern zusammen, wo ich sechzehn bis zwanzig holländische Gulden gewann. Zwar kam ich mit einem Unbekannten wegen fünf oder sechs lumpichten Gulden in Streit, ließ mich aber als ein Fremder sehr bald zurecht

weisen, und nahm nicht einmal die angebotene Hälfte davon an, sondern sagte, daß ich diesen geringen Satz sehr leicht vergessen könnte, da ich ohnehin durch's Glück etwas gewonnen. Die Spielgesellschaft ging hierauf fort, bis auf wenige, die, so wie ich selber, noch Appetit hatten, Kaffee und darauf ein Glas Wein zu trinken. Nachdem ich mich nun in ein Kabinett besonders gesetzt, um etliche da gefundene Zeitungsblätter durchzulesen, kam mein im Spiele gewesener Widersacher zu mir, benahm sich sehr höflich, bedauerte, daß wir mit einander um einer Kleinigkeit willen zerfallen wären, und wünschte, daß wir mit einander näher bekannt werden möchten. Ich erzeigte ihm alle Gegensegung, und nöthigte ihn, Kaffee und Wein mit mir zu trinken, wozu er sich leicht bewegen ließ, jedoch dabei seine Neugierde nicht bergen konnte, zu wissen, wer ich sei, und was ich dasigen Orts zu verrichten habe. Es war mir leicht, ihn durch die Angabe abzufertigen, daß ich ein Handlungsdiener und nach England überzugehen Willens sei. Dagegen offenbarte er mir, und zwar erst, nachdem die andern schon alle hinweg gegangen und wir beide nur noch allein beisammen waren, daß sein Name Nörgel, und er ein Notarius Publicus sei, daß aber seine Profession ihm nicht hinlänglich einbringen würde, wenn er nicht an dem Orte die vorzüglichsten Weiber=Stipendia zu genießen hätte.

Bei dem Namen „Nörgel“, dessen ich mich noch aus dem Briefe der van Bredal erinnerte, horchte ich hoch auf, ließ noch einige Maasß Wein auftragen, stellte mich ungemein lustig, und wendete das Gespräch auf den jetzigen Zustand von Europa. Allein Herr Nörgel zeigte für dergleichen Sachen wenig Interesse, sondern fing auf einmal wieder an, von seiner eigenen Person und seinen bewundernswürdigen Liebesabenteuern zu sprechen. Seines Namens wegen, und um ihn noch treuherziger zu machen, ließ ich noch zwei Flaschen Wein bringen, bei welchen er denn auch so aufrichtig wurde, mir hoch und theuer zu versichern, daß er diese Nacht drei Damen, so ihn um Mitternacht zu sich gebeten, versäumen, die vierte aber, welche sein Abgott und die heiligste wäre, unfehlbar abwarten und besorgen müßte. Da ich nun hiebei eine lächerliche Miene machte, fuhr er, etwas entrißet, heraus: „Mein Herr, glaubt Ihr mir nicht, so leset diese drei Billets;“ — die er sogleich aus der Tasche zog, das vierte aber an dem Lichte verbrannte. Nach einigem Nöthigen las ich es, und fand es also lautend:

Du Irrewisch,

Stellest Du Dich heute Abend gegen 9 Uhr nicht in meiner Kammer ein, so überschreite deren Schwelle nur nie mehr wieder, sonst wisse daß ich Dich mit Hunden

hinaus hehen, und Zeit Lebens Deine Todfeindin verbleiben will.

\*\*\*

Das andere Billet war folgenden Inhalts:

Mein Vergnügen,

Die Gelegenheit, von Deinen mir so angenehme. Liebeskosungen zu profitiren, ist mir diesmal erfreulicher als jemals. Daher komm, noch ehe die Sonne untergehet, weil sonst Verdacht entstehen möchte. Ich will Dich zuerst mit einer delicatesen Abendmahlzeit, nachher aber mich mit Dir vollends vergnügen. Dieweil ich bin

Deine

ergebene A\*\*.

Das dritte Billet, welches mir am verdächtigensten vorkam, lautete so:

Falscher Liebmann,

Du weißt, was Du an mir gethan, und daß ich einige Wochen, so zu sagen, als eine Wittve leben müssen, weil mein Mann seit der Zurückkunft seiner Barbaren-Hure mir wenig Careffen gemacht. Um so mehr hättest Du Dein

Plaisir befördern können. Da Du es aber versäumet, muß ich Dich an Deinen Profit selbst erinnern. Darum komm, sobald es dunkel ist, durch den gewöhnlichen Gang, vergnüge mich und Dich, und glaube, daß ich, wenn ich Dich redlich besinde, allezeit sein werde, Du weißt es wohl,

Deine

gutwillige v. S.

„Mein Herr,“ sagte ich, nachdem ich ihm alle drei Briefe wieder zurückgegeben, „die Letztere schreibt gar zu treuherzig, darum sollte ich wohl meinen, daß sie es am meisten verdiente, daß man ihr aufwarte.“ — „Es ist wahr mein Herr,“ gab er zur Antwort, „sie ist sehr freigebig, dabei hitzig, aber nicht so liebenswürdig als die, welche ich am meisten liebe, und deren Brief ich jetzt verbrannt habe; denn dies ist ein ungemein schönes Frauenbild, voll Feuer, und bezahlt dennoch sehr reichlich dasjenige, was ich ihr gern umsonst that.“ — „Sie sind glücklich, mein Herr,“ erwiderte ich darauf, „und ich möchte fast wünschen, an einem Orte einmal Ihre Stelle zu vertreten.“ — „Ich bin nicht neidisch,“ versetzte er, „und wo Sie, mein Herr, nur die Kleider hier mit mir wechseln und meiner Ausführung folgen wollen, so können Sie heute Nacht die Frau van

Steen nach Ihrem Vergnügen bedienen; denn sie hat unvergleichliche Anstalten dazu gemacht, wird auch den Betrug nicht merken, nur bitte ich mir aus, mit anbrechendem Tage wieder hier zu sein, damit ein Jeder sein Kleid wieder anziehen kann, und wir einander von Allem Nachricht geben können. Es ist mir bei der van Steen nämlich bloß um den Profit zu thun, aus ihren Liebkosungen mache ich mir nicht das Geringste.“

Ich hatte, wie leicht zu erachten, einen tollen Streich vor, und stellte mich daher über Nörgels Treuherzigkeit sehr vergnügt. Dieser führte mich, sobald wir die Kleider und Perücken mit einander vertauscht hatten, durch etliche schmale Gassen, die ich mir genau merkte, bis an die hintere Gartenthür der van Steen, befahl mir dann, die Thür mit dem Nachschlüssel, den er mir gab, zu öffnen, und getrost auf das Gartenhaus, in dessen oberem Stockwerk sie schlief, loszugehen; sodann würde ich rechter Hand oben an dem Gesimse eine Bleikugel, woran ein Bindfaden befestigt sei, antreffen, an diesem sollte ich einige Züge thun, so würde sich die Thür gleich von selbst öffnen, denn sie habe den Bindfaden an ihren Arm gebunden, könne auch vermittelst eines herabgehenden Eisendrahtes sogleich die Kugel aufziehen. Ich versprach dem Nörgel, Alles wohl in Acht zu nehmen,



und noch vor Tages Anbruch verabredetermaßen wieder bei ihm zu sein, nahm hierauf Abschied von ihm, und begab mich mit zitternden Füßen in den Garten hinein.

Sobald ich vor der Thür des Gartenhauses angelangt war, durfte ich nicht einmal nach dem Bindfaden und der Bleifugel greifen, denn die Thür that sich sogleich von selber auf. Seitwärts inwendig brannte eine kleine Nachtlampe, die doch so viel Schein von sich gab, daß ich die Treppe sowohl als eben Helens Schlafkammer = Thür, die mir Nörgel genau genug bezeichnet hatte, finden konnte. In ihrer Kammer war kein Licht, daher konnte ich mich nur nach dem matten Dämmerlichte des Himmels richten, der durch die beiden Fenster herein schimmerte. Kaum aber war ich in die Kammer hinein getreten, als mich Helena also bewillkommte: „Kommst Du endlich, Du falsches Teufelskind? Ziehe Dich nur erst aus, ich will Dir einen derben Verweis geben.“ — „Madame,“ antwortete ich ganz leise und so viel als möglich in Nörgels Tone; „ich will mich bald bei Ihnen rechtfertigen.“ -- „Ach, ich höre schon,“ sagte sie, „Du hast wieder zu viel getrunken. Mache nur fort, und lege Dich her, Du bist doch nicht besser zu gebrauchen, als wenn Du einen Kaufsch hast.“

Wer nun Lust zu tanzen gehabt hätte, dem wäre genug geprüfften gewesen. Allein, da ich mich im Trunke ganz

und gar nicht übernommen hatte, hauptsächlich aber immer nur an meine schöne, züchtige und tugendhafte van Bredal gedachte, bekam ich einen wirklichen Ekel an dieser bösen Speise, zumal da mein Vorsatz ohnehin nicht war, etwas von ihr zu genießen, sondern nur, sie zu beschimpfen, die van Bredal zu rächen, und dem van Steen die Augen zu öffnen. Da sie mir nun die Trunkenheit vorwarf, begann ich etlichemal zu kolkern, als ob aus dem Magen Alles oben heraus wollte; weshalb sie mir rieth, ich sollte, um das Zimmer nicht zu verunreinigen, erst noch ein wenig im Garten umher spazieren, Alles von mir geben, und nachher etwas von der auf dem Tische stehenden Herzstärkung zu mir nehmen, so würde es schon besser werden. „Ja, ja,“ sagte ich, und da ich gerade auf den Stuhl zu sitzen gekommen war, worauf sie ihre Kleider gelegt, nahm ich nicht allein alle dieselben ganz behutsam unter den Arm, sondern auch noch ihre Pantoffeln und Strümpfe dazu, schlich mich fachte hinunter, und nach gerade immer zum Garten hinaus. Ich brachte alle die Sachen glücklich in meine Herberge, ohne daß es Jemand darin gewahr wurde; denn der Hausknecht, der mir aufmachte, hatte kein Licht, und ich ging geradeß Weges nach meiner Kammer, und verdeckte die sämtlichen Sachen.

Sobald als der Tag anbrechen wollte, machte mir der

Hausknecht, der genommenen Abrede zufolge, das Haus wieder auf, und ich begab mich an den Ort, wo mich Nörgel hinbestellt hatte. Er kam etwa eine halbe Stunde nachher ebenfalls. Ich stellte mich sehr berauscht und verdrüsslich, klagte ihm auch, daß ich meinen Zweck nicht erreichen können, indem ich nicht eher bemerkt, daß ich mich so voll getrunken, als bis ich zu der Dame in's Zimmer gekommen sei, um aber dasselbe nicht zu verunreinigen, hätte ich mich zuerst in den Garten begeben, und nachher, da ich bemerkt, daß meine Kräfte ganz und gar verschwunden, meinen Weg zurück genommen, und den größten Theil des Rausches im Winkel hinter einem Brunnen ausgeschlafen.

Nörgel fing hierüber entsetzlich zu lachen an, und sagte: „Mein Herr, deshalb werdet Ihr aber doch erkennen, daß nicht ich, sondern Ihr selber Schuld an dem mißlungenen Vergnügen seid. Mir ist es dagegen besser ergangen, denn ich habe nicht allein sechs Ducaten, sondern auch mein vollkommenes Vergnügen erlangt. Ich wollte Euch auf künftige Nacht wohl Gelegenheit verschaffen, den begangenen Fehler zu verbessern; allein in zwei Stunden muß ich mich auf einen Wagen setzen und etliche Meilen weit wegfahren, denn meine Abgöttin hat mir etwas aufgetragen, was ich ausrichten muß, werde auch wohl unter acht Tagen nicht

wieder zurück kommen; nach Verlauf derselben aber hoffe ich die Ehre zu haben, Euch wieder hier zu sprechen.“

Mir hätte in der Welt nichts angenehmeres als dies zu Ohren kommen können; denn binnen der Zeit gedachte ich den angefangenen Streich, sobald ich nur der Frau van Bredal Gutachten hierüber vernommen, vollends auszuführen. Unterdeß, während Nörgel eine Kanne Chocolate, ich aber Thee trank, wurde ich von ungefähr gewahr, daß derselbe, vielleicht aus Versehen, nicht nur der van Stren, sondern auch die beiden andern Liebesbriefe oder Einladungen in seine Rocktaschen, die ich anhatte, gesteckt. Ich begab mich daher sogleich ein wenig auf die Seite, steckte dieselben nebst andern Zetteln in meine Beinkleider, vertauschte nachher mit ihm wieder die Kleider, und hielt mich dann nicht lange mehr auf, sondern eilte nach meinem Logis, nachdem ich von Nörgel Abschied genommen, ihm eine glückliche Reise gewünscht und versprochen hatte, nach Verlauf der acht Tage mich öfter wieder an diesem Orte finden zu lassen.

Ungeachtet ich nun diese Nacht sehr wenig geschlafen, so trieb mich doch die Neugier an, nunmehr bei Tage genau zu besichtigen, was ich diese Nacht erbeutet hatte. Demnach fand ich denn darunter zwei Frauenzimmer Röcke, ein Nachtkamisol, eine Schürze, ein Halstuch, eine Mütze, eine An-

hängetasche mit einem silbernen Hügel, worin vier Ducaten, zwei Louisdor und ungefähr sechs Gulden Silbermünze nebst drei Liebesbriefen von verschiedenen Händen staken, in den Taschen aber fand ich ihr Petschaft, sechs bis acht Schlüssel, ein paar Messer und andere Kleinigkeiten, welches ich denn Alles wohl betrachtete, und sodann in meinem Reisekoffer verwahrte.

Ueber dem Nachsinnen über diesen listigen Streich verging mir vollends aller Schlaf, weshalb ich mich in ein Fenster legte und eine Pfeife Taback rauchte. Bald nachher kam eine Chaise gefahren, die unter meinem Fenster still hielt, und ich sah zu meinem größten Vergnügen die Frau van Bredal heraus steigen, die auch bald mit noch einem Frauenzimmer und einer Magd die Treppe herauf gegangen kam und, wie ich durch mein Schlüsselloch sehen konnte, mit ihrer Begleitung in ein Zimmer ging, das nicht gar weit von dem meinigen war.

Da ich nun nicht für rathsam hielt, mich eher sehen zu lassen, bis ich ihr vorher meine Ankunft in geheim zu wissen gethan, so wollte ich eben nachsinnen, wie dies anzufangen sei, als ich gewahr wurde, daß das andere Frauenzimmer mit der Magd hinunter ging, und sie ihnen das Geleit bis an die Treppe gab. Sobald sie demnach umkehrte, machte ich die Thür meines Zimmers auf, und ihr

ein höfliches Kompliment. Sie erschrak ziemlich über den jähligen Anblick, und wurde blutroth, sagte aber bald: „Ich bin von Herzen erfreut, Herr van Blac, Euch hier wohl zu sehen, und hätte nicht geglaubt, daß Ihr sobald hier sein würdet. Wißet indeß, daß meine Angelegenheiten bereits völlig zu Ende gebracht sind und ich von dem van Steen gänzlich geschieden bin. Das Uebrige wollen wir zu gelegener Zeit mit einander besprechen. Für jetzt thut mir nur ein paar Tage noch den Gefallen, und stellet Euch, als ob Ihr mich sonst noch nie gesehen hättet.“

„Madame,“ gab ich zur Antwort, „ich bin schon einige Tage hier, habe mir aber das Herz nicht nehmen wollen, Ihnen nachzureisen, und ob ich gleich vor Freude außer mir war, als ich das Vergnügen hatte, Sie von dem Wagen steigen, und auf den Saal kommen zu sehen, so wollte ich mich doch vor andern Leuten nicht eher zeigen, als bis ich erst Erlaubniß von Ihnen erhalten. Unterdeß möchte ich wünschen, daß ich hier auf dieser Stelle nur eine einzige Stunde Zeit haben möchte, Ihnen eine gewisse Begebenheit zu eröffnen, worüber Sie sich ungemein verwundern werden.“ — „Herr van Blac,“ sagte sie hierauf, „ich habe diesen Tag noch wichtige Verrichtungen, und werde vor Abends nicht wieder hierher kommen; sobald aber in diesem Gasthause Alles zu Bette ist, will ich Euch durch meine

Magd in mein Zimmer rufen lassen. Meine Wase, die jetzt mit derselben von mir gegangen, wird wie bisher zwar auch bei mir sein, allein Ihr habt Euch vor beiden nicht zu scheuen, denn sie sind mir sehr gewogen und treu. Ich werde mich auch chesster Tages mit beiden zu Schiffe setzen und nach England segeln.“

Ich wurde durch die leyten Worte einigermaßen verwirrt. Sie bemerkte es, sagte jedoch nichts weiter als: „Habt guten Muth, mein werther Freund, diesen Abend wollen wir deutlicher mit einander sprechen.“

Mit diesen Worten begab sie sich in ihr Zimmer, und ich mich in das meinige. Ich stellte mich gegen meinen Aufwärter etwas unpäßlich, und ließ mir daher die Speisen herauf bringen, kam auch den ganzen Tag nicht aus dem Zimmer, bemerkte aber wohl, daß Frau van Bredal noch vor dem Essen ausging, und erst mit anbrechender Nacht wieder zurück kam.

Um Mitternacht klopfte Jemand ganz sanft an meine Thür, und als ich dieselbe leise eröffnete, trat ihre Magd herein, brachte ein Kompliment von der Frau van Bredal, welche bitten ließ, ob ich nicht die Güte haben wollte, von meiner Ruhe etwas abzubrechen und auf ein wichtiges Gespräch zu ihr zu kommen. Ich folgte der Magd sogleich nach, und traf die beiden Frauenzimmer auf zwei Schlaf-

stühlen sitzend an, zwischen denen ein Tisch stand, worauf sich ein paar Flaschen Wein nebst Confect befanden.

Sobald sie mich bewillkommt und zu sitzen genöthiget, fing die van Bredal an: „Sehet, meine liebste Base, dies ist der Herr, der mit seiner größten Lebensgefahr zu meiner Freiheit verholfen, welche zu erkaufen, vielleicht keine Million hingereicht haben würde.“ Die Base war eine artige Jungfrau von neunzehn bis zwanzig Jahren, und nannte sich Gillers. Sie war eines sehr aufgeweckten Geistes, stand auf, und sagte: „Mein Herr, erlaubt mir, daß ich Euch für die übergroße Gefälligkeit, die Ihr meiner liebsten Freundin auf dieser Welt und zugleich mir erwiesen habt, die Hand küssen darf.“ Indem ich mich nun dessen weigerte, und sehr beschämt dastand, küßte sie mich in der Geschwindigkeit so derb auf den Mund, daß ich mich fast selber schämte und ganz feuerroth im Gesichte wurde.

Die van Bredal fing an, darüber herzlich zu lachen, und sagte dann: „Kinder, wir müssen die wenigen Stunden, die wir beisammen bleiben können, mit ernsthaften Gesprächen zubringen.“ Demnach fing sie an, mir Alles zu erzählen, wie es ihr daselbst ergangen. Die Hauptsachen aber waren folgende: Anfangs habe sie darauf bestanden, ihren Mann, den van Steen, wieder zu haben, dieser aber habe, vielleicht nicht so sehr aus üblem Verdacht, als weil



ihm die Helena stündlich angelegen, sich gänzlich geweigert, sie wieder anzunehmen, und die Helena fahren zu lassen, weswegen es denn endlich dahin verglichen worden, daß sie nunmehr vor neun Tagen einen gerichtlichen Scheidebrief bekommen, mit der Klausel, sich ebenfalls wieder verheirathen zu dürfen, an wen sie wolle. Zweitens sei der van Steen genöthiget worden, ihr für ihr mitgebrachtes Gut nebst den Abtretungsgeldern tausend holländische Gulden zu bezahlen, welche sie denn auch an dem heutigen Tage durch ihren Procurator in Empfang nehmen lassen. Ferner sei ihr das elterliche Erbtheil von sechzehnhundert Floren gleichfalls bereits ausgezahlt worden, und da sie nunmehr frei und ledig, so wolle sie diesen ihr so unglückseligen Boden verlassen und mit dieser ihrer Base nach England gehen.

Ich hatte ihr mit großer Verwunderung und bangem Herzen zugehört, blieb aber, da sie inne hielt, abermals in tiefen Gedanken sitzen, und war nicht einmal gewahr worden, daß sich Mademoiselle Gillers mit der Magd hinaus begeben hatte, um noch Kaffee zu kochen. Daher begann Frau van Bredal von neuem. „Nunmehr,“ sagte sie, „mein Herr van Blac, habe ich es noch mit Euch zu thun, um Euch die mir treu geleisteten Dienste zu belohnen. Ist Euch mit baa-rem Gelde gebietet, so stehen noch dreitausend Thaler von dem Meinigen zu Euren Diensten, wolltet ihr Euch aber ge-

fallen lassen, diese meine Waise, die doch gewiß ein schönes Frauenzimmer zu nennen ist, zur Frau zu nehmen, so versichere ich Euch, daß Ihr nicht allein meine Euch jetzt versprochenen dreitausend Thaler, sondern auch von ihrem Vermögen wenigstens noch doppelt so viel empfangen sollt. Denn ich für meine Person bin entschlossen, meine noch übrige Lebenszeit im ledigen Stande zuzubringen, mein Geld und Gut auf Zinsen auszuthun, und in der Stille für mich zu leben.

Diese Worte waren ein Donnerschlag für meine Ohren und mein Herz. Jedoch ich stand ganz gelassen vom Stuhle auf, und sagte: „Madame, Dero Freigebigkeit ist jederzeit gegen mich größer gewesen, als meine geringen Dienste. Ich habe noch ein bedeutendes Kapital davon aufzuweisen, wollte aber dasselbe weit lieber wieder zurückgeben, als noch mehr von Ihnen annehmen. Für die vorgeschlagene Heirath danke ich gehorsamst, nicht etwa als ob ich diese liebenswürdige Person verachtete, sondern nur darum, weil mir nicht möglich ist, eine andere zu lieben, so lange ich weiß, daß Frau van Bredal noch lebt. Geld und Gut ist nicht vermögend, mich zu vergnügen; da ich indeß Dero Entschluß vernommen, so will ich mich aus Ihren Augen verbannen, und mein künftiges Schicksal mit Geduld ertragen. Leben Sie wohl, Madame! Der Himmel lasse Sie jeder-

zeit recht vergnügt leben!“ — „Mein werthester Freund,“ versetzte sie hierauf, indem sie mich am Kleide zurückzog, „bedenket doch Euer Bestes; ich will Euch drei Tage Zeit dazu lassen.“ Ich gab zur Antwort: „Madame, drei Jahre, drei Tage, drei Minuten oder drei Secunden sind mir in diesem Stücke ganz einerlei, weil ich weiß, daß mein Gemüth in diesem Punkte eben so unveränderlich ist, als ich unglücklich bin. Erlauben Sie nur, daß ich mich wegbegeben, und Dero Höflichkeit nicht länger mißbrauchen darf.“ Sie hielt mich noch fester und sagte: „Mein Herr, im Zorne lasse ich Euch nicht von mir gehen. Erwäget aber, ob Ihr, als ein Junggefelle, der sich dafür ausgiebt, noch kein Frauenzimmer berührt zu haben, nicht besser thätet, wenn Ihr meine Base oder eine andere Jungfrau heirathetet, als mich, die ich als eine Wittwe zu achten bin, und dennoch wohl nachher bei Euch in den Verdacht gerathen könnte, als ob ....“ Ich unterbrach ihre Rede und bat: „Madame, quälen Sie mich nur nicht länger; denn ich bin ja überzeugt genug, daß Ihnen meine Person nicht anständig ist. Darum ist ja meine Entschloßung die vernünftigste, daß ich mich lieber entfernen will, da ich nicht erlangen kann, was ich suche.“

Unter diesen Worten rollten mir, so viel ich mich von meiner Kindheit an zu erinnern weiß, zum erstenmal einige

Thränen die Wangen herunter, die, sobald es die Frau van Bredal sah, eine solche Wirkung hervorbrachten, daß sie auf einmal anderes Sinnes wurde, mir um den Hals fiel, mich oftmals küßte, und endlich sagte: „Bleib, mein Geliebter, ich bin Dein und Du sollst der meinige sein, so lange als ich lebe. In England wollen wir Hochzeit haben, unterdessen aber richte Dich nach meinen Umständen, und überlege mit mir, wie wir uns etwa hier noch zu benehmen haben.“ Bei diesen Worten wurde mir so zu Muth, daß ich fast selber nicht wußte, wie mir war, und mein Mund blieb so lange auf dem Munde meiner Geliebten haften, bis wir die Mademoiselle Gillers und die Magd mit dem Kaffee kommen hörten.

Wir sezten uns und tranken einige Schalen. Die Magd ging endlich fort, und nun sagte meine Geliebte zu ihrer Vase: „Denket doch, mein Herz, dieser Herr, mit dem ich mich absünden wollen, will weder Geld noch Gut, sondern meine Person selbst für seine mir geleisteten Dienste haben.“ — „Ihr wäret,“ antwortete die Mademoiselle Gillers, „die unerkennlichste Person von der Welt, wenn Ihr ihm dieselbe versagtet; denn er hat Euch gerettet, und neben dem Glücke den größten Antheil daran. Ihr seid wenige Jahre älter als ich, und würdet den ledigen Stand bei Eurer Schönheit schwerlich ohne große Versuchungen beibe-

halten können. Daher machet mir das Vergnügen, daß ich jetzt gleich die Verlöbnißringe von Euren Fingern abziehen und verwechseln darf, das Beilager aber muß ausgefetzt bleiben, bis wir in meines Bruders Haus nach Portsmouth kommen.“ Mit diesen Worten stand das lose Mädchen auf, zog sowohl mir als der Frau van Brebal die Ringe vom Finger, verwechselte dieselben, und stellte sich dabei mit Reden und Gebärden so an, als ob sie ein wirklicher Priester wäre, ließ auch nicht eher nach, bis wir einander die Hände und unzählige Küsse auf die Treue gaben.

Da nun dies vorbei und alles in Wichtigkeit gebracht war, erzählte ich beiden Frauenzimmern den Streich, welchen ich in vergangener Nacht dem Mörzel und der Helena gespielt hatte. Sie lachten sich beide fast zu Tode darüber, wollten aber nicht eher alles glauben, bis ich sie in mein Zimmer hinüber führte, der Helena Kleider, Strümpfe und Pantoffeln verzeigte, und dieselben meiner nunmehrigen Geliebten in Verwahrung gab. „Und wenn ihr mir,“ sagte diese, „mein nunmehriger Geliebter, hundert tausend Thaler zum Mahlſchah gegeben hätte, so wären mir diese doch nicht halb so angenehm, als diese Sachen. Von nun an wollen wir nicht mehr unter dem Verdeck spielen, sondern dem van Steen zeigen, was er verloren oder gewonnen hat. Inzwischen bin ich vergnügt, Herr van Blac, daß ich mich

nunmehr die Eurige nennen kann und darf. Morgen früh will ich mich mit Euch trauen lassen, wosern Ihr ein Zeugniß aus Antwerpen bei Euch habt, daß Ihr dort nicht schon mit einer Andern verhehelicht seid — ich zeigte ihr dies Zeugniß sogleich vor — sodann will ich noch tausend und mehr Thaler daran wenden, wosern es erforderlich seyn sollte, um die nichtswürdige Helena zu bestrafen und dem van Steen die Augen zu öffnen.“

Wie viel mir nun auch an der Person der van Bredal gelegen war, so hielt ich doch nicht für rathsam, daß wir uns in diesem Stück übereilten, indem uns von unseren Feinden schlimme Streiche gespielt werden könnten. Dagegen war ich der Meinung, daß es besser wäre, wenn wir uns, sobald wir unsere Sachen alle in Ordnung gebracht, je eher je lieber nach England übersetzen ließen. Mittlerweile wollte ich die ganze Komödie von der Helena mit allen Umständen zu Papier bringen, einen Brief an den van Steen dazu legen, der Helena Kleider und Sachen in ein Kästlein packen, und alles zusammen dem van Steen in die Hände liefern lassen; nachher würden wir in England denoch wohl erfahren, was etwa ferner vorgegangen. Meine Geliebte hielt dies für genehm, und sagte, sie sei in allen Stücken reisefertig, und könne binnen drei oder vier Tagen abfahren. Demnach beschlossen wir, daß ich den nächsten

Tag noch ausruhen, den darauf folgenden aber nach Hartlingen vorausreisen sollte, damit Niemand einmal erführe, daß wir einander hier in Leuwarden gesprochen hätten. Dies geschah denn auch so. Ich kehrte aber nicht in dem Gasthause ein, wo sie einkehren wollte, sondern in einem andern, setzte mich dann hin, schrieb zuerst die ganze Geschichte von Wort zu Wort auf, die sich zwischen Mörzel, Helena und mir zugetragen hatte, und faßte dann einen Brief an van Steen ab, folgenden Inhalts:

Mein Herr,

„Ich habe zwar niemals die Ehre gehabt, Sie von Person zu kennen, trage aber dennoch einiges Mitleid mit Ihnen, daß Sie sich wider Vermuthen dem großen Orben der Hahnreißchaft einverleibet sehen müssen. Beiliegende Geschichts-Erzählung ist treu und wahr. Auch können Sie noch andere Nachrichten desfalls einziehen, und dann erwägen, ob nicht alles zutrifft. Indefß ich hoffe, es werden Ihrer Ehelichsten Kleider und andere Sachen; wie auch die beiliegten Liebesbriefe, ein hinlängliches Zeugniß abstaten, daß dies keine Erdichtung, sondern eine wahrhafte Geschichte sei. Wäre ich so wollüstig als neugierig gewesen, das Beginnen einer üppigen Dame kennen zu lernen, so wäre die Zahl ihrer Hörner unsehlbar durch mich vermehrt worden.

Denn nach Mörget's Beschreibung soll Ihre Frau Liebste schönes Leibes, dabei sehr freigebig sein gegen diejenigen, welche sie redlich bedienen, indem sie sehr hitzig in dem Liebeswerke, — ob es wahr ist, weiß ich nicht, da ich niemals das Glück gehabt, sie zu sehen, vielweniger sie anzurühren. Ich überlasse es ganz Ihnen, wie Sie sich bei dieser Gelegenheit benehmen, und ob Sie ihren Herren Schwägern, nämlich den Männern der Madame E\*\* und A\*\* auch das Verständniß öffnen wollen, insofern Sie dasselbe ausforschen können. Ich hoffe das meinige gethan zu haben, als ein unbekannter redlicher Freund; denn wenn ich ein Schelm oder Betrüger oder sonst geldbedürftig wäre, so hätte ich wenigstens die Baarschaften für meine Mühe zurück behalten können. Uebrigens bitte ich mit durch diesen abgeschickten Boten eine kleine Bescheinigung aus, indem ich mich hier in Hartlingen nicht lange aufhalten, sondern ehestens nach Amsterdam absegeln werde. Ich beharre, mein Herr,

Euer

aufrichtiger Freund.

Sobald ich nun Nachricht erhalten, daß meine Geliebte nebst ihrer Waise angekommen, und ebenfalls in einem andern Gasthause, als wo wir ehemals gewesen, abgetreten sei, begab ich mich gleich des ersten Abends zu ihr, und zeigte



ihr mein Geschriebenes, welches sie billigte. Darauf packten wir der Helena Kleidungsstücke in ein Kästlein, versiegelten es mit einem fremden Petschaft, und ich trug dann dasselbe bei Nachzeit selber in mein Quartier. Drei Tage nachher wollte ein Schiff nach England absegeln. Auf dies verdungen sich die beiden Frauenzimmer, und sodann auch ich besonders, als ob wir nicht zusammen gehörten. Wir wurden bestellt, uns noch vor Abends an Bord einzufinden, weil der Schiffer dann in See gehen wollte. Daher fertigte ich um Mittagszeit erst einen expressen Boten an den van Steen nach Leuwarden ab, gab ihm einen guten Lohn, nebst dem ausdrücklichen Befehle, die Briefe nebst dem Kästchen ja keinem andern Menschen als dem van Steen selber in die Hände zu geben, wofern aber derselbe nicht zu Hause wäre, so lange zu warten, bis er zur Stelle käme, indem ihm sein Wartegeld entweder dort oder von mir wohl bezahlt werden solle. Sobald aber der Bote etwa eine Meile Weges fort sein mochte, bezahlte ich den Wirth, und ließ meine Sachen auf's Schiff tragen, zu welchem ich sodann meinen Weg ebenfalls nahm, und bald darauf meine beiden Frauenzimmer gleichfalls ankommen sah.

Wir segelten also mit gutem Winde fröhlich ab, und gelangten in wenigen Tagen glücklich in Portsmouth bei dem Bruder der Mademoiselle Gillers an, der uns mit vielen

aufrichtigen Freundschaftsbezeigungen empfing, auch, nachdem er unser Anliegen und unsere Umstände vernommen, wenige Tage nachher Anstalt machte, daß ich mit meiner Geliebten von Priesters Hand ehelich zusammengegeben wurde. Wir waren hierauf gesonnen, uns mit nächster Gelegenheit ein feines Landgütchen zu kaufen, eine ordentliche Haushaltung anzufangen, und von demjenigen, was uns das Gut einbrächte, ehrlich zu leben; da sich aber nicht so gleich ein anständiges finden wollte, lebten wir über ein halbes Jahr für unser Geld sehr vergnügt bei dem Herrn Gillers.

Eines Abends, da ich mit demselben aus einer Gesellschaft guter Freunde, da es schon ziemlich dunkel war, nach Hause ging, kam uns eine schwarz gekleidete Mannsperson entgegen, stieß mich im Vorbeigehen mit einem Dolche in die Seite, und lief dann schneller als ein Windspiel davon. Ich selbst kaum, geschweige denn Herr Gillers, wußte, wie mir geschehen war. Endlich aber fühlte ich die Wunde, und war froh, daß wir bald nach Hause kamen. Der Stich war zwar nicht tödtlich, weil er auf dem rechten Hüftbein sitzen geblieben, allein sehr schmerzhaft, wie denn auch nachher noch sehr üble Zufälle dazu kamen, so daß ich doch fast daran hätte sterben können. Allmählig wurde ich indeß wieder gesund, und erfuhr zu meiner Verwunderung, daß

Niemand anders als Mörzel der Meuchelmörder gewesen.

Es fügte sich nämlich so wunderbar, daß einer von des van Steen's Handelsburschen herüber nach England, und bei Herrn Gillers in Condition gekommen war. Dieser hatte meine Ehegattin kaum erblickt, als er sich derselben sogleich zu erkennen und dabei zu vernehmen gab, daß sie, als die erste Frau des van Steen, ehemals seine Patronin gewesen; er aber sei erst vor wenigen Wochen aus des van Steen Diensten gegangen, um sich eine Zeitlang in England aufzuhalten, könnte auch, wenn es uns etwa auf den Abend gelegen wäre, verschiedene wunderbare Geschichten, die sich vor Kurzem in van Steen's Hause und sonst in Leuwarden zugetragen hätten, erzählen.

Meine Frau, die sich dieses Menschen von etlichen Jahren her noch sehr wohl zu erinnern wußte, bat ihn sogleich, uns die Gefälligkeit zu erweisen, und Abends auf unser Zimmer zu kommen. Er that dies denn auch, und machte uns eine weitläufige Erzählung von den Geschichten des van Steen, seiner Helena, Mörzel's und anderer mehr. Endlich kam er auf die letzten Streiche, die ich in Leuwarden gespielt hatte, wußte aber nicht, daß ich es gewesen, sondern erzählte nur, daß der van Steen neulich von unbekannter Hand einen Brief nebst einem Kästlein mit Kleidungsstücken und andern Sachen erhalten, die seiner Frau gehörten, und wovon

sie ausgegeben, daß sie ihr gestohlen worden. Er habe sich darüber ganz rasend angestellt, wenige Stunden nachher aber seine Frau nebst ihrem Aufwartemädchen in ein finstres Gewölbe verschlossen, und ihnen drei große Brote nebst einem Fäßchen voll Wasser hineingesetzt. Hierauf sei er mit dem Boten, welcher den Brief gebracht, nach Harlingen gereiset, und des andern Tages sehr verdrießlich zurück gekommen, habe auch allen seinen Leuten hart verboten, von allen dem, was sie in seinem Hause etwa sähen oder hörten, kein Wort auszuplaudern. Ferner sei van Steen immer unruhig geblieben, bald zu diesem, bald zu jenem guten Freunde gelaufen, und endlich habe man unter der Hand vernommen, daß der Notarius Nörgel in eines andern Kaufmanns Hause bei Nachtzeit sehr grausam geschlagen und verwundet worden sei, so daß man ihn in einer Sänfte habe nach Hause tragen müssen; van Steen habe an Gesicht und Händen ebenfalls die Wahrzeichen gehabt, daß er in einer Schlägerei gewesen; bald nachher aber sei Helena nebst ihrer Magd früh Morgens vor Tage in einen Wagen gesetzt worden, den man verschlossen, und sie unter Begleitung von vier unbekanntem Reitern fortgeführt; wohin, wisse niemand eigentlich. „Nörgel“ — fuhr dieser Kaufmannsdienet fort — „ging, sobald er wieder curirt war, herüber nach England, und zwar auf eben dem Schiffe, worauf ich mich befand; ließ sich auch ei-

nes Tages dieser verwegenen Rede gegen mich verlauten: Ich trage diesen meinen Kopf zum erstenmal nach England, weiß aber nicht, ob ich denselben wieder herausbringen werde; doch frage ich nichts darnach, wenn ich nur so glücklich bin, mich an einem gewissen Feinde zu rächen, der mir den ärgsten Pöffen auf der Welt gespielt hat; kann ich nur ihn in die andere Welt schaffen, so will ich gern sterben."

Aus allen diesen Reden des Kaufmannsdieners nun konnte ich und meine Frau bald schließen, daß Mörzel unsere Geheimnisse ausgeforscht habe, und kein anderer als er mein Mordhelmsünder sei; denn es kamen noch viele andere Umstände dazu, welche ich, um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, verschweigen will.

Inzwischen verging meiner Ehegattin bei so gestalteten Sachen alle Lust, in England zu bleiben; besonders, nachdem sie verschiedene schreckliche Träume gehabt, blieb sie bei den Gedanken, unsere Feinde würden nicht eher ruhen, bis sie uns aus dem Wege geräumt. Daher wurden wir schlüssig, unser Geld und Gut zusammen zu packen, und mit erster Gelegenheit nach Jamaica zu segeln. Ich kam in etlichen Wochen nicht aus dem Hause, um nicht von neuem in Mörderhände zu fallen. Nachher, da Herr Gillers uns die Nachricht brachte, daß er für uns gesorgt, und auf ein nach Jamaica gehendes Schiff Verdungen habe, welches in

wenigen Tagen absegeln würde, schafften wir unsere Sachen darauf, und traten nach wehmüthig genommenem Abschiede die Reise nach der neuen Welt an.

Meine Ehegattin war sehr vergnügt, daß wir diesen Entschluß ergriffen hatten, zumal da uns Wind und Wetter sehr günstig waren. Allein das grausame Verhängniß hatte beschlossen, uns auf eine traurige Art von einander zu trennen. Als wir nämlich bereits eine ziemliche Weite über die Insel Madera hinaus waren, überfiel uns ein entsetzlicher Sturm, welcher uns auf die linke Seite nach den Inseln des grünen Vorgebirges zu trieb. Wir sahen dieselben schon vor Augen, konnten sie aber nicht erreichen, indem unser Schiff um die Mittagszeit plötzlich scheiterte, und mit seiner ganzen Ladung zu Grunde ging. Ich und meine Ehegattin waren nicht so glücklich, daß man uns mit in ein Boot genommen hätte; denn es waren schon beide überflüssig besetzt. Daher mußte es uns so wie vielen andern zum Troste dienen, daß wir einen starken Balken erhaschten und uns auf demselben erhalten konnten. Doch was half es? In der folgenden finstern Nacht schlug eine ungeheure Welle meine Geliebteste von dem Balken herunter, und ich hörte nur noch, daß sie rief: „Jesus! Gute Nacht, mein Liebster!“ Mir vergingen vor Wehmuth alle Gedanken, und ich wundere mich über nichts, als daß ich mich bei einem so Schmerz-

lichen Leibwiesen noch habe auf dem Balken erhalten können. Als ich wieder etwas zu mir selber kam, konnte ich keine Hand vor Augen sehen. Des andern Tages aber gegen Mittag befand ich mich an dem Ufer der Insel S. Lucia, welches eine von den Inseln des grünen Vorgebirges ist, und wurde errettet.

Auf dieser Insel habe ich viele Tage mit Winseln und Wehklagen über den kläglichen Verlust meiner Geliebten zugebracht, weil mit ihr all mein Vergnügen, ja meine ganze Glückseligkeit im Meer ertrunken war. Endlich, da ich noch etwa hundert Ducaten in meinen Kleidern vernähet bei mir trug, kam mir in die Gedanken, mit einem portugiesischen Schiffe nach Brasilien zu gehen, und aus Verzweiflung so lange hie und dahin zu fahren, bis ich mein, mir nunmehr widerwärtiges Leben endigte. Jedoch der Himmel gab mir bald wieder andere Gedanken ein, daß ich nämlich in mein Vaterland zurück gehen, und entweder in meiner Geburtsstadt oder in Amsterdam mit eine stille und ruhige Lebensweise erwählen solle. Dies wurde denn auch von mir beschlossen. Da ich indeß in Lissabon einem vornehmen schwedischen Herrn bekannt wurde, so nahm mich derselbe zum Sprachmeister seines Sohnes an, und mit sich nach Schweden.

Mein Bögling war sehr lernbegierig; allein er starb

schon nach Jahresfrist. So bekam ich denn mein bedungenes Geld, hatte dazu noch den Vortheil, daß ich die schwedische Sprache vollkommen erlernt, von welcher ich sonst unter den andern am wenigsten verstand, und reisete nach meiner Vaterstadt ab. Da ich daselbst vor Jammer über all mein bisheriges Unglück nicht bleiben konnte, so ging ich von da nach Amsterdam, wo ich abermals Condition als Sprachmeister bei einigen Kaufmannsbienern nahm, die mir so viel bezahlten, daß ich mein stilles und melancholisches Leben ganz ehrlich fortführen konnte.

Weil indeß einige von ihnen abgingen, und ich also aus meinembeutel zusehen mußte, fügte es sich zufällig, daß der werthe Herr Eberhard Julius, gegen dessen Quartier ich gerade über wohnte, einen Dolmetscher suchen ließ, den er mit nach Schweden nehmen könnte, und ein ansehnliches Monatsgeld zu zahlen versprach. Ich wurde sogleich an ihn recommandirt und von ihm mitgenommen.

Was unsere Verrichtungen daselbst gewesen, ist Ihnen allerseits bekannt. Ich habe nach meinem Vermögen nichts gespart, um Ihnen getreue Dienste zu leisten, bin auch un- gemein reichlich dafür belohnt worden, so daß ich mich zuletzt sehr schwer von der angenehmen Gesellschaft trennte, und höchst betrübt von Hamburg nach Amsterdam zurückreisete. Daselbst wollte es mir nun gar nicht mehr gefallen



ungeachtet mir eine sehr vortheilhafte Heirath nebst einer Anstellung bei dem Schiffbauwesen angetragen wurde; sondern es kam mir auf einmal wieder die Grille in den Kopf, zur See entweder nach Ost- oder Westindien zu gehen, und mein Vermögen, welches ungefähr in siebenhundert Gulden oder etwas drüber bestand, anzulegen.

Ich ließ mich dessen einmal Mittags in meinem Speisequartier verlauten, wo, dem Ansehen nach, zwei feine Seeofficiere zugegen waren, die sogleich sagten: wofern dies mein Ernst wäre, könnten sie mir dienen; denn das Schiff, worauf sie Dienste genommen, würde in wenigen Tagen nach Ostindien unter Segel gehen.

Es war mir dies die herzlichste Freude von der Welt. Ich machte wegen ihres guten Ansehens sogleich die vertraueste Freundschaft mit ihnen, und schaffte gleich des andern Tages meine Sachen, die in zwei Kasten gepackt waren, in ihr Quartier, wo sie mich ganz wohl behandelten. Auch bemerkte ich in den ersten zwei Tagen, daß dann und wann Matrosen kamen, welche bald dieses bald jenes anmeldeten. So befahrte ich mich denn keines Bösen, und hatte meine besondere Kammer, worin ich schlief.

In der dritten Nacht aber fuhr ich jählings aus dem Bette, indem mir jemand meine Beinkleider unter dem Kopfe hinweg zog. Ich verfolgte den Dieb, war aber kaum

in die andere Kammer gekommen, als sogleich ihrer drei auf mich zu hieben und stachen, so daß ich der Gewalt weichen, zu Boden fallen und um mein Leben bitten mußte. „Es sei Dir in Gnaden geschenkt!“ sagte der eine, drehte mir aber in der Geschwindigkeit einen Knebel in den Mund; die anderen banden mir Hände und Füße, und ließen mich Elenden also auf dem bloßen Boden liegen, bis ich früh Morgens von des Wirths Gefinde fast im Blute schwimmend angetroffen wurde. Dieses erhob ein Geschrei, so daß der Wirth auch herzu gelaufen kam, der mich reinigen und durch einen Wundarzt verbinden ließ. Ich hatte zwei Hiebe in's Gesicht, einen über den Kopf, drei über die Arme, einen Stich auf den Brustknochen, und einen in die linke Schulter bekommen, und meinte nicht anders als, ich würde an diesen acht Wunden meinen Geist aufgeben müssen; allein der Wundarzt sparte keinen Fleiß, um ein Meisterstück der Kunst an mir zu beweisen. Er kurirte mich binnen wenigen Wochen völlig, und war nachher so großmüthig, nicht einen Deut für seine Mühe und angewandte Kosten zu verlangen, weshalb ich ihn mit Recht einen barmherzigen Samariter nennen kann; der Himmel aber vergelte es ihm tausendfach, weil ich nicht im Stande gewesen, ihm meine Dankbarkeit anders als mit Worten, die aus redlichem Herzen und Munde geflossen, zu bezeugen.

Von allen meinen Sachen hatte ich Nichts behalten, als ein Bündel schwarze Wäsche und eine ziemlich große lederne Tasche, worin meine Brieffschaften befindlich; denn ich hatte dieselbe zu den Füßen meines Bettes gesteckt, und meine Räuber mochten daselbst nicht gesucht haben. Von Geld oder Geldeswerth aber hatte ich nicht das Geringste mehr, viel weniger etwas zum Anziehen. Der Wirth war während der Zeit meiner Krankheit so wohlthätig, mich mit den besten Speisen zu versorgen, bewirkte auch, daß mir, nachdem ich wieder aufgestanden war, verschiedene gute Leute einige Kleidungsstücke zuwarfen; ferner verlangte er keine Bezahlung von mir, bis ich wieder in den Stand käme, so viel missen zu können, um es ihm zu vergelten.

Das war nun freilich Höflichkeit genug; allein es sind mir oft die Gedanken aufgestiegen, ob nicht der Wirth mit meinen Räubern und Mördern selbst unter einer Decke gesteckt haben möchte. Thue ich ihm zu viel, so vergebe es mir der Himmel. Er gab vor, diese Leute habe er Zeit Lebens sonst nicht gesehen, sie hätten sich für Seeofficiere ausgegeben, und auf einen Monat das Zimmer bei ihm gemiethet, Abends vorher aber, ehe sie mich so mörderisch behandelt und beraubt, hätten sie ihre Schuld bezahlt und zu verstehen gegeben, daß noch diese Nacht etliche Matrosen ankommen würden, um ihre Sachen abzuholen, indem das

Schiff, worauf sie gehörten, in Bereitschaft stünde, um abzufegeln. Er, der Wirth, habe dies geglaubt, sei mit seiner Frauen zu Bette gegangen, und habe die unruhige Nachtarbeit einmal dem Gesinde überlassen, ohne zu ahnen, daß dergleichen Streiche in seinem Hause vorgehen würden, bis ihn früh Morgens das Gesinde, welches die Kammern reinigen wollen, herzu gerufen.

Was war zu thun? Geld hatte ich nicht, um die Sache weiter untersuchen zu lassen; daher mußte ich zufrieden sein, und dem wohlthätigen Wirthe die größten Dankfagungs-Komplimente machen, auch versprechen, wenn ich in besseren Stand käme, ihm redliche Zahlung zu leisten. Hierauf zog ich die mir geschenkten alten Kleider an, begab mich wieder in die Stadt, — denn mein bisheriges Quartier war außerhalb derselben gewesen — suchte gute Freunde, die mich wieder in besseren Stand setzen sollten, fand aber nur wenige, die mir mit einer christlichen Beisteuer zu Hilfe kamen.

Jedoch der Himmel, welcher selten ein redliches Gemüth verderben läßt, führte mich unvermuthet in eine Straße, wo mir Herr Eberhard Julius mit seiner werthen Schwester entgegen kam. Die verschiedenen, in mir aufsteigenden Gemüthsbewegungen machten, daß ich einen lauten Schrei that, sodann vor Jammer bitterlich zu weinen an-

sing, und mich vor ihnen verbergen wollte. Allein zu meinem Glück wurde ich von ihnen erkannt; sie nahmen mich Glenden auf, und setzten mich in solchen Stand, daß ich mich wieder bei ehrlichen Leuten sehen lassen und mit ihnen umgehen konnte, ja, was die Hauptsache ist, sie waren so glücklich, mich zu ihrem Reisegefährten und auf diese glückselige Insel mit zu nehmen.“

---

Hiemit endigte Herr van Blac seine Geschichtserzählung. Obgleich die Glocke schon zwei Uhr geschlagen hatte, als er aufhörte, so war doch der Altvater so wenig als ein Anderer müde geworden, ihm zuzuhören, ja der Altvater selber, so oft Herr van Blac abbrechen wollte, ersuchte denselben, nur immer bis zu Ende fortzufahren, weil er jetzt ohnehin wenig schlafen könne. Sodann aber legten wir uns sämmtlich zur Ruhe, und schliefen fast bis gegen Mittag da bereits mit den Tellern geklappert wurde.

In dem folgenden Monat September ließ sich eines Tages in den Vormittagsstunden ein heftiges Erdbeben spüren, was bei uns Furcht und Bangigkeit erregte. Der Altvater beruhigte uns indeß und versicherte, daß er dergleichen schon früher auf der Insel bemerkt, und es sei dann jedesmal einige Tage nachher ein Sturm auf der See erfolgt; übrigens halte er das diesmalige Erdbeben auch noch für

einen Verboten, daß er selber vielleicht bald sterben werde, indem gerade an diesem Tage seine Füße zum erstenmal diese Insel betreten hätten. Wir waren alle darüber sehr niedergeschlagen, und wünschten, daß er noch lange auf der Welt bei uns bleiben möge; allein er schüttelte mit dem Kopfe.

Den folgenden Tag fiel unser gewöhnlicher Buß- und Bettag, den wir sehr andächtig feierten. Am Abend behielt der Altvater die Aeltesten der Stämme und die vornehmsten Europäer bei sich, und wir speiseten an zwei langen Tafeln in seinem Zimmer. Nachher wurde über viele und nöthige Sachen, die noch vorgenommen werden sollten, Unterredung gepflogen, so daß die Mitternachtsstunde allmählig heranrückte, welches aber Niemand merkte, bis vor dem Zimmer ein ungewöhnliches Getöse entstand. Ich ging deshalb nebst einigen Andern hinaus, und hörte, daß man hinter dem großen Garten in der Gegend zwischen den beiden Flüssen viele Feuerflammen aufsteigen und herumschwärmen sähe. Wir liefen sogleich an die Fenster, und fanden, daß dem so sei. Herr Lisberg und andere urtheilten, daß es Dünste aus der Erde oder sogenannte Irwische wären; allein, als der Lärm größer wurde, und sich der Altvater selbst an das eine Fenster führen ließ, sagte er sogleich: „Meine Kinder, diese Flammen steigen aus dem Gottesacker empor, die Todten

rufen mich zu sich in ihre Ruhe. Nun ist nichts mehr übrig, als daß ich mein Haus bestelle. Denn eben dergleichen weiße, lichte Flamme zeigte sich kurz vorher, ehe der selige Karl Franz van Leuwen von dieser Welt Abschied nehmen mußte. Dazumal — fuhr er fort — lag nur ein Christlicher Körper auf diesem Gottesacker, jezo aber sind ihrer mehr, die sich nach meiner Gesellschaft sehnen.“ Wir wendeten nun zwar alle unsere Beredsamkeit an, um dem Altvater die Sterbegebanten für diesmal auszureden; indes er lehrete sich nicht daran, ließ nachher Vestkunde halten, und bat Herrn Magister Schmelzer, daß er einigen Knaben befehlen möchte, unter einer sanften Musik den Choral zu singen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ic.“

Er begab sich hierauf zur Ruhe. Mein Vater und ich aber blieben fast wider seinen Willen vor seinem Bette sitzen, und bewachten ihn, während zugleich meine Schwester nebst vielen andern im Nebenzimmer ebenfalls Wache hielt. Wir bemerkten, daß er einen ganz natürlichen, aber so leisen Schlaf hatte, daß ihn auch das geringste Geräusch erweckte. An den folgenden Tagen wurde er recht merklich immer schwächer und schwächer, so daß er kaum mehr einen Arm oder ein Bein allein aufheben konnte, jedoch, da sich kein Ekel vor Speise und Trank bei ihm einfand, so hatten wir noch immer gute Hoffnung. Saß oder lag er still, so

waren seine Augen meist geschlossen, und es schien, als wenn er im Schlummer zuweilen lächelte. Einige Tage vor dem Michaelisfeste fragte ich ihn, ob er denn etwa an einem oder dem andern Theile seines Leibes innerlich oder äußerlich Schmerzen fühlte? „Ach nein, mein Sohn,“ gab er zur Antwort, „ich fühle weder Schmerz noch Pein, sondern eine angenehme süße Mattigkeit, wie ein Mensch, der in sanftem Schlummer liegt, und bald in einen tiefen Schlaf verfallen will, und wenn ich meine Augen zuschliesse, so sehe ich die allerlieblichsten Sachen vor mir.“

Solchergestalt saß und lag er fast beständig in einem süßen Schlummer, und man merkte, daß er es nicht gern hatte, wenn man ihn ohne Noth darin störte, auch war er wenig munter, außer wenn man ihm Speise reichte, oder wenn Betstunde gehalten wurde. Als er am Michaelis heiligen Abend in die Vesper läuten hörte, und von uns vernahm, daß den folgenden Tag das Michaelisfest zu feiern sei, sprach er mit einer munteren und fröhlichen Gebärde: „Ach, meine Kinder, ich muß zu guter Letzt die Kirche noch einmal besuchen, ehe ich schwächer werde; denn ich spüre, daß mein Lebensende nicht mehr weit entfernt ist.“

Wir mußten ihm demnach des andern Morgens seine besten Kleider anziehen, und ihn in die Kirche tragen lassen, wo er den Gottesdienst ganz frisch und munter bis zu Ende



abwartete, auch die geistlichen Lieder mit heller Stimme mitfang. Diesen ganzen Tag über schien er gegen die bisherigen sehr stark zu sein, folgendes Tages aber wieder so schwächlich als an den vorigen Tagen.

Sonntags nach Michaelis hielt Herr Herrmann eine Predigt in des Urtvaters Zimmer, welche mein Vater, ich, und einige andere, die sich nicht von ihm hinweg begeben wollten, mit anhörten. Nachdem er nun etwas weniges von Speise und Trank zu sich genommen, verlangte er, man sollte den Tischler Lademann zu ihm kommen lassen, jedoch nicht eher, als bis die Nachmittagspredigt vorbei wäre. Da sich nun dieser zu bestimmter Zeit einstellte, sagte der Urtvater zu ihm: „Mein Sohn, Ihr habt mir, so lange Ihr hier auf der Insel seid, vielen Nutzen gestiftet und große Gefälligkeiten erwiesen; allein ich habe doch noch eine Bitte an Euch, daß Ihr mir nämlich mein Ruhekammerlein oder Sarg so eiligst, als nur immer möglich, verfertigen möchtet, denn ich habe nicht lange Zeit mehr hier zu bleiben, sondern Gott wird mich nächsten Tages zu sich rufen. Ich möchte doch aber gern vorher mein Ruhekammerlein sehen.“

Der redliche Lademann fing bitterlich an zu weinen, küßte dem Urtvater die Hand, und gab zu vernehmen, daß er sehr sehnlich wünschte, mit dieser traurigen Arbeit noch viele

Jahre verschont zu bleiben. Allein der Altvater sagte: „Mein Sohn, das viele Reden kommt mir sauer an, thut so wohl, und erfüllet meinen Willen so eilig als möglich, und gebt mir die Hand darauf.“ Lademann mußte ihm sonach versprechen, das zu thun, was er verlangte. Er gab ihm die Hand, und ging darauf mit weinenden Augen aus dem Zimmer. Gleich nachher ließ der Altvater die Frau des Magister Schmelzer und meine Schwester rufen, bestellte sich bei denselben sein Todtenkleid, und bat, dasselbe aufs Eiligste zu verfertigen und neben sein Bette zu hängen, damit er es stets vor Augen haben könnte. Diese beiden wollten unter Vergießung häufiger Thränen ebenfalls viele Einvendungen machen und um Aufschub bitten; indeß der Altvater sagte: „Erzeiget mir die Liebe, und erfüllet meinen Willen. Ich sollte meinen, binnen zwei Tagen könnte Alles fertig sein. Sie mußten ihm also beide die Hände darauf geben, worauf er wieder anfing einzuschlummern. Weil man aber bemerkte, daß er es nicht gern hatte, wenn viele Leute um ihn waren, so blieben allezeit nur zwei Männer bei seinem Bette sitzen, die übrigen gingen in den Nebenzimmern immer ab und zu.

Montags früh kam Herr Magister Schmelzer wieder, um den Altvater zu besuchen, der noch immer im Schlummer lag, weshalb ich zu diesem Geistlichen sagte: ob es denn  
Felsenburg. IV. 20

auch wohl rathsam sei, daß man ihn immerfort in solchem Schummer liegen ließe, und ob es nicht vielleicht besser sei, wenn man ihn ermunterte und von geistlichen Dingen mit ihm redete? So leise ich nun auch dies sprach, so hörte es doch der Aeltester und sprach: „Nein, mein Sohn, gönnet mir immer dies Vergnügen, denn ich genieße solchergestalt wirklich hier auf Erden den Vorschmack der himmlischen Freude. Sehe ich schon hier mit meinen irdischen, obschon verschlossenen Augen so viel, was wird nicht droben mit verklärten Augen zu sehen sein!“ Herr Magister Schmelzer gab darauf zur Antwort: er möchte uns unsere Fürsorge nicht übel auslegen, weil wir befürchteten, er möchte uns ganz unverhofft unter den Händen sterben. „Nein,“ er wiederete er, „ich werde noch einige, obschon nur wenige Tage bei Euch bleiben, und will es schon etliche Stunden vorher sagen, wenn meinem Lebenslichte das Nahrungsol auf die Neige kömmt. Gott wird mir ein sanftes Ende besetzen, und mir die Stunde vorher verkündigen. Ich muß ja auch erst noch den theuern Zehrpfeinig, nämlich das heilige Abendmahl, mit auf die Reise nehmen, und meine Sündenbürde wegwerfen, wenn ich als ein Auserwählter vor Gottes Angesicht erscheinen will.“

Wir konnten alle vor Jammer und der Thränen nicht enthalten. Da er dies sah, sagte er: „Schämet Euch, daß

Ihr um eines eitles Vergnügens willen, meinen alten ver-  
runzelten Körper noch eine Zeitlang um und bei Euch zu  
sehen, mir das Vergnügen mißgönnet, je eher je lieber bei  
Gott zu sein. Seid doch Männer und keine Kinder.“

Herr Magister Schmelzer sprach hierauf sehr erbau-  
lich von der himmlischen Herrlichkeit, und fragte dann den  
Ultrater, ob er nicht vielleicht jetzt vor seinem Tode eine  
Verordnung machen wolle, wie es nach seinem Hintritt in  
diesen und jenen Sachen auf der Insel solle gehalten wer-  
den. Worauf der Ultrater beschloß, am nächsten Donner-  
stag nach dem Gottesdienst die Aeltesten nebst den vornehm-  
sten Europäern vor sein Bette kommen, und seinen letzten  
Willen schriftlich aufzeichnen zu lassen.

Hiebei kann ich nicht unerwähnt lassen, daß wir Mon-  
tags des Nachts zwischen dem 2. und 3. October einen hef-  
tigen Sturm auf der hohen See bemerkten. Diejenigen,  
welche in den Niederungen auf unserer Insel wohnten, hat-  
ten zwar weiter keine Ungelegenheit davon, als etliche Tage  
nach einander einen gewaltigen Plahregen und einen mäßig-  
gen Wind; auf der Albertsburg aber stürmte der Wind et-  
was schärfer, so daß auch die oberste Haube von dem Sei-  
gerthurme abgeworfen wurde, die Etage aber, worin der Sei-  
ger war, unbeschädigt blieb. Einige, die auf die Felsenspi-  
gen gestiegen waren, konnten nicht genug beschreiben, was

für ein entsetzliches Ungewitter auf der See sei, indem die Wellen höher stiegen als unser Kirchturm, ja sie wüßten sich von Jugend auf nicht zu erinnern, daß sich das Meer in dieser Gegend so heftig bewegt hätte. Wir sahen also, daß die Prophezeiung des Altvaters bei dem neulichen Erbaben genau eintraf, hofften aber doch, es werde sich mit ihm bessern, und er noch eine Zeitlang am Leben bleiben.

Unterdessen kamen Mittwoch Abends die beiden Särge auf der Albertsburg an, nämlich ein kleinerer und ein größerer, in den der erstere leicht hineingeschoben werden konnte. Wir sagten dem Altvater nichts davon, bis er Donnerstags sehr früh mit einiger Ungebuld fragte: ob denn sein Sarg und Sterbekleid noch nicht fertig sei? Wir antworteten darauf mit „Ja,“ und mußten nun den Sarg sogleich in sein Zimmer bringen und gegen sein Bette über setzen lassen. Beide Särge waren von dem feinsten Holze, das auf der Insel anzutreffen war, verfertigt, mit einer braunröthlichen Farbe angestrichen, das Leistenwerk versilbert, schöne Sprüche und Sinnbilder darauf gemalt und die Rinken verzinnt. Der innere Sarg war eben so wie der große angestrichen und mit grünem Damast ausgefüllert, wie denn auch ein mit grünem Damast überzogenes Bett und Hauptkissen darin lag. Die Frau des Magister Schmelzer und meine Schwester brachten in Gesellschaft meiner Cordula, der Frau

Wolfgangin und viele anderen Frauenzimmer mehr, das von silberfarbenem Atlas verfertigte Todtenkleid nebst einem Sterbehemde, von der feinsten holländischen Leinwand gemacht, ingleichen eine purpurfarbene Sammetmütze und ein paar weiße seidene Strümpfe, hängten auch diese Stücke, seinem Verlangen gemäß, unweit des Bettes an die Wand, vergossen aber viele Thränen dabei. Er dagegen machte ungewein freudige Gebärden und sagte: „Meine lieben Kinder, es ist Alles gar zu schön, zierlich und kostbar. Allein warum habt Ihr Euch so gar große Mühe gemacht? Ich bin ja Erde und werde zu Erde werden.“ Alle Umstehenden antworteten bloß mit Seufzern und Thränen. Weil ihm dies aber beschwerlich fallen mochte, legte er sich im Bette wieder nieder und schloß die Augen, weshalb der meiste Haufe sich wieder entfernte, und außer der Frau Schmelzerin nur wenige Mannspersonen bei ihm blieben.

Während unten Kirche gehalten wurde, schlug er die Augen auf, und sah sich nach Allen um, die im Zimmer waren, worauf er sehr munter sagte: „Ei, Kinder, legt mir doch mein Todtenkleid an, damit ich mich in dem großen Spiegel, den mir mein Eberhard mitgebracht hat, beschauen und sehen kann, ob es mir wohl steht.“ Wir waren von Herrn Magister Schmelzer dahin gestimmt, ihm in allen Stücken zu willfahren; daher halfen wir ihm aus dem Bette,

und wunderten uns über seine erneuerten Kräfte. Die Frau des Magister Schmelzer legte ihm das Kleid an, er aber trat dann vor den Spiegel, lachte, und sagte fröhlich: „Mein grünes Bräutigamskleid, welches mir meine selige Ehegattin Concordia vor nunmehr beinahe drei und achtzig Jahren gemacht hatte, gereichte mir zum größten Vergnügen auf der Welt; allein dies schöne Kleid, in welchem mein schwacher Leib, nachdem die Seele in den Himmel gefahren, in der Erde schlafen soll, ergötzt mich noch tausendmal mehr.“

Wir mußten ihn wohl zehnmal die Stube auf und ab führen, und spürten nichts als Freude und Vergnügen an ihm. Endlich aber ließ er sich wieder entkleiden, und auf den Schlafstuhl bringen, wo er mit geschlossenen Augen dasaß, bis sich die Herren Geistlichen nebst den Ältesten und den vornehmsten Europäern vor dem Zimmer meldeten. Er nahm von einem jeden den Gruß und Handkuß an, und bat, daß sie erstlich speisen, und nachher wieder zu ihm in sein Zimmer kommen möchten, weil er vor seinem Abschiede aus dieser Welt ihnen allen noch etwas vorzutragen habe. Sie gehorchten und speiseten in den Nebenzimmern. Er, der Altvater, nahm auch ein wenig Suppe, etliche Bissen von gekochten und gebratenen Speisen, nachher ein einziges Glas Wein zu sich, und saß sodann mit offenen Augen in

dem Stuhle, bis der ganze Haufe wieder zurück kam. Nachdem sich die Herren Geistlichen und Ältesten auf Stühle gesetzt, die übrigen aber in Ordnung getreten waren, befahl er mir, Papier, Dinte und Feder zu langem, und seine Reden nachzuschreiben.

Ich gehorchte, und so ordnete er denn an, daß sein erstgeborener Sohn, Albert Julius der Zweite, nach seinem Tode das Oberhaupt der Insel sein, und mit Zuziehung der Ältesten und Vorsteher der Gemeinen dieselbe regieren solle; ferner machte er noch allerlei Bestimmungen, wie es künftig mit dem Schul- und Kirchenwesen auf der Insel, desgleichen auch, wie es mit seinem Begräbniß gehalten werden solle.

Hierauf segnete er einen jeden Stamm und alle Anwesenden mit rührenden Worten, so daß fast Jedermann weinte. Da er indeß in's Bette gebracht zu werden begehrte, nahmen Alle, bis auf einige wenige, ihren Abtritt.

Am den folgenden zwei Tagen kam aus allen Pflanzstädten Alt und Jung herbei gezogen, und nahm, ein Geschlecht nach dem andern, mit thranenden Augen und Händeküssen beweglichen Abschied von dem Nitvater, er aber ertheilte ihnen den Segen mit frohlichen Gebärden.

Am Sonntag Vormittag hielt Herr Magister Schmelzer den Gottesdienst in seinem Zimmer. Zu Ende desselben



beichtete der Altvater, und empfing das h. Abendmahl sehr andächtig, wollte aber nachher nicht das Geringsste von Speise und Trank zu sich nehmen, sondern ließ sich den ganzen Tag über wechselsweise geistliche Lieder und Sterbegebete vorsingen und lesen. Nach verrichtetem Gottesdienst unten in der Kirche versammelten sich die Herren Geistlichen und Aeltesten zu ihm; allein er ließ sich in seiner Andacht nicht stören, sondern verharrte stets im Beten und Singen.

Eben diesen Sonntag, den 8. October 1730, Abends gegen Untergang der Sonne, fing der Sturm an, sich zu legen. Der Altvater bemerkte es sogleich, und sprach mit ziemlich starker Stimme: „Meine Seele wird noch vor Mitternacht bei Gott sein; inzwischen haltet an im Gebet.“ Die Herren Geistlichen beteten und sangen wechselsweise, was ihnen der Geist eingab. Der Altvater hatte die Augen geschlossen, rührte aber noch immer die Lippen bis gegen 10 Uhr, wo wir erst, indem er Herrn Magister Schmelzer die Hand reichte, bemerkten, daß ihm die Sprache vergangen war, und er immer schwächer zu athmen anfing. Jedoch der Verstand war noch vollkommen da, weil er auf etliche Fragen, die Herr Magister Schmelzer noch an ihn that, das Haupt neigte, und die Hände aufhob. Daher segnete ihn derselbe ein, und gleich, nachdem der Seiger elf geschlagen, trennte sich die Seele von seinem Körper, der nicht das ge-

ringste Zeichen des Schmerzes, weder durch Zucken noch sonst etwas von sich gab, sondern nur der Mund blieb ihm offen stehen.

Nunmehr ging das Weinen und Wehklagen bei Großen und Kleinen erst recht an; indeß die Herren Geistlichen redeten Allen tröstlich zu, so daß die meisten bei Seite traten, und ihre Klage nur ingeheim führten. Wir aber, die wir seither während der letzten Tage und Nächte sehr wenig geschlafen hatten, bestellten andere Wächter zu der Leiche, und legten uns nieder, um etwas auszurufen.

Gleich mit Sonnen Aufgang wurde dieser Trauerfall allen Inselbewohnern durch zwölf nach einander folgende Kanonenschüsse kund gethan, auch wurden Mittags von elf bis zwölf Uhr alle Glocken auf dem Kirchthurme geläutet. Am Montage drauf mußten die Maurer unter Anweisung des Herrn Lizberg auf dem Gottesacker und zwar auf der Stätte, die sich der selige Altvater neben seiner Concordia selber erwählt, ein gemauertes Grab zu wölben anfangen. Unter dessen wurde die Leiche angekleidet und in den Sarg gelegt. Zugleich fand sich ungerufen unser Maler Hollersdorf ein, und zeichnete des seligen Altvaters Gesichtsbildung ab, welches mir und vielen andern um so angenehmer war, da in dieser Betrübniß Niemand daran gedacht hatte.

Donnerstags ging die Beerdigung vor sich. Alle Kin-

der und Jungfrauen erschienen weiß gekleidet, die Frauen aber und alle Mannspersonen in schwarzer Kleidung. Die Leiche wurde nicht getragen, sondern auf einem mit schwarzem Luche behangenen Leichenwagen gefahren, wie denn auch die vier Pferde schwarze Decken ausliegen hatten. Sobald der Zug von der Albertsburg herunter ging, wurden zwölf Kanonenschüsse abgefeuert, sodann, als wir mitten im großen Garten waren, abermals so viel Kanonenschüsse, und endlich, da der Sarg in das Grab gesetzt wurde, wiederum zwölf Schüsse, auch ward mit Läuten der Glocken nicht eher inne gehalten, als bis wir Alle wieder zurück auf die Albertsburg kamen.

---

## Inhalt des vierten Bändchens.

---

	Seite
Reisebegebenheiten des Kapitain Horn.....	:
Fortsetzung der Geschichte des Eberhard Julius.....	4:
Geschichte des Franz Martin Julius.....	9
Geschichte des Herrn van Blac.....	14:
Geschichte der Charlotte van Bredal.....	20:
Fortsetzung der Geschichte des Herrn van Blac.....	23

---

